

Nils Zurawski

Budrich
UniPress



Raum – Weltbild – Kontrolle

Raumvorstellungen als
Grundlage gesellschaftlicher Ordnung
und ihrer Überwachung

Nils Zurawski

Raum – Weltbild – Kontrolle

Nils Zurawski

Raum – Weltbild – Kontrolle

Raumvorstellungen als Grundlage
gesellschaftlicher Ordnung und ihrer
Überwachung

Budrich UniPress Ltd.
Opladen • Berlin • Toronto 2014

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2014 Budrich UniPress, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-unipress.de

ISBN 978-3-86388-054-5
eISBN 978-3-86388-220-4 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Lektorat und typografisches Lektorat: Ulrike Weingärtner, Gründau

Grafik: Matthias Rau

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – <http://www.lehfeldtgraphic.de>

Inhaltsverzeichnis

<i>Abbildungs- und Kartenverzeichnis</i>	7
<i>Vorwort</i>	9
1 Raum, Wahrnehmung, Orientierung, Überwachung	11
2 Weltbilder	17
2.1 Weltbilder in der Forschung	17
Die Grenzen menschlicher Erkenntnis von Welt *	
Kearneys Weltbild-Theorie * Der Einzelne und die Welt	
* Orientierung in physischer und sozialer Umwelt *	
Überwachung von Weltbildern	
2.2 Raum als soziale Größe	29
Vorüberlegungen zu Raum und Wahrnehmung * Materielle	
Welt und Raum * Raum als Kategorie neuer Formen	
der Überwachung * Raum-Perspektiven * Raumwahr-	
nehmung und Weltbild	
2.3 Weltbilder und cognitive mapping	50
Die Welt als Totalität * Begriff des <i>cognitive mapping</i> *	
Methodisch-theoretische Dimensionen des <i>cognitive mapping</i>	
2.4 Überwachung als Orientierung in der Welt	56
Die Vermessung der <i>terra incognita</i> * Die blaue Kugel	
* Die Globalisierung von Überwachung	
3 Kartierungen	65
3.1 Raumkonzepte und Karten	67
Was können Karten? * Kommunikation und Orientierung	
* Weltbild und Kosmologie * Vermessen und Codieren	
von Welt * Ein neues Bild der Erde?	
3.2 Kontrolle und Raum	84
Die Karte „erfindet“ die Nation * Imagination und Steuerung	
* Imaginäre Karten im Konflikt Ulsters * Kriminelle Orte –	
unsichere Räume * GIS vs. alternative Modelle von Welt	
3.3 Karten und Überwachung	101
Orientierung und Kategorisierung * Inszenierung,	
Simulation, Risikoausschluss * Fenster zur Welt	

4 Überwachung	113
4.1 Was ist Überwachung?	114
Vigilare – wachen – überwachen * Panopticon und anderes	
Theoretisches * Überwachung als soziale Kontrolle *	
Digitalisierung, Klassifizierung, Informatisierung	
4.2 Videoüberwachung als räumliche Kontrollstrategie	132
Formen und Kontext * Blick der Kameras * Kameras	
rahmen die Welt * Atmosphäre eines Raumes *	
Kriminalitätsbrennpunkte und Stigmatisierung *	
Kameras & Sicherheit, Versprechen & Erkenntnisse *	
Raumkontrolle und Weltaneignung	
4.3 Neue Überwachungsregime und gesellschaftliche Praxis	157
„Schau(t) mir auf die Augen, ...“ * Die äußere Vermessung	
des Inneren * Identität und Identifikation * Konsequenzen	
von Maß und Klasse	
5 Praxis	177
5.1 Die Welt als messbare Vorstellung	177
Kann man die Welt vermessen? * Arbeiten mit Karten	
5.2 Räumliche Wahrnehmung und Überwachung	183
Untersuchungsdesign: Hamburg 2003-2007 * Kartierte	
Vorstellungen * Sicherheit: Vorstellungen, Ein-	
schätzungen & Konstruktionen * Konstruktionen von	
Raum – Erzählungen über Hamburg * Videoüber-	
wachung und der Wunsch nach Kontrolle	
6 Schlussbetrachtungen	217
<i>Cognitive mapping</i> als empirische Methode * Verortung,	
Karten und Überschaubarkeit * Überwachung als	
Forschungsfolie * Raum, Kontrolle Weltbild: Thesen für	
die sozialwissenschaftliche Forschung	
Literatur	225

Abbildungs- und Kartenverzeichnis

Abbildung 1:	Bevölkerung in Armut zu Bevölkerung insgesamt	80
Abbildung 2:	Darstellung eines Informationsraum im Cyberspace	81
Abbildung 3/4:	Portadown, Drumcree, 2001	94
Abbildung 5:	Kriminalitätsatlas Hamburg	97
Abbildung 6:	Rollen der Überwachung	120
Abbildung 7:	Sitzbänke, Magellanterrassen/Hamburg	147
Abbildung 8:	Identität & Identifikation	167
Abbildung 9:	Kartographischer Würfel nach MacEachren	181
Abbildung 10:	Weltbilder St. Georg & Boberg	214
Abbildung 11:	Niveau der Zustimmung zu Videoüberwachung	216
Karte 1:	<i>Mental map</i> von Darmstadt	177
Karte 2:	Wahrnehmung Hamburger Stadtteile, verzerrte Darstellung	187
Karte 3:	Wahrnehmung Hamburger Stadtteile, unverzerrte Darstellung	187
Karte 4/5/6:	<i>Mental maps</i> : männlich, 35, Wohnort Boberg	189
Karte 7/8/9:	<i>Mental maps</i> , weiblich, 29, Arbeitsort St. Georg	189
Karte 10:	Genannte Straßen (BAB) in den <i>mental maps</i> , nach Geschlecht	191
Karte 11:	Wahrgenommene Kriminalität zu PKS Hamburg	195
Karte 12/13:	Bewegungsraum, Bewohner St. Georg & Boberg	196
Karte 14:	Wahrgenommene Sicherheit tags, Boberg	198
Karte 15:	Wahrgenommene Sicherheit tags, St. Georg	198
Karte 16:	Wahrgenommene Sicherheit nachts, Boberg	199
Karte 17:	Wahrgenommene Sicherheit nachts, St. Georg	199

In diesem Buch werden nur ein paar ausgewählte Karten der hier zugrunde liegenden Studie wiedergegeben. Weitere Karten sowie die gezeigten in größerer Auflösung finden sich zum Download in einer pdf-Datei unter der DOI: 10.3224/86388054A:

Die Hamburg-Karte im Umschlagdesigns geht auf einen Entwurf des Grafikers Matthias Rau (www.bueroexit.de) zurück, dem ich dafür ganz herzlich danke.

Vorwort

Das vorliegende Buch ist als meine Habilitationsschrift entstanden. Die Arbeit an dem Projekt selbst, an den ersten Ideen und der (geistigen) Skizzierung des hier angeführten Grundproblems, hat bereits 1998 Jahre mit einem von mir veranstalteten Seminar zu Raum und Überwachung am Institut für Soziologie der Universität Münster begonnen. Es wurde dann konkret weitergeführt in einem Forschungsprojekt, welches die Grundlage für die in diesem Buch präsentierte Empirie ist. Unterbrochen durch andere Forschungsprojekte, zurückgestellt durch zwei Perioden von Tätigkeiten außerhalb der Universität, hat dieses Projekt seinen Abschluss in der vorliegenden Form dann 2012 gefunden. Nach einiger Überlegung habe ich mich entschlossen die Studie ohne einschneidende Veränderungen zu veröffentlichen. Allein eine redaktionelle Überarbeitung, der Teile der Einleitung zum Opfer gefallen sind, wurden von mir vorgenommen. Inhaltliche Ergänzungen wurden ganz vereinzelt gemacht, neue Literatur in einstelliger Zahl hinzugefügt.

Dabei habe ich seit Fertigstellung der Studie im Hinblick auf das von mir als grundlegend betrachtete Dilemma der eigenen Verortung in einer nur zum Teil bekannten Welt, welches Überwachung begründen kann, interessante neue und einige ältere Konzepte gefunden, die zusätzliche theoretische und konzeptionelle Ebenen hinzugefügt hätten. So hat mich Helmuth Berking auf das Konzept der „Appräsentation“ von Husserl aufmerksam gemacht, mit welchem man das Nicht-Sichtbare, aber logisch Vorhandene mitdenken kann. So ist die Rückseite eines Hauses nicht von vorn einsichtig, dennoch besteht ein Wissen, dass diese da sein muss. Das Einfühlungsvermögen oder die eigene Erfahrung vervollständigen das Bild, die Rückseite wird Teil der Repräsentation. Ob diese Repräsentation korrekt ist, wird damit nicht gesagt, wohl aber, dass es eine weitere Realität geben kann, der nachzuspüren es sich lohnt. Mit dieser Konzeption könnte auch das Verhältnis des Selbst zum Unbekannten erfasst werden, welches sich als Dilemma menschlicher Existenz entpuppen kann, wie es von mir formuliert wird. Daran anschließend hätten die Versuche der eigenen Verortung, wie ich sie mit dem Konzept des *cognitive mapping* erkläre und als Erklärungsansatz präsentiere, auch mit Verweis auf Plessners Konzept der „exzentrischen Positionalität“ erklärt, zumindest aber diskutiert werden können (auch hierfür danke ich Helmuth Berking). Insbesondere der Aspekt des Welt-Erlebens, der Raumwahrnehmung in meiner Studie, wäre hier von einigem Interesse. Das von mir beschriebene Dilemma ist somit keineswegs neu – was auch nicht die Aussage des Buches ist. Die Versuche einer Erklärung hingegen sind vielfältig, da, wie Vergunst et al (2012) feststellen, Menschen eine Neigung dazu haben, durch die Welt zu gehen und sich dabei Raum anzueignen, ihn sich zu eigen machen, auch in dem sie ihn symbolisieren und über Repräsentationen aufladen. Repräsentati-

on von etwas, was ihnen vor allem in unvollständiger Form begegnet. Ola Svenonius verdanke ich den Hinweis auf Lacans Konzept des „Mangels“, das Svenonius in seiner Analyse von Sicherheitsdiskursen einsetzt (2011), um deutlich zu machen, inwiefern Sicherheitsfantasien diese Mängel (der Welt-erkenntnis) nutzen, um wiederum Mechanismen vorzuschlagen solche zu be-
seitigen. Das Unbekannte in meiner Studie könnte in gewisser Hinsicht auch als Teil eines solchen Mangels beschrieben werden, dem sich mit Über-
wachung genähert werden soll. Es scheint aber, dass Diskurse, in denen Über-
wachung als Lösung angeboten werden, vielmehr neue Mängel durch solche
Fantasien (das Imaginäre) erst produzieren, oft zwangsläufig als inhärente
Logik. Auf jeden Fall könnte es sich für die Zukunft lohnen, hier neue Ver-
bindungen zu suchen und für eine Analyse nutzbar machen.

Und schließlich wäre für die Studie auch Luc Boltanskis wunderbares
Buch „Rätsel und Komplotte“ (2013) geradezu eine perfekte Ergänzung ge-
wesen. Nicht nur weil er das von mir skizzierte Dilemma ebenso beschreibt
(ebd. 25), sondern weil er mit der Figur des Detektivs und dem Bezug auf die
versteckten Realitäten, den „Realitäten der Realitäten“ (ebd. 51), einen Ge-
danken entwirft, der auf die vielschichtigen Beziehungen zwischen dem Un-
bekannten, der eigenen Erfahrung und Überwachung als Weltaneignungsstra-
tegie passen würde. Das Komplott als Ausgangspunkt des Weltverstehens, hat
auch Jameson (1992) bereits vorgeschlagen. Bei Boltanski wird daraus eine
noch andere Analyse, die für meine Studie mit Gewinn gelesen werden kann.
Trotz dieser neueren theoretischen Verweise, die eine noch breitere Diskussi-
on ermöglicht hätten, belasse ich es dabei, in diesem Vorwort darauf hinzu-
weisen und so die Verbindung zu ziehen.

Nicht verzichten kann ich allerdings darauf den Menschen zu danken, die
mir während des langen Entstehungszeitraumes als Kollegen und Freunde
geholfen haben – entweder als Diskussionspartner oder persönliche Stütze.
Unmöglich alle aufzuzählen, will ich hier den Versuch machen, ein paar
Menschen stellvertretend zu danken.

Zu allererst Martina Löw, für dein Vertrauen in die Arbeit und deine Hil-
fe beim Habilitationsverfahren; dafür ebenfalls dem bereits genannten Hel-
muth Berking; weiterhin Hans Jürgen Krysmanski, meinem alten und verehr-
ten Freund und Mentor. Das Gleiche gilt auch für Christian Sigrist, dem ich
als Soziologe sehr viel zu verdanken habe – beider Ideen lassen sich auch in
diesem Buch wiederfinden. Und für viele andere danke ich stellvertretend:
Stefan Czerwinski, Eric Töpfer, Thomas Hengartner, Klaus Schönberger,
Clive Norris, Kirstie Ball, Torin Monahan, David Lyon, Dietmar Kammerer,
Francisco Klauser, Sebastian Scheerer, Freia Gatchell, Henrike Schmidt, Ilka
Kreutzträger, Gerrit Herlyn, Sabine Kienitz. Einfach nur dafür, dass sie da
sind, danke ich meinen Söhnen Paul und Jan und für die unschätz- und unbe-
zahlbare Unterstützung meiner Frau Imke.

1. Räumliche Wahrnehmung, Orientierung und Überwachung

Bei einer Exkursion nach Nordirland hatten sich die Studierenden an einem Tag allein auf den Weg gemacht um Belfast zu erkunden. Die Aufgabe bestand darin sich zu orientieren. Der Student B. unternahm einen ausschweifenden Spaziergang und kam nach einem halben Tag Fußweg von Westen in die protestantische Shankill Road, dem Zentrum der loyalistisch-protestantischen Kultur der Stadt. Diese ca. drei km lange Straße verläuft über große Teile parallel zur republikanisch-katholischen Falls Road. Die Shankill- und Falls Road-Viertel sind durch Querstraßen miteinander verbunden, deren Durchlass während der Nacht jedoch durch geschlossene Tore in den so genannten *peace lines* (Stadtviertel trennende Mauern zum Zweck der Befriedung) unterbunden wird. B. fragte, nicht aus Unkenntnis, sondern aus empirisch-wissenschaftlichem Interesse, nach dem Weg zurück in die City, zurück zu unserem Hotel. Der direkte Weg wäre entlang der Springfield Road, durch die noch offene *peace line*, durch die *Falls Road* (und die angrenzenden Wohnviertel) und dann von dort nach Süden zu unserem Hotel in der Nähe der Universität. Die von ihm angesprochenen Männer jedoch erklärten ihm den Weg gänzlich anders: Nicht durch die *peace line*, sondern entlang der *Shankill Road* bis zu ihrem Fuße, dann durch die (neutrale) City selbst und von dort nach Süden sollte er gehen, mithin ein Umweg von bestimmt einer Dreiviertelstunde. Der Weg durch das („feindliche“) katholische Viertel kam ihnen nicht in den Sinn, schon gar nicht für jemanden, der zu Fuß unterwegs ist. Ihre Vorstellung von der Welt kennt die Grenzen des „fremden“ Gebietes, aber nicht die Inhalte. Es wird gemieden, Umwege werden in Kauf genommen und Wege entsprechend so auch Fremden erklärt. Der Geograph Peter Shirlow hat in Belfast Untersuchungen zu solchen (Um)wegen mit geradezu grotesk anmutenden Ergebnissen gemacht (vgl. ebd. 2006). Teilweise werden Umwege von bis zu einer Stunde in Kauf genommen, auch wenn ein Einkauf bequem auf der anderen Straßenseite hätte erledigt werden können. Und wenn man tatsächlich lange genug an dem Tor in der *peace line* verbringt, stellt man fest, dass fast ausschließlich Fahrzeuge dort durchfahren, aber fast nie jemand zu Fuß diese Grenze überschreitet. Andersherum wird jeder, der zu Fuß dort lang kommt, entsprechend beäugt, es wird kontrolliert, wer und am besten mit welcher Absicht jemand diese Grenze überschreitet. Überwachung und Kontrolle waren und sind enorm wichtig für die beiden Bevölkerungsgruppen, besonders wenn es um die alten Arbeiterviertel in Belfast geht, von denen der Kampf fast 40 Jahre lang getragen wurde (vgl. dazu u.a. Zurawski 2005, 2013).

Das Beispiel zeigt, dass Zusammenhänge zwischen räumlicher Wahrnehmung, der Orientierung im Raum und somit in der Welt (physisch und

hinsichtlich der Vorstellungen davon) bestehen. Räumliche Orientierung hängt dabei stark von den Wahrnehmungen räumlicher Konstellationen sowie den Möglichkeiten der Ausgestaltungen und der Aneignung von Räumen ab. Zwischen Orientierung und der Wahrnehmung von Räumen ergibt sich daher ein Wechselspiel, bei dem sich die beiden Aspekte gegenseitig bedingen. Überwachung und Kontrolle sind, wie im Folgenden noch genauer zu zeigen sein wird, innerhalb dieses Verhältnisses einerseits basale Notwendigkeiten, um sich grundsätzlich (gesellschaftlich und auch räumlich) zu orientieren. Andererseits hängt ihre (technische, soziale, räumliche) Ausgestaltung auch davon ab, wie ein Raum von welchen Gruppen wie wahrgenommen wird. Aufgabe dieser Arbeit ist es dieser Zusammenhangskonstellation nachzugehen.

Dass Überwachung generell als ein elementarer Teil menschlicher Gesellschaften angesehen werden kann, ist dem Bewusstsein geschuldet, dass die Welt zu groß ist, um sie vollends zu begreifen oder gar in Gänze zu beherrschen. Überwachung, so werde ich zeigen, ist der Versuch einer Orientierung in einer unübersichtlichen, ja gefährlichen Welt, welcher der Mensch allein gegenüberzustehen scheint. Die Auskunft der Männer auf der Shankill Road gab nicht nur eine räumliche Ordnung wieder, sondern eine gesellschaftliche gleichermaßen. Die *peace lines* können als eine materielle Manifestation der Überwachung und Kontrolle sowie der damit verbundenen Unsicherheiten bzw. als kontrollierende Orientierungshilfe interpretiert werden.

Hier zeichnet sich schon ab, was auch grundsätzlich für diese Arbeit gelten soll, nämlich dass Überwachung weder die niederträchtige Idee verschwörerischer Herrscher ist, noch die natürliche Konsequenz aus technologischer Entwicklung, obschon beides gegenwärtige Formen von Überwachung mitbestimmt und voran treibt. Überwachung soll als Ausdruck einer gesellschaftlichen Orientierungsleistung soziologisch wesentlich grundsätzlich betrachtet werden. Damit lassen sich erstens Einstellungen zu Überwachungsmaßnahmen und Praktiken untersuchen, zweitens die Strategien der Überwachung und Kontrolle von Räumen in ihren sozialen, kulturellen und politischen Konsequenzen (z.B. Strategien der Ausgrenzung) hinsichtlich einer veränderten Wahrnehmung aufzeigen. Weltbilder, als zentraler Aspekt dieser Arbeit, sind beeinflussbar und damit ein umkämpftes Gut zur Steuerung von Gesellschaft sowie einer politische und soziale Machtausübung. Da diese Weltbilder keine Produkte einer zentralen Institution sind (oder sein müssen), sondern es sich um eng an die sozial-kulturellen Lebensbedingungen von Menschen gekoppelte Phänomene handelt, eignen sie sich nicht nur zur Begründung von Kontrollstrategien, sie sind auch eine Ressource für Widerstand gegen ausufernde Kontrolle und Überwachung. Überwachung ist somit viel mehr als eine Form der Herrschaftsbeziehung. Als Bestandteil der *conditio humana* ist Überwachung eine individuelle, aber vor allem gesellschaftliche Orientierungsleistung, über die sich soziale Beziehungen erst he-

rausbilden oder auch später verändert werden können. Überwachung ist nötig um Gesellschaft zu ordnen, ihren Mitgliedern zu ermöglichen, sich selbst darin zu verorten, das Jenseits sozialer, aber auch räumlicher, kognitiver oder anderer Grenzen zu erschließen und im Verhältnis zu einem konzeptionell unbekanntem Anderen zu konzeptualisieren. Wenn aber von einer solchen grundsätzlichen Qualität des Phänomens ausgegangen wird, muss sich eine Analyse mit den Formen auseinandersetzen, wie Menschen sich innerhalb von Gesellschaften orientieren und verorten. An diese Forderung schließen zwei Ausgangsüberlegung an, die für weitere Betrachtungen von Bedeutung sind.

- Wenn es möglich sein sollte, die Vorstellungen von Menschen über die Gesellschaft, ihre Ordnung und den eigenen Platz darin zu beschreiben oder gar zu visualisieren, dann erscheint es auch möglich, die oft versteckten Beweggründe und Argumente für eine wie auch immer ausgestaltete Überwachungspraxis offenzulegen oder wenigstens transparenter zu machen. Unterschiede in der Bewertung von z.B. öffentlicher Videoüberwachung allein an individuellen Vorlieben, politischen Einstellungen oder den rein persönlichen Erfahrungen festzumachen, wird den tiefergehenden Beweggründen nicht gerecht. Vielmehr ist es so, dass sich Ablehnung oder Unterstützung solcher Maßnahmen in Beziehung zu weiteren Vorstellungen von Gesellschaft und der eigenen Position setzen lassen und auch davon abhängen (vgl. u.a. Zurawski 2007). Dabei sind die Möglichkeiten der Wahrnehmung von (Um-)Welt auch von den räumlichen Gegebenheiten abhängig, von denen aus jemand diese betrachtet.
- Man kann deshalb weiterhin davon ausgehen, dass Vorstellungen von Gesellschaft auch räumlich geprägt sind bzw. erfahren werden und gerade die räumlichen Aspekte zentral für die Konstitution von Weltbildern sind. Weltbilder sollen zunächst als geordnete und sozio-kulturell verfestigte Vorstellungen von der Beschaffenheit der Welt definiert werden, die sowohl Interpretationsmuster für soziales, politisches, kulturelles oder räumliches Handeln als auch für den Umgang mit Ereignissen der materiellen Welt vorhalten. Mit Weltbildern wird sowohl das primär als auch das sekundär Erfahrene gerahmt, in Einklang mit den Wirkmächten der Welt gebracht und in ihrer Komplexität für eine (bessere) Orientierung reduziert. Es bietet sich hier ein Feld, um die Strukturen von Überwachungsdiskursen und Praktiken zu untersuchen, welche auf eben diesen Weltbildern (sozial-räumlichen Imaginationen) basieren.

Die Konstitution solcher Weltbilder (manchmal auch als Kosmologien bezeichnet) basiert auf der Verarbeitung von Wissen, welches durch Erfahrungen, Tradition, Sozialisation und mediale Vermittlung (sekundäre Erfahrungen) zusammengetragen wurde. Die sozialen und räumlichen Vorstellungen stellen hinsichtlich des verarbeiteten Wissens Repräsentationen dar, die im

Sinne einer Orientierung oder Positionierung als Karten begriffen werden können. Ich bezeichne im Verlauf meiner Analyse Vorstellungen auch synonym als Imaginationen, weil damit die konstruierten, teilweise phantastischen, bildhaften, kunstvollen und künstlichen Qualitäten passender ausgedrückt werden können.

Um die Beziehung zwischen den Vorstellungen/Imaginationen, ihren (visuellen und narrativen) Repräsentationen sowie den Formen der Orientierung herzustellen, nutze ich in dieser Arbeit das Konzept des *cognitive mapping* und entwickle es theoretisch und methodisch entscheidend weiter. Mit *cognitive mapping* sollen die Ordnungen der Realität bezüglich Raum, Zeit und sozialer Beziehungen beschrieben werden. Damit geben sie auch die Parameter einer Überwachung der Welt vor, die diese Orientierungsleistungen und das daran anschließende Weltbild aufrecht erhalten. Diese sind somit beides: Quelle und Mittel von Macht und Machterhaltung. In diesem Kontext kann man Überwachung sehr wohl als eine Form der Orientierung verstehen, womit etwas zu kartieren dann ebenfalls hieße es zu überwachen bzw. es zu kontrollieren. Das bedeutet, dass der Prozess des *cognitive mapping* auch als Teil von Überwachungspraxen gesehen werden kann, mit der gesellschaftliche Positionierungen vorgenommen, vorgestellt, kontrolliert und visualisiert werden können. Und dann wäre es auch denkbar, Überwachung als ein Mittel der Formation (und der Festlegung) von Identität zu beschreiben – nicht das alleinige, aber ein in bestimmten Konstellationen relevantes und entscheidendes Mittel. Für die Arbeit ergeben sich daraus zwei leitende Fragen:

- Inwieweit ist Überwachung eine sinnvolle Folie für die Betrachtung sozialer Dynamik?
- Welche Bedeutung haben räumliche Vorstellungen für die Diskurse und Praktiken der Überwachung?

Die Möglichkeiten von Überwachung als Perspektive auf Gesellschaft sowie die Bedeutung räumlicher Vorstellungen für die konkrete und theoretische Betrachtung von Überwachung, sind zentrale Aspekte der Analyse und werden in den einzelnen Kapiteln aus unterschiedlichen Perspektiven wieder aufgegriffen.

Die Analyse ist in fünf Kapitel unterteilt, wovon sich drei jeweils einem zentralen Aspekt widmen (Weltbilder, Karten, Überwachung), diese dann in einer empirischen Analyse zusammengeführt werden (Praxis), und der Schluss einen Blick auf die theoretischen sowie methodischen Möglichkeiten einer solchen Analyse wirft.

Im Anschluss an diese Einleitung wird in Kapitel 2 die Bedeutung von Weltbildern für Gesellschaften und die Bedingungen ihrer Konzeption und Ausgestaltung erkundet. Im Fokus steht der Begriff der Weltbilder und es wird nach dem Problem menschlicher Verortung in der Welt gefragt: „Wo stehe ich im Verhältnis zur Welt?“ Kapitel 3 widmet sich vollständig dem

Thema Karten und Kartierungen und damit der Ausgestaltung des Konzeptes des *cognitive mapping*. Dabei wird ein Bogen von den Kartenkonstruktionen im Zuge der Nationenbildung des 17., 18. und 19. Jahrhunderts, über imaginiäre Karten im Nordirlandkonflikt bis hin zu der Diskussion um Geoinformations-Systeme, alternativen Perspektiven und kartographischen Modellen von Welt gespannt.

Kapitel 4 beschäftigt sich mit dem Begriff und dem Phänomen der Überwachung und basiert auf der Annahme, dass sozial-räumliche Vorstellungen die Formen der Überwachung bestimmen. Hier wird diskutiert, wieso Überwachung notwendig ist, um die Welt zu verstehen, wie Menschen in das Unbekannte hineinschauen und warum sie es erkunden wollen.

Die bisherigen Ausführungen zu Weltbildern, Karten, *cognitive mapping* und Überwachung werden in Kapitel 5 mit der Diskussion empirischen Materials zusammengeführt. Dazu werde ich die methodologischen Möglichkeiten des *cognitive mapping* diskutieren sowie die Ergebnisse einer empirischen Studie analysieren, mit denen Aussagen über Weltbilder, *cognitive maps* und die Wahrnehmung von Welt über räumliche und soziale Referenzen möglich sind. *Cognitive mapping* wird dabei als ein Verfahren präsentiert, um diese sozial-räumlichen Vorstellungen und letztlich die darauf basierenden Weltbilder zu beschreiben, sie theoretisch zu diskutieren und über die gesellschaftliche Verortung und die Beziehungen, die hinter Strategien der Überwachung oder Kontrolle stehen, nachzudenken.

2. Weltbilder

2.1 Weltbilder in der Forschung

„Ein beschränkter Mensch mag sich besonders törichte oder besonders vage Verstellungen von den Leuten machen, die hinter den Bergen wohnen. Aber auch er weiß, dass hinter den Bergen etwas geschieht – ein Gelage der Götter oder eine Intrige der Reichen. [...] Damit befindet er sich prinzipiell in der gleichen Situation wie der durch gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse oder individuelle Privilegierte: Beide sind gezwungen, sich Vorstellungen von Ereignissen zu bilden, die ihr Tun und Lassen bestimmen, ohne stets die Möglichkeit zu haben, den Realitätsgehalt dieser Vorstellungen kontrollieren zu können.“

Mit dieser Bemerkung leitet Heinrich Popitz seine Analyse zum „Gesellschaftsbild des Arbeiters“ ein (1957: 1). Es geht in jenem Werk vorrangig um die Vorstellungen von Gesellschaft – also den Ideen, die sich Menschen von der Gesellschaft machen, um sich darin zu orientieren. Um die Entstehung und Beschaffenheit solcher Gesellschaftsbilder zu erforschen, machten sich Heinrich Popitz und seine Forschergruppe in den 1950er Jahren in die Hütten und Stahlwerke des Ruhrgebietes auf. Ihr damals wie heute beeindruckendes Werk zeigt, wie soziale Lage, das Verständnis von Gesellschaft sowie der eigenen Position darin zusammenhängen – auch in Anbetracht der Tatsache, dass die individuelle Lage in Einklang gebracht werden muss, mit den Vorstellungen, die außerhalb der eigenen Erfahrung stehen, aber dennoch wichtig für das Individuum sind. Für Popitz ist die Diskrepanz, die sich aus dem unübersehbaren Komplex von Wirkungszusammenhängen, die den Einzelnen determinieren, und dem engen Bereich, der dem Einzelnen aus Erfahrungen zur Verfügung steht, ein Kennzeichen des menschlichen Weltverhältnisses. Im Gegensatz zu vormodernen Gesellschaften (Nomaden,- Jäger,- & Sammler- oder reinen Agrargesellschaften), in denen Natur einen anderen Stellenwert im täglichen Leben hat(te), stünde dem modernen Menschen, so Popitz, die natürliche Welt gleichsam entschlackt zur Verfügung. Dafür ist das Gefüge moderner Gesellschaften hingegen dermaßen komplex, dass sich die Orientierungsleistungen, um diese Diskrepanz zu überwinden, fast ausschließlich darauf konzentrieren. Die Rolle von Handlungsrationitäten, auch verbunden mit einem stärker werdenden Spezialistentum, nimmt zu. Der persönlich erfahrbare Bereich nimmt weiter ab, obwohl es ein immer größeres Reservoir an möglichem Wissen gibt. Eine Urteilsbildung kann angesichts dieser Unübersichtlichkeit mehr und mehr ins Imaginäre abgleiten (ebd.: 3 im Anschluss an Gehlen) – vorausgesetzt Menschen stellen sich dieser Zwangssituation, ohne sie zu vermeiden oder in bestimmte Denktraditionen einzubetten. Zum einen besteht die Möglichkeit, die Kontrolle über Erfahrungen aufzugeben und eine „soziale Bildwelt“ zu konstruieren, die Veränderungen ab-

schirmt. Veränderungen werden in diese soziale Bildwelt eingebaut – Vorstellungen von Mächten „jenseits der Berge“ wären dann durchaus möglich, ohne das alltägliche Leben zu beeinflussen. In diesem Fall würden sich die durch diese doppelte Realität (Gehlen in Popitz 1957: 2ff) geschaffenen Welten nicht berühren. Es ist aber auch möglich, aktiv einen Teilverzicht der Urteilsbildung zu machen – also sich bewusst einzugestehen, dass Teile der Gesellschaft sich einer Beurteilung entziehen, ohne dass eine rationale Reflexion des gesellschaftlichen Gefüges in Frage gestellt werden muss. Bei Popitz ist dieses vor allem durch ein wachsendes Spezialistentum gegeben – bei Managern und Spezialarbeitern, wie er das Spektrum benennt.

Die Grenzen menschlicher Erkenntnis von Welt

Diese Vorüberlegungen gehen der Studie zum Gesellschaftsbild des Arbeiters in den 1950er Jahren voraus, welche von dieser Zeit stark geprägt und nicht unbedingt übertragbar auf heutige gesellschaftliche Konstellationen sind. Popitz und seine Kollegen sehen eine soziale und räumliche Verortung über diese Gesellschaftsbilder, welche letztlich dabei helfen, dem Einzelnen für seine Stellung in der Gesellschaft einen erkennbaren Sinn zu ermöglichen und gleichzeitig die beiden Realitäten in Einklang zu bringen. „Verortung“ wird in dieser Hinsicht als Ort innerhalb einer natürlichen oder gestalteten Objektwelt begriffen. Diese Verortung ist dynamisch und kann sich mit Veränderungen der Objektwelt ändern. Das Gesellschaftsbild wird durch diese Verortung bedingt und beschreibt die Einordnung in ein gesellschaftliches Gefüge, welches größer ist als die eigenen Erfahrungen (vgl. ebd.: 7ff). Es tauchen hier vage Vorstellungen eines Raumbegriffes auf, der eher relational denn festgefügt ist und erste Zusammenhänge zwischen Raum und sozialer Vorstellung herstellt. Gesellschaftsbilder sind soziale Konstrukte, die beeinflussend auf eine räumliche Verortung wirken und umgekehrt. Anders als Berger & Luckmann (2003) nach ihnen, die in anderer Weise von den gesellschaftlichen Konstruktionen der Wirklichkeit sprechen und darauf ihre Theorie einer Wissenssoziologie aufbauen, sehen Popitz et al. eine – wenn auch nicht weiter verfolgte – Rolle des Raumes für solche Konstruktionen. Berger & Luckmann messen diesem explizit keine Bedeutung bei (ebd. 2003: 29). Wenn auch nicht als vordergründiges Anliegen von Berger & Luckmann so kann man Teile ihrer Theorie auch als Versuch ansehen, zu beschreiben, wie sich über das Alltagswissen „ein Pfad in den Urwald“ der nicht bekannten Wirklichkeiten schneiden lässt (ebd. 2003: 46). Die Schwierigkeiten, eine teilweise Welt in der ihrer Totalität zu erfassen, wird dort nicht zum Thema gemacht und erscheint auch nicht als Problem. So kann man mit ihrem Ansatz auch nur teilweise erklären, wie sich Menschen als soziale Subjekte eine Brücke zwischen der eigenen erfahrbaren Welt und dem großen Ganzen da draußen bauen. Dass und wie die darin verarbeiteten Wirklichkeiten gesell-

schaftlich konstruiert und letztlich auch gesteuert werden können, ist jedoch ein wichtiger Baustein für die aus diesen Wirklichkeiten bestehenden Weltbilder – welche als die am weitesten gefasste kognitive Organisation der Wirklichkeit gesehen werden können (vgl. Kearney 1984: 80). Mit dem von ihnen gewählten Beispiel der Brahmanen (Berger & Luckmann 2003: 127) machen sie deutlich, wie solche Erzählungen (der konstruierten Wirklichkeiten) ein Weltbild entwerfen und darin Machtverhältnisse sowie gesellschaftliche Beteiligungen regeln können. In derartigen Erzählungen, die auch als eben solche Brücken gesehen werden können, scheint mir eines der Grundprobleme von Gesellschaften und ihren Mitgliedern zu sein. Alle Mitglieder von Gesellschaften, gleich ob es um eine vormoderne oder hoch-technisierte, postindustrielle Gesellschaftsform handelt, sehen sich einer Welt gegenüber, die sie nur in Ansätzen selbst erfahren können und daher auf anderem Wege in ihrer Totalität erfassen müssen. Die Deutungsmuster, in denen solche Brücken zum Ausdruck gebracht werden, finden sich in der „alltäglichen Lebenspraxis“ von Menschen (Goffman 1974; Flick 2004). Die sich dort in Ausschnitten abzeichnenden „Weltbilder“ oder „Kosmologien“ beinhalten bzw. sind selbst die Sinnwelten der Individuen und Gruppen, die diese Vorstellungen teilen. Auch Goffmans Rahmenanalyse (1974) bietet in dieser Hinsicht einen Ansatzpunkt zur Erforschung von Weltbildern, die sich in jenen Routinen und Handlungsrahmen wiederfinden lassen, über welche Verhalten gesteuert, geregelt und somit Sicherheit in solchen Situationen vermittelt wird, die ungewohnt oder neu – also unbekannt – sind. Um Begriffsverwirrungen vorzubeugen, muss eine Unterscheidung getroffen werden. Weltbilder sind somit mehr als Gesellschaftsbilder – da bei ersteren der Raum eine fast konstitutive Bedeutung spielt, während dieser bei den Gesellschaftsbildern verzichtbar ist. Somit werden Gesellschaftsbilder in dieser Arbeit als Unteraspekt davon definiert.

In der ethnologischen Forschung, vor allem in der Untersuchung von Kosmologien, zeigt sich, dass bereits in vormodernen Gesellschaften versucht wurde, die eigene Welt mit einer vermuteten, aber nicht erklärbaren Welt in Verbindung zu setzen. Über die Erforschung von Kosmologien werden die Bilder und Vorstellungen von Welt und Gesellschaft vormoderner Gesellschaften sowie die Rolle des Einzelnen in ihnen fassbar. Bereits Durkheim hat in seinem Werk „die elementaren Formen des religiösen Lebens“ (1994) darauf hingewiesen, wie von in diesem Fall vormodernen Gesellschaften versucht wurde, die Natur und die nicht ergründbaren Naturgewalten als Teil der eigenen erfahrbaren Welt zu deuten. Dort wurden über die Sphären des Profanen und des Heiligen, die Einbeziehung des Außen in das Innen, Weltbilder konstruiert, die einen sinnvollen Anschluss an den Alltag boten, ohne sich den unerklärbaren Phänomenen ausgeliefert zu fühlen. Insbesondere in Ritualen zeigt sich, dass eine sozial-räumliche Totalität gedacht werden kann, denn dort treten u.a. die Ordnungen zu Tage, auf die eine Gesellschaft

aufgebaut ist bzw. dort wird diese Ordnung immer wieder neu erzeugt und für alle sichtbar gemacht (vgl. Soeffner 1992: 11). In Ritualen, (vgl. u.a. Barraud & Platenkamp 1990; auch van Gennep 1986; Sigrist 1992; dazu auch Kirsch 2012), werden Verbindungen zwischen realen und kosmischen Kräften hergestellt, die eine Verbindung zwischen beiden garantiert und somit den Fortbestand von Gesellschaft als einem Ganzen. Rituale sind Ausdruck von Weltbildern, von räumlich-sozialen Ordnungen und Orientierungssystemen. Entscheidend dabei scheint zu sein, dass hier verschiedene Sphären miteinander in Verbindung gebracht werden, über die Welt als Ganzes begreifbar wird. Wichtig für Rituale, und daraus folgend für die Konstruktion von Weltbildern, sind Klassifikationssysteme, welche als universale Merkmale von Weltbildern gelten können (vgl. Kearney 1984). Kearneys Überlegungen schließen dabei an Durkheims (und Mauss') Erkenntnis an, dass Menschen die erfahrbare Welt klassifizieren, um soziale Ordnung herzustellen. Bei Durkheim und Mauss ging es dabei vor allem um die Einteilung gesellschaftlicher Gruppen, über die eine Innen-Außen-Differenz hergestellt wurde – eine Unterscheidung, die geradezu grundlegend für die Identitätsbildung sozialer Gruppen ist (vgl. u.a. Zurawski 2000). Kategorien bilden den Bezugsrahmen für ein wie auch immer ausgestaltetes Weltbild.

Kearneys Weltbild-Theorie

Kearney (1984) hat aus der Ethnologie heraus eine historisch-materialistische Weltbild-Theorie entworfen, mit welcher er systematisch die Entstehung und Beschaffenheit von Weltbildern erklärt. Interessant ist dabei die zentrale Bezugnahme auf Raum, Zeit und die Systeme der Klassifikation. Besonders Letztere spielen auch bei Orientierungssystemen eine Rolle, die mit Überwachungspraktiken einhergehen und die besonders für moderne Kontroll-, Überwachungs- und Ordnungsregime wichtig sind. Diese Beziehung ist der zentrale Punkt des vorliegenden Buches, welche noch eingehend und detailliert analysiert wird. Dafür ist es aber notwendig, dass die grundlegenden Prämissen und Strukturen zuerst betrachtet werden.

Kearneys Ausgangspunkt für seine Weltbild-Theorie war ein von ihm gefühlter Mangel an theoretischen Konzepten für deren Erforschung. Die Anthropologie ist für Kearney eine Wissenschaft, die sich schwerpunktmäßig damit beschäftigt, wie Menschen über sich, ihre Welt, über Raum, Zeit und ihre Umwelt denken und darin handeln. Das alles allerdings ohne sich darüber Gedanken zu machen, wie diese Analysen in einem konzeptuellen Rahmen gefasst werden können. Solch ein Rahmen würde aber benötigt, um Weltbilder über Kulturen hinweg vergleichen zu können. Seine Theorie verfolgt also hauptsächlich, die Weltbild-Universalien zu benennen und so einen analytischen Bezugsrahmen zu schaffen. Mit diesem Ansatz wendet er sich vor allem gegen eine a-historische Anthropologie und stellt die materiellen und so-

zialen Bedingungen an den Anfang von Bewusstsein und Wissen ganz allgemein. Im Hinblick auf eine Theorie des Weltbildes ist dieses eine schlüssige und weiterführende Entscheidung, die sich vor allem in den von ihm vorgeschlagenen universalen Eigenschaften von Weltbildern niederschlagen. Ein Weltbild ist für Kearney die Sammlung grundlegender Annahmen, welche ein Individuum oder eine Gesellschaft über die Realität hat. Dabei ist ein Weltbild in seiner Ausprägung relativ autonom von dieser Realität selbst. Verbunden werden die Vorstellungen und die Realität über die Sinne, über Kognition und über kognitive Prozesse, u.a. logische Prinzipien, mit denen Ideen in fundamentalen Kategorien organisiert werden. Und auch Handlungen sind wahrnehmbare Effekte, die zur Gestaltung der Weltbilder beitragen können. Daraus ergibt sich ein Feedback-Modell, welches seine Dynamik aus Wissen, Handlung und der Umwelt bezieht (ebd.: 44). Kearney greift hier unter anderem auf psychologische Konzepte des *cognitive mapping* zurück (siehe Kapitel 2.3). Die universalen Eigenschaften von Weltbildern sind für Kearney: das „Selbst und das Andere“, womit die Beziehungen des Selbst zu seiner wahrnehmbaren Umwelt beschrieben ist; die „Beziehungen“ zwischen dem Selbst und dem Anderen; die „Klassifikationen der Welt“, mit denen Menschen ihre (Um)Welt ordnen; „Kausalitäten“, da in jeder Gesellschaft Vorstellungen von Handlungen und Zielen und den direkten Beziehungen zwischen ihnen bestehen; „Zeit und Raum“, welche sich auf Vorstellungen von Prozessen und Verortungen beziehen, die universal gültig und nicht notwendigerweise aneinander gekoppelt sind (ebd.: 90). Im Fall von Zeit und Raum schränkt er ihre Bedeutung als provisorisch ein, da sie unter Umständen auch nur Attribute von Weltbildern sein könnten – im Gegensatz zu universellen Eigenschaften. Die tragende Eigenschaft von Weltbildern ist in seinem Modell die Opposition von Selbst und Anderem. Daraus ergeben sich die Beziehungen, die Kausalitäten erklären, sowie die Notwendigkeit das Andere zu unterteilen, zu klassifizieren – Prozesse, die wiederum abhängig von jeweils gegebenen zeitlichen und räumlichen Bedingungen sind. Für ihn sind diese Weltbilder mit ihren universalen Eigenschaften deshalb möglich, weil er zu Grunde legt, das Menschen verstehen müssen (in einer Paraphrasierung von Aristoteles, vgl. Kearney: 66), welches Rätsel sie umgibt und wie sie eine Kohärenz zwischen sich und dem Anderem, dem Unbekannten, der Welt da draußen schaffen können.

Der Einzelne und die Welt

Weltbilder entstehen in der Verarbeitung von Wahrnehmung, welche über Klassifizierungen geordnet und über Handlungen, Ideologien und rituelle Praxen weitergegeben werden. Spezielle Rituale sind in bestimmten Gesellschaftsformen ein essentieller, in anderen zumindest ein noch rudimentär erkennbarer und oft versteckter Ausdruck solcher Ordnungen und Vorstellungen.

gen. Grundsätzlich basieren Weltbilder aber offenbar auf der Verarbeitung von Beobachtungen und den daraus folgenden kognitiven Prozessen, über die Sinn durch Orientierung geschaffen wird. Sinn vor allem im Hinblick auf den Umstand, das ein Wissen über die eigene Beschränktheit der Erfahrungen existiert. Das beinhaltet auch die Einbettung von Ungereimtheiten und auftretenden Inkonsistenzen. Beobachtung und insbesondere die speziell klassifizierende Sonderform der Beobachtung, die Überwachung, ließen sich in diesem Sinne als grundlegende Phänomene von Gesellschaft und menschlichem Sein an sich beschreiben und deuten. Das lässt sich noch einmal an der Beziehung des Selbst und des Anderen zeigen. Für Kearneys Weltbild-Theorie ist die Unterscheidung der Welt in das Selbst und das Andere essentiell. Dieses sind die beiden Pole von Weltbildern und eine grundlegende Eigenschaft (vgl. Kearney: 63f und 68ff). Das Selbst und das Andere gehen eine Beziehung der gegenseitigen Beobachtung ein – wobei es eher das Selbst ist, das der aktiv Beobachtende ist und das Andere die Umwelt. Die Beobachtung beschränkt sich bei Kearney allerdings nicht auf die Rolle eines externen Beobachters, sondern kann aktiv auf die gesammelten Informationen eingehen und dementsprechend handeln. Diese Konzeption erinnert an die sozialpsychologischen Gesellschaftsbeschreibungen von Mead (1993/1934), bei der eine Kommunikation zwischen dem „I“ (dem subjektiven Ich, dem Selbst) mit dem gesellschaftlichen Ich (dem „Me“) die Grundlage für die Herausbildung von Identität ist (vgl. Habermas 1992; Berger & Luckmann 2003: 31). Die gegenseitige Beobachtung beider und die gesellschaftliche Kontrolle des „Me“ wären so gesehen die Voraussetzungen von Weltbildern. Bei Mead entwickelt sich die Identität der Individuen aus der Gesellschaft heraus, nicht umgekehrt. Auch für die Herausbildung kollektiver Identitäten ist eine Unterscheidung in „eigen“ und „fremd“ essentiell – und die gegenseitige Beobachtung u.U. überlebensnotwendig (vgl. Zurawski 2000 zu Ethnizität; 2005). Der Mensch kann, so Mead, auf Reaktionen zurückgreifen, die sich auf vorhandene Situationen beziehen. Die Aspekte dieser Reaktionen und auch deren Einflüsse werden von ihm weder näher benannt, noch entwirft er hieraus so etwas wie den Begriff einer sozialen Kontrolle. Grundlegend bleibt allerdings der Aspekt der Beobachtung sowie ein kultureller und gesellschaftlicher Rahmen bestehen, die das Orientierungsprinzip vorgeben, welches nicht allein individuell gemacht, sondern gesellschaftlich mitbestimmt ist. Kearney weist darauf hin, dass Konzeptionen von Selbst und Anderem in ihrer Stellung innerhalb eines Weltbildes kulturell abhängig sind und somit verschiedene Weltbilder möglich sind, in denen das Selbst unterschiedlich im Hinblick auf eine Abgrenzung zum Anderen positioniert werden würde (vgl. ebd.: 72). Für diese Prozesse ist sowohl bei Mead als auch bei Kearney die Sprache ein, wenn nicht der wichtigste Träger dieser Informationen. Allerdings werden auch und besonders in Ritualen und über rituelle Handlungen Ordnungen von Kosmologien und letztlich Weltbildern vermittelt, die nicht

allein sprachlich getragen werden – die allerdings auch eine Form der Kommunikation über Handlungen und ihre Bedeutungen darstellen. Die dort vermittelten Informationen können über ihre Versprachlichung mit der Zeit auch Teil einer sprachlichen Kommunikation werden. Dennoch stehen nicht-sprachlich vermittelte Rituale ebenso für sich selbst und üben einen eigenen Einfluss auf die Entstehung und den Transport von Weltbildern, Orientierungs- und Ordnungssystemen aus.

Meads Einfluss war groß und daran anschließende Ansätze wie z.B. Berger & Luckmanns Theorie einer Wissenssoziologie gründen auch auf seinen Annahmen oder setzen sich mit diesen auseinander. Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, wie sie in Alltagssprache zu erkennen ist und in Sinnwelten vermittelt wird, weist – ohne diesen Ausdruck zu verwenden – auf Weltbilder hin, auf Wirklichkeiten, die internalisiert werden und auch hier spielt Sprache eine wichtige Rolle, aber ebenso der Umstand, dass dem Individuum ein Anderes im Prozess der Sozialisation gegenübersteht. Die Sozialisation ist bei Berger & Luckmann von der Gesellschaftsstruktur abhängig, was darauf hindeutet, dass Sinnwelten verschieden sind und diese Unterschiede auf größere Zusammenhänge zurückzuführen sind, die wiederum sozial und durch Umwelt beeinflusst werden. Interessant für das oben skizzierte Dilemma sind bei Berger & Luckmann Grundlagen des Wissens in der Alltagswelt, denn hier manifestieren sich am ehesten die Weltbilder, werden sichtbar und zeigen, dass Wirklichkeit immer nur einen Ausschnitt von Welt vor einem dunklen Hintergrund offenbart (ebd. 2003:47). Was in ihrer Beschreibung allerdings fehlt, ist ein Mechanismus, die wahrgenommene Wirklichkeit in Relation zu dem dunklen Hintergrund zu denken, ein Mechanismus für die Bearbeitung des Wissens um das Nicht-Wissen. Sinnwelten (besonders in der Dimension der symbolischen Sinnwelten) können als Teile von Weltbildern aufgefasst werden, beziehen sich in der Regel auf das Bekannte und dienen der Ordnung und der Orientierung in der Alltagswirklichkeit. Eine Brücke zu der möglichen Welt jenseits der eigenen Erfahrungen schlagen sie nicht explizit. Mit C. Wright Mills (1959) ließe sich auch eine analytische Brücke zwischen der Alltagswelt und dem größeren Ganzen von Gesellschaft und von Welt bauen. In Mills Ansatz der *sociological imagination* steht die Beziehung persönlicher Probleme (*personal troubles*) und öffentlicher Angelegenheiten (*public issues*) als ein gesellschaftlich (und soziologisch) elementares Phänomen im Zentrum. Darin versucht der Einzelne seine eigenen Erfahrungen in Einklang mit den größeren Prozessen von Gesellschaft zu bringen, ohne diese tatsächlich aus eigener Anschauung gänzlich zu kennen und zu verstehen. Wenn es methodisch und theoretisch möglich ist, Probleme der eigenen Biographie als Produkte historischen Wandels und Gelegenheit zu gesellschaftlicher Aktivität zu fassen (Krysmanski 2001: 475), dann erscheint mir hierin auch die Möglichkeit zu liegen, mit der gleichen Beziehung Gesellschaft selbst zu beschreiben. So begriff Mills die *public issues* als

„matters that transcend these local environments of the individual and the range of his inner life“ (vgl. Mills 1959: 8). Sinnwelten, Handlungsrahmen oder *public issues* – die Welt erscheint vor allem in Ausschnitten fassbar. Gleichzeitig wird die diese Ausschnitte umgebende Welt über die Meta-Rahmungen (Goffman) oder den Zusammenschluss mehrerer Milieus (Mills) gesellschaftlich relevant und analytisch begreifbar. Weltbilder sind die Organisation von Wirklichkeit, auf die Menschen zurückgreifen, um ihre eigene Position mit der sie umgebenden Welt abzustimmen – gleich wie diese sich darstellt und welche formierenden Bedingungen solchen Ordnungs- und Klassifizierungssystemen zugrunde liegen mögen (vgl. auch Searle 1995) – auch um dem Dilemma zu entgehen, dass diese Welt eigentlich viel größer ist, als sie wissentlich erfahren werden kann. Eine Kontrolle der Kategorisierungen erscheint daher konsequent, die Existenz des Phänomens Überwachung zumindest in dieser Konstellation angelegt.

Orientierung in physischer und sozialer Umwelt

Berger & Luckmann schließen die Bedeutung einer räumlichen Dimension für ihre Überlegungen explizit aus. Es lässt sich daher schwer sagen, ob sie dieser generell keine Bedeutung beimessen oder in ihre Überlegungen nur an dieser Stelle nicht einfließen lassen. Raum und räumliche Vorstellungen sind aber ebenso ein Aspekt von Alltagswelten und ein diese beeinflussender Faktor. Gesellschaftliche Konstruktionen von Wirklichkeiten hören weder an räumlichen Konstellationen auf, noch sind sie ohne sie zu denken. Das Dilemma des Nicht-Wissens (welches auch positive Seiten für gesellschaftliches Leben haben kann, vgl. Popitz 2006: 158ff) ist sozial wie räumlich verankert. Wenn Wissen und der Zugang zu Wissen auch über Macht gesteuert wird (und ihre Verteilung beeinflusst), dann gehören räumliche Aspekte ebenfalls dazu. Nicht nur der symbolische Zugang zu bestimmten Sphären von Wissen, sondern auch die explizit räumliche Verortung bestimmten Wissens ist entscheidend. Wenn also die physische Umwelt Anlass zu Interpretationen gibt, die unterschiedlich aufgefasst werden können, wenn diese Teil von Machtstrukturen ist oder als solche auf das Selbst einwirkt (in der Figur des Anderen), dann besteht konsequenterweise die Notwendigkeit Raum und räumliche Vorstellungen als Teil von Weltbildern zu behandeln und nicht als bloße Bühne für Handlungsdramen und Kommunikation. Raum ist Teil der Handlung, Teil der Kommunikation, sowohl als beeinflussender Faktor wie auch als Ergebnis und neuer Ausgangspunkt. Das Gleiche gilt für Zeit als strukturierendes Element von Welt (was auch Berger & Luckmann, anders als in Bezug auf Raum, herausstellen, vgl. ebd.: 2003: 29). In Kearneys Weltbild-Theorie stehen beide Aspekte gleichberechtigt nebeneinander, mit der Einschränkung, dass sie u.U. nur Attribute von Weltbildern sind und nicht zu deren allgemeinen Grundlagen zählen. Dass Konzepte von beiden in allen Kul-

turen vorkommen und nicht seinen eigenen Raum/Zeitvorstellungen geschuldet sind, macht er am Vorhandensein sprachlicher Konzepte fest, in denen es um Prozesse (Zeit) sowie Verortung (Raum) geht. Im Hinblick auf Orientierung, Ordnung und Überwachung sind dies zwei Schlüsselaspekte, von denen ich vor allem den Raum wieder aufgreifen werde.

Raum als Teil eines Weltbildes ist die Beziehung zwischen physischer Umwelt und dem Bild, das Menschen von diesem haben (vgl. Kearney 1984: 92f). Wie sich Menschen im Raum bewegen und verhalten ist abhängig von den Vorstellungen, die sie von diesem Raum haben. Unterschiedliche Lebensumstände, die zu einem großen Teil auch von den Umweltbedingungen beeinflusst worden sind, haben Auswirkungen auf die Vorstellungen und Wahrnehmung von Raum. Das bedeutet, dass die Vorstellungen, die in einer Umgebung gewonnen wurden, als Maßstab zunächst für alle anderen gelten. Die räumliche Ausgestaltung eines Weltbildes ist das Orientierungsraster für die Welt, die sich der eigenen Erfahrung entzieht. Das muss nicht so bleiben und kann sich mit unter veränderten Bedingungen durch Lernprozesse anpassen. Dennoch bilden diese Raumerfahrungen die räumlichen Raster von Weltbildern. Gleichzeitig wird die Möglichkeit räumlicher Wahrnehmung auch von den kulturellen und politischen Gegebenheiten mit geprägt, so dass Raum mehreres zugleich ist: sozial konstruiert und von sozialen Handlungen abhängig, als auch gleichzeitig für die Ausgestaltung sozialer Wirklichkeiten von wichtiger Bedeutung. Kearney Wiedergabe einer Erzählung von Turnbull verdeutlicht dieses: Mitglieder eines Pygmäen-Volkes aus Zaire, bei denen Turnbull sich aufhielt, konnten auf einer Autofahrt, die sie zum ersten Mal in offenes Gelände führte, keine adäquaten Entfernungsbestimmungen machen. Sie hielten eine entfernt grasende Herde von Elefanten für Insekten, da ihnen durch die Enge ihres gewohnten Lebensraumes des Waldes die Erfahrung und das entsprechende Raster fehlten (Kearney: 92f). Hieran lässt sich sehr gut illustrieren, was Latour mit lokal produziertem Raum beschrieben hat (1987: 239f), der im Fall der Pygmäen noch nicht in einem Zentrum der Kalkulation zu einem größeren Bild oder einer Konstruktion zusammengefasst worden war.

Auch die Orientierung im Raum selbst ist durch unterschiedliche Konzepte geprägt und gibt auch immer Aufschluss über vorhandene Weltbilder, über Einteilungen der Welt, geschaffene Raster und soziale Orientierungssysteme, die den bekannten Raum mit dem Unbekannten verbinden (Kearney 1984; vgl. auch Wassmann 1993, Wassmann & Dasen 1998). Somit kann Raum auch über das eigene lokale Umfeld hinaus gedacht werden, ist anschlussfähig und ermöglicht eine Verortung in räumlicher, sozialer und kultureller Hinsicht. Raum ist dabei nicht nur die physische Umgebung, sondern wird auch über die sozialen und politischen Beziehungen konstituiert. Weltbilder sind also so etwas wie die sozial-räumlichen Imaginationen der Welt —

ein Begriff mit dem im Weiteren operiert werden soll, in Ergänzung zu dem, was mit dem Konzept des *cognitive mapping* beschrieben wird (siehe 2.3).

Raum, dessen Wahrnehmung und die daraus folgenden räumlichen Konzeptionen von Welt, waren u.a. Forschungsgegenstand der Kognitionspsychologie und später – darauf aufbauend – einer modernen Geographie, die über den Raum als bloßen Landschaftsraum hinausdachte. Hiervon gingen wichtige Anstöße für einen veränderten Raumbegriff aus, wie er für die heutige Soziologie wichtig ist (vgl. u.a. Löw 2001; Schroer 2006; Klauser 2006). Anschließend an die Kognitionspsychologie hat die Geographie das Konzept des *cognitive mapping* adaptiert, dessen Fokus es war, zu untersuchen, wie räumliche Wahrnehmung stattfindet und wie Menschen sich in ihrer Umwelt orientieren und zurechtfinden (Kitchin & Friendschuh 2000; Kitchin & Blades 2002). Auch Raum ist nur mit Einschränkungen wahrnehmbar. Es besteht auch hier ein Wissen darüber, dass es mehr „hinter den Bergen“ geben muss, als selbst wahrnehm- und erfahrbar ist.

Fredric Jameson nutzt den Begriff des *cognitive mapping*, um die Beziehung des Einzelnen zu einer globalen Totalität zu beschreiben. Damit will er vor dem Hintergrund des Spätkapitalismus bzw. der Postmoderne einen Analyserahmen entwerfen, mit welchem das Dilemma menschlicher Existenz erklärt werden soll, wie es zu Beginn dieses Abschnitts angedeutet wurde. Jamesons Idee baut im Prinzip auf dem am Anfang skizzierten Problem der Verortung des Einzelnen und seinem Platz in der Welt auf. Jamesons Konzept des *cognitive mapping*, dient so der Erklärung einer globalen Totalität und der eigenen Stellung innerhalb einer nur teilweise überschaubaren Welt. (Jameson 1992; 1995). Bei Jameson geht es dabei vor allem um versteckte Machtverhältnisse, die mit einem weit gefassten *cognitive mapping* offengelegt werden können (vgl. Rilling 2007). *Cognitive Mapping* bietet hier die Chance, diese Strukturen aufzudecken und somit die Welt da draußen in Einklang mit der eigenen erfahrenen und überschaubaren Umwelt zu bringen (siehe Abschnitt 2.3). Ein Erklärungsansatz für das als Dilemma bezeichnete Phänomen ist über Weltbilder herstellbar. In diesen sozialen-räumlichen Konstruktionen lassen sich die Ideen und Muster wiederfinden, mit denen versucht wird, diese bewusste oder unbewusste, aber dennoch für die subjektive und kollektive Verortung in der Welt wichtige Lücke zu schließen und mit den gemachten Erfahrungen in Einklang zu bringen. Das Unbekannte wird in Beziehung zu der bekannten Welt gesetzt und ist so Teil eines individuellen wie sozial erzeugten Orientierungssystems, einer symbolischen Sinnwelt, welche das Bekannte und das Unbekannte gleichermaßen erklären muss und somit die Verortung des Selbst in seiner Umwelt rationalisiert. Es handelt sich dabei nicht um schlicht festgeschriebene Orientierungsmuster, die unveränderlich sind, sondern um sozial abhängige, kollektiv konstruierte, zum Teil tradierte Vorstellungs- und Orientierungsmuster und Systeme, die das Soziale und den Raum in sehr unterschiedlicher Weise integrieren bzw. the-

matisieren können. Um zu erklären, inwiefern die Beziehungen zwischen gesellschaftlichen Wirklichkeiten, einer objektiven physischen Welt und der subjektiv erfahrenen, gleichzeitig konstruierten sozialen Wirklichkeit – und dazu gehören dann eben auch die Klassifikationen etc. – und der darüber objektivierten Welt, zusammenhängen, muss man Form und Funktion der die soziale Wirklichkeiten umgebenden Welt bestimmen oder klassifizieren, wie es Searle (1995) mit dem Versuch einer Ontologie sozialer Fakten getan hat. Darin geht es auch um das Verhältnis von physischen Fakten, ihrem System und sozialen Fakten, die durch diese, aber eben auch als ihre konstruierten Repräsentationen bestehen. Raum ist nach diesem Ansatz physisch fassbar, die ihn umgebenden Kategorien und somit seine Funktionen, Bedeutungen usw. aber sind sozial gemacht. Nach Searle existiert die physische Welt unabhängig von meiner Beziehung zu ihr, und ohne dass mir diese Konstruktionen, mit denen ich daraus eine für mich sinnvolle Welt schaffe, als solche bewusst sind (ebd.: 1995: 10ff). Für die Analyse sozial-räumlicher Imaginationen bedeutet das, den Raum in seinen Funktionen, seinen Bedeutungen sowie Erscheinungsformen zu betrachten und zu untersuchen, wie diese einerseits kategorisiert werden, andererseits bestimmte Klassifikationen hervorrufen. Es geht letztlich auch darum zu schauen, inwiefern räumliche Bedingungen welche Art von Weltbildern bzw. bestimmte Strukturen formen.

Cognitive mapping sowohl als theoretischer als auch methodischer Ansatz würde es ermöglichen, das von Mills skizzierte Verhältnis privater Probleme und öffentlicher (sozialer) Sachverhalte zu untersuchen und in räumlicher Hinsicht zu fassen. Auch Mills sieht die Unmöglichkeit des Einzelnen, über seine eigene Realität hinweg zu schauen um die größeren Zusammenhänge zu erklären. Seine „*sociological imagination*“ will ja gerade eigene Positionen in Beziehung zu einem größeren Zusammenhang setzen (ebd. 1959: 7). Ist für Mills dabei der historische Kontext entscheidend, so ist dieser Zusammenhang hier nicht von primärer Bedeutung. Mein Fokus liegt auf den ausdrücklich sozial-räumlichen Verortungen und Beziehungen. Eine Annäherung an die Phänomene Überwachung und Raum über diese Ansätze erscheint mir deshalb lohnenswert, da sich hier Ansätze bieten, über die Erfahrungen des Einzelnen größere, eben soziale-räumliche Vorstellungen oder Weltbilder erschließen zu können. Eine ausdrücklich räumliche Dimension haben weder Popitz' noch Mills Ansätze dabei nicht – ganz im Gegensatz zu Jameson. Für ihn ist Raum, der globale Raum, eine entscheidende Größe seiner Betrachtungen zur Verortung des Selbst und der versteckten Strukturen von Macht und ihrer Konsequenzen.

Überwachung von Weltbildern

Im Phänomen der Überwachung kommt das „Dilemma“ zugespitzt zum Ausdruck: Überwachung ist der Versuch, Wissen über die Welt „da draußen“ zu

erlangen und sie auch jenseits der eigenen Erfahrungen zu steuern und zu kontrollieren. Dabei geht es darum, diese Welt zu einem Teil eines eigenen Erfahrungshorizontes zu machen, z.B. durch den Staat und seine einzelnen Akteure und Organisationen oder durch Unternehmen. Kirsch (2012) spricht von einer Ausweitung der Überwachung durch diese Akteure zum Zweck der Informationsverarbeitung und Wissensproduktion. Räumliches Verstehen und räumliche Konstruktionen bilden einen der Dreh- und Angelpunkte von Überwachung – speziell im Fall neuer Überwachungspraktiken, die eine direkte Anwesenheit des Überwachers und der Überwachten nicht mehr voraussetzen und deren Bedingungen auch nicht in direkter Beziehung stehen. Diese direkte Beziehung ist einer indirekten gewichen, die sich über Klassifikationen und Kategorien in Datenspuren vermitteln. Überwachung heißt immer auch Kontrolle über einen Raum, als eine dieser Kategorien, um ihn erfahrbar und damit kontrollierbar zu machen. Die aus diesem Verhältnis entstehende Dynamik lässt sich mit dem theoretisch-methodologischen Konzept des *cognitive mapping* zur Erforschung sozial-räumlicher Imaginationen (Weltbilder und ihre bestimmenden Handlungsrahmen) näher kommen. Überwachung reduziert sich hier nicht auf den Datenschutz, auf Foucault'sche Machtfragen oder die technische Umsetzung solcher Maßnahmen und ihre Auswirkungen auf gesellschaftliches Handeln. Vielmehr steht hier der Versuch im Vordergrund, Überwachung als einen essentiellen Bestandteil gesellschaftlichen Handelns – sozusagen als erkenntnistheoretische Folie selbst – zu begreifen, welche eine inhärente Qualität der ständigen Ausdehnung und Totalisierung gerade deswegen besitzt, weil sie mutmaßlich ein Instrument gesellschaftlicher Orientierung ist. Die folgenden Fragen skizzieren einige grundsätzlichen Punkte, welche sich aus dieser Beziehungen ergeben könnten: Wenn Überwachung ein Teil gesellschaftlicher Orientierungsleistungen ist, welche praktischen Auswirkungen hat das auf die Art und Formen der Überwachung?

- Welche Beziehungen zwischen Weltbildern und Überwachung gibt es und wie sehen diese aus?
- Wie werden Prozesse räumlicher Wahrnehmung von Überwachungsstrategien beeinflusst – oder ist Überwachung nur das Ergebnis bereits vorhandener Raumvorstellungen, deren Lücken hiermit geschlossen werden sollen?
- Welche theoretischen und praktischen Konsequenzen hat es, Überwachung als Folie zu verwenden, um sozial-räumliche Imaginationen zu untersuchen?
- Was lässt sich aus Weltbildern oder sozial-räumlichen Imaginationen über Überwachungsdiskurse sagen und ist es möglich, solche Beziehungen darzustellen, zu analysieren und in Beziehung setzen?

Diese Punkte zielen sowohl auf die theoretisch-praktischen Implikationen der allgemeinen Fragestellung, als auch auf die methodische Herangehensweise.

Bei letzterer geht es darum, die Beziehung zwischen Überwachungsdiskursen, räumlichen Vorstellungen und vorhandenen Weltbildern sowie deren Entstehung zu erforschen und sie möglicherweise visuell darzustellen. Um die Beziehungen und Abhängigkeiten der einzelnen Faktoren – Raum, *cognitive mapping*, Weltbild – zu verstehen, müssen wir zunächst ihre begrifflich-theoretischen Eigenheiten auf der einen sowie ihre jeweilige Bedeutung für Überwachung auf der anderen Seite verstehen. Deshalb geht es zunächst um den Begriff des Raums als soziale Größe, der zentral für die Ausgestaltung von Weltbildern und für den Kontext von Überwachung ist; im Anschluss wird das Konzept des *cognitive mapping* vorgestellt, um den theoretisch-methodischen Ansatz für die empirische Forschung zu einzuordnen; und abschließend kläre ich in einem Fazit wie Überwachung als Form der Orientierung in der Welt eingesetzt werden und welche Konsequenzen dieses für Gesellschaft und die Wahrnehmung sozialer Beziehungen haben kann.

2.2 Raum als soziale Größe

Vorüberlegungen zu Raum und Wahrnehmung

Raum und ein moderner Raumbegriff, das wurde aus dem vorherigen Abschnitt deutlich, sind von zentraler Bedeutung für eine Forschung zu Überwachung. Die Gründe dafür liegen in den diskursiven Konstruktionen von Raum, wie sie im Zuge von Überwachungsmaßnahmen entstehen, für diese nötig sind sowie eine Überwachung überhaupt erst (ideologisch) möglich machen. Ein Raumbegriff wie ihn u.a. Löw (2001) vorschlägt, kann jene Grundlage bieten, wie sie für eine Untersuchung der Beziehungen von Raum, Wissen und den Repräsentationen von Raum als Teil von Überwachung nötig ist. Löw hat Raum als soziale Größe umschrieben, die durch die Beziehung von Handlungen und Anordnungen gleichermaßen bestimmt wird. Als soziologischer Begriff ist Raum keine feste physische Größe, in dem Menschen unabhängig von ihm handeln, sondern selbst Teil der Handlungen und durch diese erst konstruiert. Ein solcher relationaler Raumansatz hat sich in den letzten Jahren in vielen Disziplinen durchgesetzt (vgl. auch Glasze, Pütz & Rolfes 2005; Schroer 2006; Klauser 2006; Belina 2007). Löw hat in ihrer Raumsoziologie die Geistesgeschichte des Raumbegriffes für die Soziologie nachgezeichnet, die sich hauptsächlich zwischen den beiden Polen relativistisch und absolutistisch abspielte. Ohne die Geschichte des Raumbegriffes in Gänze hier aufzurollen (dazu vgl. Löw 2001), sind es die Konzeptionen von Lefebvré (1968), Raffestin (1980 zitiert in Klauser 2006: 100ff) und Soja (1989, 1996), die den Weg zu einem durch soziale Handlungen produzierten Raum geebnet haben (vgl. hierzu auch Werlen 2009).

Raum ist eine soziale Größe insoweit als er einen Bezugsrahmen für menschliches Handeln bereitstellt und andererseits durch soziales Handeln erzeugt und gestaltet werden kann. Damit ergibt sich ein Problem, welches hier im Hinblick auf die Bedeutung von Raum und speziell der Wahrnehmung für Weltbilder und Überwachung erörtert werden soll: nämlich die Fragen ob Raum gänzlich aus der Anordnung sozialer Beziehungen heraus entsteht oder ob zu diesen Anordnungen auch die physische Umwelt und die kognitiven Vorstellungen gehören, die einen Raum auch ohne die sozialen Handlungen konstituieren und welche Wechselwirkungen es zwischen diesen Formen der Räumlichkeit gibt. Neuere Definitionsansätze konzentrieren sich vor allem auf die Relationalität von Raum, der durch soziales Handeln entsteht und dabei den Raum in seinen physischen Dimensionen an den Rand drängt. Eine Antwort darauf ist für die Untersuchung von Raumvorstellungen und ihren Repräsentationen wichtig, da Vorstellungen auch von den Bedingungen physischer Erscheinungen und ihres symbolischen Gehaltes abhängen. Insbesondere letztere werden erst unter bestimmten sozialen Bedingungen in der einen oder anderen Art wahrgenommen und einer qualitativen Wertung unterzogen. Daher zunächst einige Überlegungen, die die Schwierigkeiten des Themas und den Umgang mit dem Begriff darstellen.

Physischer Raum ist nicht allein der Bühnenhintergrund und auch nicht nur die Bühne vor und auf der soziales Handeln stattfindet, aber wichtig für die Vorstellungen, die von Gesellschaft existieren können, denn eine territoriale Verortung (auch imaginär) ist – insbesondere beim Phänomen Überwachung – nach wie vor von Bedeutung. So kann davon ausgegangen werden, dass unterschiedliche naturräumliche Bedingungen mit verschiedenen Typen von Gesellschaft – von Jäger- und Sammlergesellschaften bis hin zu hoch industrialisierten, postmodernen Gesellschaften – jeweils andere Beziehungen und Interpretationen zu den sie umgebenden räumlichen Konstellationen eingehen. Wassmann hat dieses anhand von Untersuchungen zu Orientierungssystemen bei Gesellschaften auf Papua-Neuguinea und Bali gezeigt (ebd. 1993; Wassmann & Dasen 1998). Diese unterscheiden sich grundlegend von einem europäischen Orientierungsmodell und sind u.a. in den naturräumlichen Gegebenheiten ihrer Umwelt verankert. Das macht ein solchermaßen gewonnenes Raumverständnis jedoch keinesfalls unflexibel oder knüpft es strikt an eben diese physischen Bedingungen, sondern schließt mögliche Transferleistungen in andere Räume mit ein – wobei die begrifflichen und kognitiven Bezüge zu den ursprünglichen Mustern der Orientierung erhalten bleiben. Es ist jedoch nicht allein der Raum bzw. eine konkrete räumliche Anordnung, die eine bestimmte Interpretation vorgibt, vielmehr besteht ein Wechselspiel zwischen diesen und den Möglichkeiten und Bedürfnissen von Individuen sich darin zu bewegen. Räumliche Anordnungen werden wiederum ebenso von den gesellschaftlichen Strukturen vorgegeben wie sie diese mit prägen. Ein Raumbegriff, wie er sich in den Sozialwissenschaften durch-

gesetzt hat (vgl. u.a. Löw 2001; Jiménez 2003; Schroer 2006), beschreibt Raum vor allem als sozial konstruiert, durch Handlungen geformt und erfahrbar, aber eben nicht zwingend territorial umschlossen oder determiniert. Die naturräumlichen Bedingungen und die gesellschaftlichen Möglichkeiten damit umzugehen, treten so in den Hintergrund, ihre Relevanz wird stark beschnitten. Dabei ist es ebenso wichtig zu wissen, wie ein Raum, eine Landschaft oder ein bestimmter Ort beschaffen sind, damit bestimmte Formen sozialer Handlungen und Handlungsoptionen erst analysiert werden können. Dieses ist auch wichtig um zu entscheiden, ob sich ein als räumlich erklärtes Phänomen überhaupt als solches mit den vorhandenen Begriffen adäquat fassen lässt, wie dieses z.B. in Diskussionen über virtuelle Räume oder den „Cyberspace“ oft nicht der Fall ist. Die naturräumlichen und künstlich hergestellten physischen Tatsachen von Räumen sind insofern von Bedeutung, da sie soziale Handlungen beeinflussen können. So können Räume oder räumliche Elemente Grenzen setzen, um damit ein Innen und ein Außen herzustellen. Soziale Handlungen werden dann zunächst auf die jeweilige Konnotation zurückgeworfen. Diese Grenzen bestimmen nicht in deterministischer Weise das jeweilige soziale Handeln per se, aber sie sind ein Teil der räumlichen Anordnung, mit denen soziales Handeln zurecht kommen muss, an dem es sich verändert oder eben den Raum selbst neu interpretiert oder neu ordnet. Physische, durch den Raum gegebene Grenzen oder auch in den Raum hineingesetzte Grenzen sind häufig Mittel von Macht und Herrschaftskontrolle, wie zum Beispiel die Grenzen rund um die palästinensischen Gebiete, über die Israel mit einer räumlichen Anordnung die eingeschlossenen Gebiete und die darin lebenden Menschen kontrolliert (vgl. Algazi 2008: 311ff; vgl. auch Zureik 2010). Als künstliche Grenzen wären sie das, was Löw mit den materiellen Gütern beschreibt. Da solchermaßen künstliche wie natürliche Separationsstrukturen konstitutiv für Weltbilder und ihre Reproduktion sein können (Innen-Außen, wir-ihre), muss auch ein Blick auf physische Ordnungen möglich sein, um Raumkonstruktionen zu erfassen und deren Wahrnehmung zu untersuchen. Die grundsätzliche Unterscheidung von Form und Funktion, von Beschaffenheit und Bedeutung und deren Beziehung darf nicht der grundsätzlichen Annahme von räumlichen Konstruktionen hinterherhinken. Diese Prämissen sind für Weltbilder, ihre Beschaffenheit und Entstehung ebenso wichtig wie für die Untersuchung von Überwachung, Überwachungspraktiken und Kontrolldiskursen. Auch Überwachungs- und Kontrollmaßnahmen können einerseits mit vielfältigen Eingriffen in den Raum einhergehen, andererseits können räumliche Bedingungen zur Kontrolle und Überwachung genutzt werden. Letzteres würde bedeuten, dass räumlichen Elementen neue Bedeutungen gegeben würden, die wiederum soziales Handeln beeinflussen können. Blickt man aus der Perspektive der Überwachung auf den Raum, dann handelt es sich bei den Zielen von Überwachung häufig um Ter-

ritorien, einen konkreten Ort oder einen nicht näher definierten Raum im nicht-territorial verankerten Sinn.

Materielle Welt und Raum

Im Umgang mit Raum war eine absolutistische Sichtweise lange bestimmend. Die wichtige und zentrale Rolle, die dem Raum als soziologische Kategorie zukommt, die ihn nicht nur als Hintergrund für Gesellschaft betrachtet, ist noch relativ jung. Die Rede ist deshalb auch von einem *spatial turn*, der allerdings nicht verdecken kann, dass es in anderen Disziplinen sehr wohl Ansatzpunkte für einen anderen Raumbegriff gegeben hätte, wenn er nicht ohnehin schon längst vollzogen war und seine vehemente Akklamation nur die gesteigerte Aufmerksamkeit für eine „räumliche Seite der Geschichte“ darstellt (Schlögel 2003: 68, auch 12ff, 60ff; Haller 2009: 109ff). Besonders in dem Material ethnologischer Studien hätten sich sehr wohl Bezüge zu einem relationalen Raumverständnis herauslesen lassen können, z.B. im Zusammenhang mit räumlichen Tabus, magischen Orten und ähnlichen Bereichen. In ihrer eigenen Theoriebildung allerdings war die Ethnologie, so die Kritik, ebenso fixiert auf starre Gebilde (vgl. Alfonso & Gandelsmann-Trier 2007; Kokot 2007). Vor allem das Konzept der anthropologischen Orte in Abgrenzung von so genannten Nicht-Orten von Augé bezieht sich ausdrücklich auf einen relationalen Ansatz, in dem Orte zu „fließenden Polen“ werden (Augé 1994, auch Hengartner 1999). Auch die Unterscheidung von de Certeau (1988) von Ort und Raum, letzterer als ein Geflecht beweglicher Elemente, welches nicht stabil ist, „*an dem man etwas macht*“, weist auf Möglichkeiten eines nicht containerhaften Raumbegriffes in der Ethnologie bzw. Kulturanthropologie hin. Haller (2009) zeigt, wie eng die Disziplin Ethnologie mit Konzepten von Raum verbunden ist und auch, dass es große Unterschiede im Umgang mit dem Konzept in verschiedenen Wissenschaftstraditionen gegeben hat und wohl noch zum Teil gibt (z.B. der deutschen und der britischen). Das bedeutet noch nicht die Annahme eines Raumkonzeptes, das ein relationales Verständnis von seinem Gegenstand pflegt, aber dafür sehr wohl die Möglichkeiten geboten hätte. Setha Low fordert mit dem Konzept der *embodied spaces* die Hinzunahme des Körpers in die Überlegungen zu Raumproduktion und Wahrnehmung, um die Beziehungen zwischen Raum, Kultur und Körper besser zu verstehen und letzteren nicht nur als kulturell oder sozial zu füllenden Container zu benutzen, sondern als sich bewegenden Raum mit einer eigenen Logik (vgl. ebd. 2003). Selbst die primär mit Raum befasste Wissenschaft, die Geographie, hat sich diesem Paradigma geöffnet, welches aus ihr selbst heraus entstanden ist (wenn auch nicht in Deutschland, vgl. u.a. Werlen 2009). Geographische Ansätze haben sich besonders mit der Beziehung von physischem Raum – also natürlicher Umwelt – und den mit Bedeutungen versehenen Konzeptionen von Raum, wie sie die Sozial- und

Geisteswissenschaften vertreten und benutzen, beschäftigt. Damit sind Begriffe und Konzepte wie Landschaft oder Territorium verbunden, die jeweils auf besondere Arten räumlicher Anordnung und Abgrenzung hinweisen (vgl. hierzu Kath & Rieger 2009). Raum und soziale Handlungen als per se globales Phänomen gedacht, hat Appadurai mit dem Konzept der *scapes* (Landschaften). Soziale Beziehungen ergeben bilden eine Einheit über einen Raum hinweg und konstituieren so diesen Raum jenseits von Territorien erst – *ethnoscapes*, *mediascapes* usw. (Appadurai 1996; vgl. auch Schmidt, Teubner & Zurawski 2006). Darin ähneln sie dem von Castells entworfenen „Raum der Ströme“ (*space of flows*, ebd. 1996), die im Informations-Zeitalter den Sitz der Macht repräsentieren und die sozialen Beziehungen und Herrschaftsverhältnisse steuern. Fast ortsungebunden erscheint Castells‘ Netzwerk, was das Konzept in Bezug zu manchen sozialen Phänomenen und Konstellationen nicht immer tragfähig macht, z.B. in seiner Unterscheidung von Selbst und Netz (1997; hierzu auch Zurawski 2000). Dennoch hat sich der Begriff des Raumes hier bereits weit von einer absolutistischen Vorstellung entfernt. Solche Vorstellungen allerdings sind nicht unwichtig für bestimmte Kontrollpraktiken und Überwachungsmaßnahmen, wenn auch nicht tragfähig als Ansatz für eine soziologisch-anthropologische Betrachtung von Raum, wie ich sie hier in weiten Teilen zugrunde lege.

Im Hinblick auf die Kartographie und das Konzept des *cognitive mapping* ist ein relationaler, in sozialen Handlungen verankerter Raumbegriff zentral, aber eben nicht erschöpfend. Vorhandene räumliche Konstellationen und physisch messbare Gegebenheiten dürfen dabei nicht ignoriert werden – denn es ist wichtig zu sehen, wie diese interpretiert und gedeutet werden bzw. welches Machtpotential sich aus ihnen ergibt, über die Möglichkeiten der Darstellung zu verfügen und zu bestimmen. Dennoch, so gibt Werlen zu bedenken, sollte bei der Begriffsbestimmung darauf geachtet werden, dass die Konzepte nicht vermischt werden – also physisch-geographische Wirklichkeiten nicht durch soziale Raumkonzepte erklärt werden und umgekehrt. Es sei daher nicht möglich, vom physisch-materiellen Raum im Sinne einer materiellen Entität zu sprechen (Werlen 2009: 152). Dennoch sei „von einem handlungszentrierten Standpunkt aus Raum als eine begriffliche Konzeptualisierung der physisch-materiellen Wirklichkeiten zu verstehen“, die wegen der Körperlichkeit der Subjekte von Bedeutung ist. Deutlich wird in diesen Ausführungen, dass Raum nicht nur durch Handlungen erklärt werden kann, eine alleinige soziologische Konzeption nicht reichen würde. Der physische Raum, gerade wenn es um seine Interpretation durch Menschen geht und daran anschließende Veränderungen im Hinblick auf Kontrolle, Einschließungen oder Ausgrenzungen, ist ebenfalls enorm wichtig. Die Materialität der physischen Umwelt muss auch für einen soziologischen und andere darauf aufbauende Raumbegriffe von Bedeutung sein, denn nur dann können die Beziehungen zwischen dem physischen Raum und den ihm gegebenen Be-

deutungen adäquat analysiert und beschrieben werden. Die Materialität eines Raumes ist dabei nicht als Staffage zu verstehen, als Theaterbühne auf und vor der gehandelt wird, sondern sie ist Teil der Handlung, wenn nicht sogar die Handlung selbst (vgl. Fletcher 2006: 112, *material as behaviour*; auch Wells 2007). Forschungen zu materieller Kultur würden dann auch fragen, was der Raum (oder Elemente darin) mit den Menschen machen, wie diese wirken und so Teil der Handlungen sind (vgl. Miller 2005). Die Analyse von Räumen beinhaltet immer die Frage nach Erscheinung und Beschaffenheit eines Raumes/eines Ortes/einer Lokalität sowie seiner Funktion. Im Fall von Überwachung geht es um seine narrativ-diskursive Bedeutung und der durch die Wahrnehmungen gesteuerten Ausgestaltung und ihrer (räumlichen) Konsequenzen (z.B. im Falle von Überwachungsmaßnahmen oder der Stigmatisierung als so genannte Kriminalitätsbrennpunkte). Es muss also möglich sein, einen Raum in seiner Materialität zu beschreiben, um darauf aufbauend die ihn umgebenden Konzepte, Interpretationen und Funktionen zu analysieren. Materialität und Interpretation, die sozial gefilterten Wahrnehmungen der physisch-materiellen Wirklichkeiten bedingen sich dabei gegenseitig und führen erst zu dem, was wissenschaftlich mit unterschiedlichsten Raumbegriffen erklärt und alltagspraktisch in verschiedenen Wahrnehmungen und Diskursen von Räumlichkeit zum Ausdruck kommt.

Besonders an der Geschichte der Kartographie wird deutlich, wie wichtig die Beherrschung der Raumdeutung ist. Raum ist eben nicht nur eine die Menschen umgebende physische Materie, die auf alle gleich wirkt. Er kann zum einen benutzt werden, um Abgrenzungen zu schaffen, und zum anderen können diese Ab- und Ausgrenzungen in diese Materie eingeschrieben werden (vgl. Kap 3). Andererseits wirkt auch der physische Raum zurück und wird „handelnder“ Teil von Karten und dem Verständnis von Gesellschaft. Raum ist somit das Produkt sozialer Handlungen im Zusammenspiel mit physischen Gegebenheiten, die wiederum mit Bedeutungen aufgeladen sein können, gerade weil sie als Umgebung auf Menschen (Individuen und Kollektive) wirken. Der Umgang mit diesen materiellen Gegebenheiten ist auch abhängig von der Wahrnehmung dieses Raums und den damit zusammenhängenden Bedeutungen (vgl. Kearney 1984: 92f). Diese Dynamik beschränkt sich nicht allein auf den bekannten Raum, sondern erstreckt sich auch auf das, was nicht aus eigener Anschauung bekannt ist. Die menschlichen Kenntnisse von dem, was sein direkte Umwelt umgibt, bleiben notwendigerweise unvollständig. Weltbilder können diese Lücken und scheinbaren Orientierungslosigkeiten überbrücken. Sie sind der Schlüssel, um die Wahrnehmungen von Raum, mögliche Kategorisierungen und Kontrollpraktiken dieser unbekanntem und bekannten Räume zu verstehen und als Teil eines Ganzen zu untersuchen. Die Produktion von Raum beinhaltet nicht nur die bekannten Räume, sondern erschließt auch die unbekanntem Räume – und stellt für diese ebensolche Konstruktionen her. Orientierung ist vor diesem Hintergrund nur

dann möglich, wenn Kategorien existieren, die den Raum ordnend einteilen. Überwachung stellt genau diese Ordnung her, klassifiziert und kategorisiert Raum und Gesellschaft und schafft somit Orientierung. Die Hintergründe, Ordnungsfaktoren und die Orientierungskategorien für Überwachung müssten sich dann über die Weltbilder sowie über die Konstruktionen von Raum bestimmten lassen. Ausgangspunkt für mein Nachdenken über den Zusammenhang von Raum und Überwachung sind Konzepte von Weltbildern, in denen sich eben jene Orientierungsleistungen widerspiegeln. Dabei spielen Kartierungen eine Schlüsselrolle, denn über sie lassen sich Vorstellungen von Gesellschaft erkunden und die beiden Phänomene in Beziehung zueinander setzen (vgl. u.a. Monmonier 2002: 1). Überwachung vor diesem Hintergrund bedeutet nichts anderes, als eine klassifizierende Ordnung der Welt zu schaffen und kann so als Mittel eingesetzt werden, um auf andere Art über Raumaneignungen nachzudenken. Damit können Kontrolle und verschiedene Formen der Überwachung als elementare Aspekte von Gesellschaft erschlossen werden.

Raum als Kategorie neuer Formen der Überwachung

Wie auch immer Raum definiert wird – in dem was Marx (2005) als „neue Formen“ der Überwachung bezeichnet hat, wird er zu einer Kategorie von Kontrolle und Überprüfung (vgl. auch Lyon 2007; Haggerty & Ericson 2006). Der Unterschied von neuen und alten Formen der Überwachung besteht hauptsächlich im Verhältnis zu Objekten der Überwachung sowie ihren Strukturen. Nicht das bloße Beobachten (*observation*) von Personen, die häufig vorher bekannt sind, wird in den Mittelpunkt gestellt, sondern verstärkt die Überprüfung (*scrutiny*). Vom reinen Kontrollaspekt haben sich technologische Überwachungspraktiken und ihre gesellschaftlichen Pendant immer mehr zu Überprüfungs- und Steuerungsinstrumenten entwickelt. Die *traditional surveillance*, also die Kontrolle einzelner Personen und kleiner Gruppen, hat sich zur *new surveillance*, als einer Überprüfung von Kategorien, Mustern und Gruppen gewandelt (vgl. Marx 2004; Samatas 2004; Zurawski 2006a). Damit ändert sich auch der Fokus, der nun vorrangig kontextbezogen ist und sich auf Räume, Orte, Zeitabschnitte, Kategorien von Personen konzentriert (vgl. auch Graham & Wood 2003). Es werden Kategorien überwacht bzw. deren Auftreten und Verhalten überprüft. Alte Formen der Überwachung orientieren sich eher an dem Begriff der sozialen Kontrolle. Jedoch verschoben sich bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Schwerpunkte, u.a. durch die Einführung quasi-wissenschaftlicher Methoden der Klassifizierung von Personengruppen anhand körperlicher Merkmale (vgl. Kammerer 2007, 2008; Berchtold 2007; zur Geschichte der Rasterungen vgl. auch Nusser & Strowick 2003, siehe auch Kap. 4.3). Als Kategorie innerhalb von Überprüfungsregimen, angesichts riesiger Datensammlungen und den

Auswertungsalgorithmen scheint Raum seine konkrete Bedeutung und materielle Qualität zu verlieren und zum Raum der Wahrscheinlichkeiten zu mutieren (vgl. Bogard 2006: 59). Während es bei Foucault noch konkrete Räume waren, innerhalb deren fest umrissener Grenzen diszipliniert wurde und in denen die Überwachung quasi in den räumlichen Anordnungen eingeschrieben war, sind es nun die Beziehungen und definitorischen Konstruktionen von Räumen, die einer Überwachung unterliegen. Ein physischer Raum, kann nach der Logik neuer Überwachungsformen verschiedene Kategorien bilden, je nach dem mit welchen Daten er kombiniert wurde. Es geht nicht mehr um die bloße Disziplinierung von Menschen und Gesellschaften, sondern um die Kontrolle einer nur angenommenen Konformität, eines Idealbildes, welches tatsächlich nur in der Phantasie oder einer Simulation existiert (vgl. Zurawski 2007a).

Die konkreten Praktiken der Überwachung und Kontrolle sind räumlich und sozial begründet, wie sie gleichermaßen Räume konstruieren und räumliche Vorstellungen formen. Solche Rückkoppelungen können in selbstreferentieller Weise die Begründung einer Kontrolle gleich mitliefern („*an kriminellen Orten sind Kameras, die darauf hinweisen, dass dort ein krimineller Raum sein muss, weshalb er überwacht werden darf*“, siehe Kapitel 3). Es entstehen eventuell neue räumliche Interpretationen, die wiederum Grundlage für neue Elemente sozialen Handelns und sozialer Beziehungen sein können. Raum ist jedoch nicht allein sozial konstruiert und von sozialen Handlungen abhängig, sondern als physisch-kognitiver Bezugsrahmen auch für die Ausgestaltung sozialer Wirklichkeiten wichtig. Soziales Handeln und physisch-räumliche Bedingungen sind als eine Einheit zu sehen um die Beziehungen von Weltbildern und Überwachung zu untersuchen. Denn die Überwindung von Grenzen – sozialen und physischen – ist geradezu ein Grundmerkmal von Überwachungspraxen. Am Beispiel öffentlicher Videoüberwachung will ich das kurz illustrieren.

Videoüberwachung und Raum. (verstanden als territoriale Vorstellungen eines konkret verortbaren Raums), hängen eng miteinander zusammen. Die Kameras überwachen Orte (öffentliche Plätze und Straßen) – fest umrissene physische Räume, in denen Menschen sich bewegen, aufhalten oder leben. Der überwachte Raum wird so als feste, messbare Größe angenommen, in etwa wie ein Container, in dem soziale Handlungen ablaufen, die dann beobachtet werden und entsprechend festgelegter Normen bewertet werden. Dass es sich hierbei um eine an der Wirklichkeit gesellschaftlichen Lebens vorbeigehende Sichtweise handelt, ist offensichtlich. Denn Orte sind abhängig von den Handlungen der Menschen, die eine soziale oder personale Beziehung zu dem Raum aufbauen. Ihr Verhalten richtet sich nach den Normen und Erwartungen, die an öffentliche Orte geknüpft werden und daran welche Bedeutung dieser Raum zum Zeitpunkt des Handelns für sie hat. Die essentielle Annahme von (fixen) Räumen, die in ihrer physischen Beschaffenheit be-

schrieben werden können, erscheint so gesehen konsequent. Im Kern einer solchen Auseinandersetzung geht es aber eigentlich um die Frage, wer die Hoheit über die Definition besitzt, was einen Raum ausmacht und wer ihn wie bestimmen und letztlich auch benutzen darf. Erwartungen und Bedeutungen jedoch sind eher weiter als enger gefasst. Eine Überwachung, die nur festhält, was an dem als „Kriminalitätsschwerpunkt“ definierten Ort passiert, nicht aber evaluiert, ob diese Annahme überhaupt gerechtfertigt ist, legt den so bestimmten Ort auf diese Funktion fest und verengt die Normen, ohne dass sich die dort aufhaltenden Menschen dieser Normeneinschränkung bewusst sind. In den meisten Fällen von Videoüberwachung ist ein solcher Raum territorial gebunden. Der Raum oder spezifische Ort wird als „Kriminalitätsschwerpunkt“ per Definition geschaffen und gleichermaßen kriminalisiert (Czerwinski 2007; Czerwinski & Zurawski 2008). In einem solchen „Kriminalitätsraum“ handeln Menschen – so die Annahme der Überwacher – nach dem Entweder-oder-Prinzip, etwas anderes ist nicht vorgesehen. Nun ist öffentliche Videoüberwachung keine geheime Veranstaltung, sondern den Menschen bekannt, nicht jedoch die Parameter und Normen der Abweichung und Kategorien der Aufmerksamkeit, nach denen überwacht wird. Die Kamera ist ein materielles Gut und ihre Existenz in gewisser Hinsicht auch eine soziale Handlung, welche auf das Handeln von Menschen einen Einfluss hat und zu neuen Interpretationen, Handlungen und Wahrnehmungen führen kann. Darüber hinaus setzen Kameras Grenzen (Klauser 2006). Sie teilen Orte in solche mit und solche ohne Kameras, was in der Konsequenz zu neuen Räumen und Raumbildern führen kann, die jenseits der Territorialität der durch die Kameras verfolgten Intention und ihres Fokus auf eine spezifische Lokalität führen kann. Ein „Kriminalitätsschwerpunkt“ wird durch die Definition erst dazu gemacht, ungeachtet der Bedeutungen und Vorstellungen, die sonst noch von diesem spezifischen Ort existieren können. Die Kennzeichnung als „gefährlich“ aber bringt wieder neue Vorstellungen hervor, beeinflusst möglicherweise die Wahrnehmung und damit das soziale Handeln von Menschen an dem Ort, vielleicht sogar die physische Umgestaltung des Ortes selbst. Die Begründung für die Kameras wird mit ihrer Installation gleichermaßen gegeben, denn nur dort, wo Kameras sind, seien sie demnach auch nötig. Dieses ist eine absurde, aber wirkmächtige Logik, die die Praxis der Videoüberwachung vielfach umgibt (vgl. dazu auch Kapitel 4.2). Ähnliche Konsequenzen haben Karten, die als Visualisierung von Kriminalitätsstatistiken Stadtviertel als hoch oder niedrig durch Kriminalität belastet ausweisen. Allein die Wahl des meist groben Maßstabes wird der sozialen Wirklichkeit nicht gerecht. Darüber hinaus suggerieren solche Karten, dass Räume und spezifische Lokalitäten verantwortlich für die erfassten Taten sind: Es sei der Raum der kriminell ist – und darum gemieden, überwacht, kontrolliert, stadtplanerisch erneuert werden müsse. Solche Raumbilder missachten so ziemlich jeden anderen Faktor, der einen Raum als solchen definiert – ganz abge-

sehen von der Vielfältigkeit der Bedeutungen und Zuschreibungen, die generell möglich sind.

Ein Raumbegriff, der in solcher Weise zu einem Objekt von Definitionsmacht wird und mit dem die Möglichkeit besteht, über Raum und Raumanordnungen per Definition Kontrolle auszuüben sowie gesellschaftliche Prozesse zu steuern, ist auf eigentümliche Weise ambivalent. Einerseits wird Raum als fest umrissene physische Größe aufgefasst, der andererseits die Eigenschaft „kriminell“ zugeschrieben wird, also ein auf Handlungen basierendes Attribut. Es scheint gerade so, als ob der Raum selbst handeln würde oder gar auf das Verhalten der Menschen einwirken könnte: In diesem Raum wird man kriminell. Beides wird in der Definition von Raum und wie er sich konstituiert zu einem Teil sozialer Aushandlungsprozesse. Solchermaßen gestaltete Raumbilder sind Schlüssel zu einer Orientierung schaffenden Weltbild, in welchem sich im Umkehrschluss auch die grundlegenden Annahmen und Prämissen für Kontrolle und Überwachung ablesen lassen. Raum wird in dem obigen Beispiel konstruiert, definiert und als Instrument von Machtausübung zur Kontrolle eingesetzt. Dabei wird ein Raumbegriff, der sich auf soziale Handlungen bezieht, eingeengt und jene gar völlig negiert. Dennoch lassen sich aus solchen Definitionen auch Rückschlüsse auf die Wahrnehmung und die räumlich vermittelten Machtstrukturen ziehen – damit letztlich auf bestimmte Weltbilder, in der solche Annahmen ihren Ursprung haben. Was nach diesen Ausführungen offen bleibt, ist eine Definition von Raum als sozialer Größe, die es zulässt, der Frage nach Überwachung rechtfertigenden Weltbildern, ihren Raumkonzeptionen und den wahrnehmungssteuernden Komponenten von Raum oder besser von Raumperspektiven nachzugehen. Welche Betrachtungen und Konzeptionen von Raum kommen grundsätzlich vor und welche Elemente können dabei eine Rolle spielen?

Raum-Perspektiven

Ein kleines Beispiel soll hier illustrieren, wie Raumvorstellungen teilweise vom physischen Raum abhängig sind und dennoch über soziale Beziehungen eine eigene Räumlichkeit produziert werden. Der physische Raum ist dort sowohl Bühne als auch Bezugsrahmen und verschwindet im Prozess der Entstehung für einige der Beteiligten, die einen anderen Raum konstituieren als ursprünglich erwartbar war. Ausgangspunkt ist Rasenfläche, auf der ein Fußballspiel stattfinden kann. Der physisch-materielle Raum ist sichtbar begrenzt durch Linien, welche im Zusammenspiel mit den Regeln des Fußballspiels die semantische Verwendbarkeit des Raumes bestimmen. Für die 22 Spieler gibt es aus ihren Perspektiven bestimmte Sichtweisen und Möglichkeiten, sich mit und ohne den Ball zu bewegen oder den Ball zu spielen. Diese Perspektiven werden eingeschränkt durch andere Personen – ganz im Gegensatz zum Publikum, welches im besten Falle in einem Stadion aus einer erhöhten

Perspektive einen totalen Überblick über das Geschehen hat und für das sich in dem Moment ein anderer, wesentlich totalerer Raum konstituiert. Für die Spieler konstituiert sich der Raum – physisch-materiell betrachtet ein Stück Rasen – im Spiel, in ihren Möglichkeiten, durch die Kommunikation mit den Mitspielern, den Gegnern sowie mit dem Schiedsrichter. Der Umstand, dass es sich um ein Stück Rasen handelt, ist zweitrangig geworden. Die Welt schrumpft zusammen auf die Interaktionen auf dem Spielfeld, mit dem allerdings wieder andere Interaktionen verbunden sind, z.B. mit dem Publikum oder den Trainern. Aus Sicht der Spieler ist der Raum des Fußballspiels mehr als nur der Rasen und das Spiel mit seinen räumlichen, physischen und kommunikativen Möglichkeiten. Für die Zuschauer präsentiert sich das Ganze wiederum aus einer anderen Perspektive – oder sogar aus mehreren. Die Zuschauer im Stadion sehen ein anderes Spiel als die vor dem Fernseher zu Hause. Hier wird schon einmal die räumliche Perspektive anders wiedergegeben, aber es fehlen auch die unmittelbare Atmosphäre und die Gesamtübersicht über die Arena des Geschehens, welche im Stadion eher möglich ist. Ein Fußballspiel ist mehr als nur die Einteilung des Spielfeldes nach den Regeln des Sportes. Allein daraus ergibt sich eine Dynamik, die darüber hinausgeht und auch die Fans – anwesend und übers Fernsehen vermittelt – mit einbezieht. Für jeden der Beteiligten entstehen vielfältige Räume, je nach Perspektive auf das Spiel, seine emotionalen Verbindungen und den Rollen, die jemand in diesem Kontext einnimmt. Wir machen einen Sprung. Es ist immer noch dasselbe Stadion, nun aber findet dort ein Rugbyspiel statt. Obwohl der Ort als solcher weiterhin aus einem Stück Rasen besteht, wird hier von Anfang an ein komplett anderer Raum konstituiert, für alle Beteiligten. Die Linien geben andere Möglichkeiten vor, andere Grenzen. Die möglichen Wege sind für den Spieler andere. Wobei es im Spiel nicht so sehr um die Beschaffenheit des Rasens geht, sondern um die Positionen der gegnerischen und eigenen Spieler aus Sicht eines Einzelnen. Andere soziale Beziehungen zwischen ihnen entstehen, wie auch die Atmosphäre unter den Zuschauern eine andere sein dürfte, ihr Verhältnis zu den Spielern usw.. Die Konstitution von Raum ist abhängig vom gesellschaftlichen Kontext und der vermittelten kulturellen Praxis. Dabei spielt auch das Verhältnis zu den Möglichkeiten des physischen Raums eine Rolle. Es wird in dem Beispiel nicht nur genau ein Raum konstituiert, sondern vielfältige soziale Räume, die sich je nach der Rolle unterscheiden. Der Spieler wird mit den sozialen Beziehungen der Fans nicht viel gemeinsam haben und einen anderen Raum wahrnehmen als diese. Der Fußball- (oder Rugby) Raum meines Beispiels hält vielfältige Raumkonstitutionen für alle Beteiligten bereit, die weit über das Stadion hinausreichen, in den Erzählungen über das Spiel selbst hinausgehen und dort unabhängig von der direkten Beteiligung auf dem Rasen weitergehen. Der physische Ort verschwindet zunehmend und bekommt etwas Imaginäres. Die Materialität des Raumes wird vor allem dann zentral und evident, wenn diese

Schwierigkeiten bereitet – zu nasser Untergrund, zu hohes Gras, unsichere Abgrenzungen zu den Zuschauern. Der Kern des Beispiels ist die Raumwahrnehmung des Einzelnen zur Beurteilung des Ganzen, zur Konstitution von Sozialität. Sie bestimmt den Ausschnitt auf die Totalität und die Verortung innerhalb der Möglichkeiten, die dadurch potentiell gegeben sind, aber nie alle gleichzeitig genutzt werden können. Das Fenster zur Welt ist notwendigerweise beschränkt, aber immer ein Teil des Ganzen. Was also macht einen Raum tatsächlich aus und welche Konsequenzen hat es, dass die Konstitution immer eine Perspektive voraussetzt, die notwendigerweise beschränkt bleiben muss? Können die Definitionen des Begriffes Raum diese komplexen sozialen Beziehungen fassen und all ihren Aspekten gerecht werden – den sozialen, den imaginären wie auch den physischen?

Der Begriff des Raumes hat in der letzten Dekade einen Wandel, zumindest aber einen diskursiven Aufschwung erfahren. Gerade in den Sozialwissenschaften, einschließlich der Geographie, wurden neue und erneuerte Raumbegriffe erörtert. Martina Löws „Raumsoziologie“ stellt einen umfangreichen Versuch dar, den Umgang mit Raum als analytischer Größe für die Sozialwissenschaften auf eine neue Grundlage zu stellen. Für sie ist Raum als soziologische Kategorie keine festgelegte Größe im Sinne eines Containers, sondern er entsteht aus dem Zusammenhang sozialer Handlungen und der relationalen Anordnung sozialer Güter und menschlicher Wesen (2001: 154, 271ff). Räume werden konstituiert und sind das Ergebnis von Produktions- und Aneignungsprozessen (ebd.: 152; vgl. auch Soja 1989: 79ff; Klauser 2005b) und können institutionalisiert werden, wenn diese über individuelles Handeln hinaus wirksam sind. Diese Raumbegriffe schließen vor allem an die Arbeiten von Lefèbvre (1968 und 1974) und Soja (1989) an. Für beide Autoren sind soziale Handlungen ausschlaggebend für die Konstitution von Raum.

So nimmt Soja, der für die Geographie den Raumbegriff neu definiert und deutlich erweitert hat, Räumlichkeit erst dann an, wenn sie sozial produziert ist und somit den Handlungen und gesellschaftlichen Konstruktionen einen breiten Platz einräumt. Allerdings sind bei ihm nicht Räume generell sozial produziert, aber alle Formen der Räumlichkeit, was immer noch eine Möglichkeit der Beschreibung von physischer Umwelt lässt, wie sie für die Geographie von einiger Bedeutung ist (Hubbard et al. 2002; Kitchin & Blades 2002: 5 zu den Definitionen geographischer Raumbegriffe), wenn auch teilweise nur als Referenz für Handlungen oder Beziehungen. Allen gemeinsam ist, dass Raum nicht etwas ist, das Gesellschaft einfach nur umgibt wie eine unbeteiligte Bühnenkulisse, sondern elementarer und einbezogener Teil sozialer Handlungen ist bzw. diese erst jene Räumlichkeit erzeugen. Es gibt verschiedene Ebenen von Raum, die analytisch bedeutsam sind: der physische (materielle) Raum, der (physische) Raum als Bezugsrahmen, Raum der durch soziales Handeln bedeutsam wird und eben der Raum, der erst durch

soziale Organisation und Produktion entsteht. Naturräumliche Bedingungen haben ohne soziales Handeln und Organisation keine Bedeutung und produzieren eben nicht jene Erfahrungen, die einen Raum ursprünglich als sozial kennzeichnen können (vgl. Soja 1989: 79f). In der materialistischen Sichtweise Sojas, besitzt der physische Raum keine autonome Stellung mit einer eigenen Logik, denn die sichtbaren Räumlichkeiten sind das Produkt historischer Produktions- und Reproduktionsprozesse. Natur ist besetzt von Ideologie und Politik und somit einer ständigen Transformation durch soziales Handeln ausgesetzt und dadurch geformt (ebd. 1989: 121). Ein Raumbegriff, der nur von den naturräumlichen Gegebenheiten ausgeht, ist damit verworfen. Diese Definition macht eine Loslösung vom physischen Raum möglich, was insbesondere angesichts veränderter Kommunikations- und Produktionsprozessen seit den 1970er Jahren mit dem Beginn einer flächendeckenden Informatisierung besonders interessant ist. Auch Castells' Analyse der Netzwerkgesellschaft verwirft den physischen Raum zugunsten von immateriellen „Strömen“, die die physischen Orte der Macht ablösen (ebd. 1996, 1997; zur historischen Veränderung von Raumwahrnehmung siehe Kapitel 3.1). Dennoch würde ich auch für eine Einbeziehung und Kategorisierung des physischen Raumes und seiner Beschaffenheit plädieren, allein um die Unterschiede der Bezugsgröße Raum, die durch seine physischen Gegebenheiten entstehen, fassen zu können. Eine Definition geographischen Raumes folgt dabei den unterschiedlichen Maßstäben der Wahrnehmung physischen Raumes. Die Größe des Raumes und der in ihm enthaltenen Objekte ist in dieser Definition ausschlaggebend, z.B. die Unterscheidung von *manipulable object space* als Raum, der kleiner als der menschliche Körper ist und von einem Standpunkt aus erfahren werden kann, über *environmental space*, der nur durch eine Bewegung durch ihn hindurch erfahren werden kann, bis hin zum *map space*, welcher beeinflussbar ist wie der Raum in Karten oder Modellen (vgl. Kitchin & Blades 2002: 5). Eine Kategorisierung von Raum, wie sie hier vorgeschlagen wird, hat den Vorteil, dass der Bezugsrahmen für die (sozialen, kulturellen) Aushandlungen und (An)Ordnungen in seinen unterschiedlichen Qualitäten beschrieben wird. Räume sind somit nicht einfach sozial konstruiert, ohne die Möglichkeit den Maßstab des Raumes und die qualitativen Bedingungen in eine Analyse einzubeziehen. Denn die Handlungen und Konstruktionen sind in einer gegenseitigen Beeinflussung auch davon abhängig, was durch physische Gegebenheiten erst möglich ist und welche Konsequenzen sich daraus ergeben. Es macht schon einen Unterschied, ob nur abstrakt von Räumen gesprochen wird oder ob der Maßstab, die Beschaffenheit und die möglichen Beziehungen mitgedacht werden können. Vor allem wenn es darum geht, die Wahrnehmung von Raum in den Mittelpunkt zu stellen, ist der Verweis auf die abstrakte und nicht weiter definierte Konstruktion von Räumen nicht ausreichend. Wenn der Raum (als) eine relationale (An)Ordnung sozialer Güter und Menschen (Lebewesen) an Orten definiert wird (vgl.

Löw 2001: 224), dann ist es für die analytische Ausgestaltung eben wichtig, auch die verschiedenen Bezugsrahmen, die sozialen Güter und physischen, materiellen Formen sowie den übergeordneten Kontext zu klassifizieren um der Vielfalt möglicher Anordnungen gerechter zu werden. Räume werden durch Menschen zu solchen, da sie durch *spacing* – dem Anordnen von sozialen und materiellen Gütern – sowie Syntheseleistungen dazu gemacht werden. Diese Sichtweise hat sich weitgehend auch in anderen Disziplinen durchgesetzt, z.B. in der Ethnologie oder Anthropologie, wo vor allem soziale Beziehungen eine wichtige Rolle spielen und deren räumliche Verortung und Platzierung soziale Räume erst entstehen lassen, die sich von den sie umgebenden Landschaften und den konkreten Orten unterscheiden (vgl. Jiménez 2003; siehe auch Kokot 2007; Alfonso & Gandelmann-Trier 2007). Doch auch für das *spacing* sind die Möglichkeiten und Bedingungen interessant und analytisch wichtig, so dass sie daher nicht bloß eine abstrakte Größe bleiben dürfen.

Ohne Menschen keine (sozialen) Räume, dennoch wären physische Räume ohne den Menschen ebenfalls vorstellbar, wie Searle in seiner Ontologie sozialer Fakten deutlich gemacht hat (ebd. 1995). Es handelt sich hier um ein rein erkenntnistheoretisches Problem, denn für die Sozialwissenschaften wäre eine Raumvorstellung irrelevant, die nicht in irgendeiner Beziehung zu handelnden Menschen stehen würde – das gilt auch für noch unbekannte Orte, die als solche in der Vorstellung der Menschen eine Rolle spielen und somit einer Teil einer Anordnung sein können. Löw spricht von der Anordnung sozialer oder materieller Güter, welche aufgrund ihres symbolischen Gehaltes durch eine Platzierung einen Raum erst konstituieren (ebd. 2001: 224, 271f). Es bleibt unklar ob die naturräumlichen Gegebenheiten eines Ortes zu diesen materiellen Gütern gehören oder nicht. Sozialwissenschaftlich mag das auf den ersten Blick keine weitere Bedeutung haben, geht es hier vor allem darum, Raum von der Fixierung auf ein Territorium zu lösen. In einer erweiterten Lesart mag es dann auch möglich sein, diese naturräumlichen Elemente darunter zu fassen, da auch sie mit symbolischen Bedeutungen versehen und innerhalb sozialer Beziehungen platziert werden können, ja überhaupt erst durch Sinnzuschreibungen Teil von Wahrnehmung sein können. Auch das Unbekannte, Nicht-Erfahrbare würde so einen Sinn erhalten und als Raum konstituiert werden. Gerade soziale Räume entziehen sich einer Territorialität, z.B. Identitätsräume, die sich vom Herkunftsland bis in die Diaspora ziehen und deren symbolischer Wert quer zu natürlichen und territorialen Grenzen verläuft und Konsequenzen für seine Mitglieder haben (vgl. Schmidt, Teubener & Zurawski 2006). Die von Appadurai (1996) entworfenen „Landschaften“ (*scapes*) böten für die Analyse von solchen imaginären Räumen einen fruchtbaren Ansatz.

Für die Anlehnung eines sozialwissenschaftlichen Raumbegriffes an vermeintlich naturwissenschaftliche Konzepte wurden einige der Ansätze

mehrfach kritisiert. Fischbach wirft den Vertretern eines relationalen (auch relativistischen) Raumbegriffes (u.a. auch Löw) vor, dass sie Begriffe und Konzepte falsch verwenden würden. So sei die Relativitätstheorie nicht korrekt bemüht worden um diesen Raumbegriff zu stützen (ed. 2008: 45ff). Fischbachs Kritik konzentriert sich auf die seiner Meinung nach falschen Übertragungen naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und Konzepte, um einen relationalen Raumbegriff zu entwickeln. Er führt aus, dass die absoluten Räume Newtons und der Physik wesentlich flexibler waren und nicht deshalb als unzeitgemäß abgetan werden können, weil sie den physischen Raum und seine (fixen) Eigenschaften beschreiben. Er kritisiert die falschen Analogien und die daraus gezogenen Schlüsse, nicht aber das Konzept von Raum als sozialer Größe an sich. Für Fischbach folgt aus physischen Raumbegriffen nichts, was aktuelle gesellschaftliche Erfahrungen, wie Raum- und Zeiter-splitterungen erhellen mag (ebd. 2008: 46; auch Arnold 2008: 91ff). Fast scheint es, als lassen sich der physisch-mathematische und der sozialwissenschaftliche Raumbegriff gar nicht so aufeinander beziehen. Das ist – bei aller Kritik seiner Herleitung – auch nicht unbedingt notwendig. Denn letztlich geht es bei den sozialwissenschaftlichen Raumkonzepten um soziale Handlungen, für die die Physik insofern schon eine Rolle spielt, als Menschen auf der Erde physischen Gesetzen ausgesetzt sind, denen nur schwer auszuweichen ist. Soziale Handlungen, die etwas produzieren, was als Raum konstituiert werden kann, müssen jedoch nicht immer auf einen konkreten physischen Raum bezogen sein. Es stellt sich dann die Frage, ob für alle als räumlich angenommenen Phänomene dieser Begriff verwendet werden muss und wenn räumliche Analogien gewählt werden, warum das so ist?

Ein Beispiel hierfür sind die Begrifflichkeiten rund um das Internet oder seine eher räumliche, gelegentlich philosophische Entsprechung, dem Cyberspace. Weil die elektronischen Ströme so schwer zu fassen sind und die sozialen Beziehungen eben nicht in physischer Präsenz stattfinden, haben sich eine Reihe von Metaphern für die Beschreibung quasi-räumlicher Strukturen in der computervermittelten Kommunikation gebildet – von den frühen Dungeons, den Verließen der textbasierten Rollenspiele, über die *Chatrooms* des *Internet Relay Chat* (IRC) und den virtuellen Welten, zu digitalen Städten und Nationen bis hin zu Galaxien und anderen, oftmals an bekannten räumlich-territorialen sozialen Strukturen angelehnten Bildern. Einzig der vielfach verwendete Begriff der virtuellen Gemeinschaft (Rheingold 1994 mit sehr vereinfachendem Rückgriff auf die *imagined communities* von Anderson, 1996) verweist direkt auf eine eher soziale Kategorie, die nicht sofort eine Räumlichkeit auf den Plan ruft. Was der Cyberspace eigentlich ist, wird allerdings auch dadurch nicht beantwortet. Allenfalls lässt sich sagen, dass es hier hauptsächlich um soziales Handeln, vornehmlich um eine computervermittelte Kommunikation handelt, die weder losgelöst von den Bedingungen ihrer Entstehung, noch nur ein Spiegelbild einer als „realen Welt“ bezeichneten

ten Wirklichkeit ist. Allein die Unterscheidung von „virtuell“ und „real“ ist analytisch unsinnig und verleitet zu Mutmaßungen über eine neue Welt, die so nicht gegeben ist. Castells spricht von einem Netzwerk, ohne eine räumliche Metapher zu nutzen, und schließt dabei alle Prozesse diesseits und jenseits der Computernetzwerke mit ein (Castells 1996, 1997). *Global cities* (vgl. Sassen 1991) wären ein Beispiel für solche aus Netzwerken, quer zu territorialen Bedingungen entstandenen Räumen. Allerdings sind diese dennoch abhängig von den lokalen Bedingungen und nutzen diese auch in parasitärer Weise aus, denn ohne die lokalen Arbeiter und die Infrastruktur könnten diese *global cities* nicht so als Dreh- und Angelpunkte innerhalb eines vermeintlich unabhängigen Raumes bestehen. Auch Castells verwirft teilweise die Bedeutung des Raumes und der an Territorien (imaginär oder konkret) gebundenen Identität zugunsten des Netzwerkes und der ihm innewohnenden Macht und Bedeutung (vgl. dazu Zurawski 2000). Was also ist der Cyberspace – ein Raum? Und warum ruft er vor allem Metaphern hervor, die sich wie Versuche ausnehmen diesen zu territorialisieren?

Der Ursprung des Begriffes Cyberspace, dem sich in der Folge nur wenige anschließen wollten, stammt von dem Science-Fiction-Autor William Gibson und der sieht darin eine „übereinstimmende Halluzination, welche gleichermaßen von Millionen Operateuren erfahren wird“ (vgl. Gibson 1984, eigene Übersetzung¹). Es ist eine graphische Repräsentation von Rechnerdaten des menschlichen Systems. Was Gibson hier vorschlägt, ist eher als eine Form der Erfahrung zu beschreiben, die Teil eines Kontinuums ist, welches sich von „realer“ zu „virtueller“ Welt erstreckt, ohne eine dichotome Teilung zwischen den beiden vorzunehmen (vgl. Zurawski 2004, 2007b). Darin lassen sich natürlich auch die gesellschaftlichen Strukturen wiederfinden, die aus anderen sozial-räumlichen Kontexten bekannt sind (vgl. Sturm 2003; Zurawski 2007b). Was an diesen Metaphern so interessant ist, ist die Frage nach den Raumwahrnehmungen und den dahinterstehenden Weltbildern – weniger ob es sich hier um eine neuartige Form von Raum handelt, die keinerlei bisherige Entsprechungen hat. Anscheinend ist es nicht vollständig möglich, auf einen Bezug zu einem Territorium zu verzichten, um zu beschreiben, welche Formen von sozialen Beziehungen der Cyberspace ermöglicht und was das Neue daran ist. Eine Loslösung vom physischen Raum, und wenn nur in Metaphern, scheint fast nicht möglich. Angesichts der A-Territorialität des Cyberspace braucht es eine Rückversicherung als Teil der Konzeptionen und Vorstellungen des „virtuellen“ Raumes – und so den Raumvorstellungen, die damit verbunden sind (vgl. u.a. Rogers 2009). Daraus folgt, dass ein Raum-begriff konsequenterweise auch auf „Datenräume“ angewandt werden muss-

1 Im Original: *Cyberspace. A consensual hallucination experienced daily by billions of legitimate operators, in every nation, by children being taught mathematical concepts. ... A graphic representation of data abstracted from banks of every computer in the human system.*

te, auf Räume in informationstechnischen Zusammenhängen (Schlieder 2003) oder virtuelle Welten, die sich vor allem durch Daten konstituieren, letztlich aber Abbildungen von Wirklichkeiten sind und gleichzeitig eigene Realitäten erzeugen (vgl. Pacho 2006).

Am ehesten erscheint mir das Konzept des Netzwerkes, auch, aber nicht notwendigerweise, als soziales Netzwerk brauchbar, wie Castells es entwickelt hat, um die soziale und gleichermaßen technische Dynamik des Internet zu beschreiben. Ob dabei immer eine Verräumlichung im Sinne der von Soja, Löw und anderen gemachten Definitionen tatsächlich vorhanden ist, erscheint mir hier zweitrangig. Und wenn dieses so ist, dann könnte man in Abgrenzung zu einem Begriff, der einer Fixierung auf ein physisches Territorium folgt, den Begriff der „imaginären Räume“ nutzen, der nicht das künstliche, sondern die besondere Betonung der sozialen Handlungen hervorhebt. So lässt sich Räumlichkeit konstituieren, die keinen allegorischen Rückbezug zu einem territorialen Fixpunkt unternimmt. Auch solche Konzeptionen sind wirkungsmächtig und als Wahrnehmungen Teil von Weltbildern. Viele Abstammungs- oder Ursprungsgeschichten kennen solche imaginären Territorien, die physisch nicht existieren, aber dennoch von immenser Bedeutung sind. So gesehen handelt es sich um Repräsentationen von räumlichen Anordnungen, die nicht anders zu begreifen sind denn als imaginäre Konstellationen. Der physische Raum löst sich nicht auf, er hat nur in bestimmten Zusammenhängen keine Geltung, denn die von ihm ausgehenden Daten werden in der Wahrnehmung verzerrt. Die mit anderen Mitteln erzeugten Räume, welche auf Repräsentationen beruhen, funktionieren nach anderen Gesichtspunkten wie Schlieder am Beispiel von informatischen Räumen verdeutlicht (ebd. 2003). Dass er für seine Ausführungen Computertechnologien als Beispiel verwendet und nicht das Internet, begründet er damit, dass das Internet vor allem die durch soziale Kommunikation produzierte Räumlichkeit darstellen würde, nicht aber die Räumlichkeit, die durch Algorithmen und den Softwarecode entstehen (ebd. 2003: 258). Der Schlüssel, um so zwischen informatischen und den physischen Räumen zu unterscheiden, liegt in dem Konzept der *cognitive maps*, den Repräsentationen von physischem Raum, in denen die Gesetze der Physik keine Geltung haben. Sozial produzierter Raum unterscheidet sich in einer materialistischen Analyse von der physischen Materialität und den kognitiven Repräsentationen, wobei die letzteren zwei nur eingeschränkt unabhängig vom ersten konzeptualisiert werden. Diese Aufstellung verdeutlicht dennoch, dass es verschiedene Formen der Räumlichkeit gibt – soziale, physische und kognitive – die miteinander verschränkt und analytisch zusammengedacht werden müssen (Soja 1989: 120f). Damit rücken Raumvorstellungen, die auf all diesen Räumlichkeiten in verschiedenen Kontexten in unterschiedlichem Maße basieren, für die Konzeptualisierung von Weltbildern – im Sinne sozial-räumlicher Orientierungssysteme – in den Mittelpunkt. Im Anschluss an Schliers Ausführungen zu den informati-

schen Räumen, deren Herführung auf dem Beispiel der informationellen Verarbeitung räumlicher Daten basiert, kann man fragen, ob es sich bei den Raumvorstellungen, wie sie über *cognitive maps* teilweise analytisch erfassbar sind, ebenfalls um informatische Räume handelt. Innerhalb der Informatik sind vor allem die Repräsentationen von Raum und räumlichen Anordnungen wichtig für eine Verarbeitung bestimmter Daten. Sojas Ansatz verstärkt diese Annahmen, zumal dieser darauf verweist, dass Raum und Räumlichkeiten ein Schlüssel für die Analyse von historischen Zusammenhängen und den Produktionsbedingungen von Geschichte selbst sind. Physischer Raum, sozial produzierte Räumlichkeit und die kognitiven Repräsentationen sind abhängige Variablen, die sich gegenseitig bedingen und beeinflussen. Die kognitiven Räume – die Repräsentationen – sind daher ebenso maßgeblich für das Raumverhalten und somit für die Raumwahrnehmung von Menschen. Weltbilder als soziale Orientierungssysteme schließen diese Repräsentationen mit ein und stellen als sozial-räumliche Vorstellungen ein Fenster zur Welt dar. Sie beschreiben den Modus, wie Welt gesehen wird, wie eine individuelle und soziale Verortung aussieht und wie das Verhältnis von Welt und Selbst beschaffen ist. Sie sind damit ein Element kollektiver Identitätsbildung und ein Aspekt von Weltbildern, in denen sich u.a. auch Identitätskonstruktionen widerspiegeln. Damit stehen Raumvorstellungen und die korrespondierenden sozial-räumlichen Imaginationen an der Schnittstelle zwischen Weltbildern, deren Kontrolle und Überprüfung sowie Überwachungspraktiken als Mittel der Orientierung. Sie und nicht die Definitionen von (sozialem, absoluten, geographischen) Raum müssen daher hier im Mittelpunkt stehen.

Raumwahrnehmung und Weltbild

Eine nochmals erweiterte oder auch radikal neue Definition von Raum erscheint mir weder notwendig, noch hilfreich an dieser Stelle. Die Diskussion von Raumbegriffen zeigt, dass im Kern verschiedene Raumvorstellungen möglich sind, zu deren Beschreibung und Analyse die Definitionen von Raum, die jenen als sozial produziert ansehen, sehr nützlich sind. Und solche Raumvorstellungen speisen sich eben aus verschiedenen Faktoren, die auch physische und kognitive Räume umfassen, erstere allerdings nicht als landschaftlichen Hintergrund oder ausschließlich als Bezugspunkt, sondern auch als Element der (An)Ordnung, als materielles Gut. Die kognitiven Räume stellen die Elemente der immateriellen Repräsentationen dar, die ein wichtiger Teil von Weltbildern und sozial-räumlichen Vorstellungen insgesamt sind. Raumbilder oder Vorstellungen haben ihre Basis in den Räumlichkeiten wie sie Soja beschrieben hat.

Sozial-räumliche Imaginationen, wie sie im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen, geben Sichtweisen auf die Welt wieder und verweisen auf Orientierungssysteme, die unterschiedliche Vorstellungen von Räumen hervorbrin-

gen. Räume umfassen somit tatsächliche Territorien und imaginäre Landschaften, die auch durch soziale Handlungen konstituiert werden, letztere auch ungeachtet physischer und naturräumlicher Bedingungen. Allen gemeinsam ist, dass sie wirkmächtig sind und Machtstrukturen transportieren. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür ist die Geschichte des Nationalismus, die zeigt, wie physische, imaginäre und soziale Räumlichkeiten zusammen genutzt worden sind, um bis dahin nicht existierende territoriale Gebilde sowie immaterielle Ideologien hervorzubringen (vgl. Anderson 1996; Gellner 1991; Hobsbawm 1991; auch King 2004: 273). Gerade die imaginären Räume, also Raumvorstellungen von mystischen, historisch unklaren, aber dennoch wirkmächtigen Bildern, wurden vielfach genutzt, um im Prozess der Nationenbildung eine territoriale Einheit auch über Sprachgrenzen, ethnische Siedlungsgebiete und politische Einflussbereiche hinweg durchzusetzen. Unter dem Diktum einer ethnisch-nationalen Homogenität wurde Identität auch räumlich verortet – oftmals an Orten, die nur in einer verlorenen und historisch zweifelhaften Vergangenheit verortet werden konnten. Der deutsche Begriff der „Heimat“ beschreibt neben der konkreten Herkunft einer Person oder einer Gruppe, einen fast mystischen Raum, der eine imaginäre Räumlichkeit erzeugt, die über den konkreten Ort als solchen hinausgeht. Heimat, real oder imaginär, verspricht Einheit und Sicherheit (Morley & Robins 1995: 7). Das gilt insbesondere für Diasporakulturen, die in Bezug zu einer wie auch immer gestalteten Heimat, eine neue „alte“ Identität mit Bezug auf einen Raum konstruieren. Identität hat immer auch einen räumlichen Bezug oder basiert auf einem Narrativ, der räumlich verankert ist. Diese Verankerung bestimmt die Perspektive, aus der auf die Welt gesehen und mit der die eigene Verortung in der Welt garantiert werden soll. Solchermaßen imaginierte Räume erklären nicht nur die historisch-geographische Herkunft, sondern beschreiben auch die Stellung des Kollektivs in der Welt, die sozialen Beziehungen zu anderen Gruppen und zur Welt als Totalität insgesamt. Oder sie veranschaulichen die Machtverhältnisse, wie sie sich in den Kolonien der europäischen Eroberer niederschlugen. Denn auch dort wurden Gebiete vermessen, kartographiert und verteilt – und auch dabei entstand eine neue Kartographie der Kulturen und Gebiete, die sich von der wahrgenommenen Wirklichkeit und den tatsächlichen Lebensumständen immer weiter ins Imaginäre entfernte (vgl. King 2004 in Bezug zu Indien). Raumvorstellungen und Raumbilder wie sie im Zuge der Nationenbildungsprozesse in Europa und im Anschluss in der ganzen Welt entworfen wurden, waren auch immer Machtbildungsprozesse (vgl. u.a. Hochmuth & Rau 2006). Es ging dabei um die Definitionsmacht über einen meist territorialen Raum, der in der Regel als homogenes Ganzes konstruiert und gegen Widerstände und Interessen durchgesetzt wurde (und in vielen Teilen der Welt noch wird). Der Zerfall des über die Idee des sozialistischen Vielvölkerstaates zusammengehaltenen Konstruktes Jugoslawien zu Beginn der 1990er Jahre macht deutlich, welche Kräfte

wirksam werden, wenn eine solche Homogenisierung nicht gelingt. Das Beispiel zeigt auch, wie über imaginäre Räume und Raumvorstellungen, die oftmals allen aktuellen (und historischen) Tatsachen zuwiderlaufen, neue Nationen gebildet werden und welche territorialen Konflikte dabei aufkommen, die nicht nur eine ethnische, sondern auch eine räumliche Grundlage haben (oder eine hochexplosive Mischung aus beidem). Der Streit um das Kosovo hat auch damit zu tun, dass dort der Ort der serbischen Ursprungsmythologie liegt – das Amselfeld – welches nicht nur imaginär bei Serbien verbleiben soll (vgl. Rebecca West 2002 zu räumlichen und mythischen Hintergründen des Balkans und seiner Konflikte). Auch in anderen Regionen und unter anderen Bedingungen wirken diese Formen von Raumkonstruktionen bis heute. In Nordirland und Israel/Palästina, zwei Konfliktgebieten auf sehr begrenztem und eingegrenztem Raum, lässt sich die Vielfältigkeit von Raumkonstruktionen, Raumaneynungen und den mannigfaltigen Diskursen sehr anschaulich studieren. In beiden Fällen ist Raum ein zentraler Aspekt der Konflikte, sowohl im geografischen als auch im imaginären Sinne. Obwohl der Raum, auf dem beide Konflikte stattfinden, begrenzt ist, gehen die Vorstellungen von ihm zeitlich (historisch) und räumlich, als imaginierte Räume, weit darüber hinaus. Auch hinsichtlich ihrer Bedeutung zur Formation von Identität sind die physischen Räume und die daran hängenden imaginierten Räumlichkeiten wichtige Faktoren. In Nordirland wird um noch so kleine territoriale (vermeintliche) Ansprüche gestritten (und bis 1998 Jahren noch mit Gewalt gekämpft), Territorien werden mit Farben kenntlich gemacht und jegliche Ansprüche und Diskurse speisen sich aus Raumvorstellungen, die auf historischen Gegebenheiten und Phantasien beruhen. Nordirland ist mehr als nur die Provinz im Norden Irlands, sondern ein Raum, der sich nicht zuletzt durch die Gewalt der IRA und die politischen Auseinandersetzungen zwischen den Parteien und politischen Akteuren weit über das Territorium hinaus wirkt (vgl. u.a. Jarman 1997; Bryan 2000; Kuusitso 2001; Güßefeldt 2002; Shirlow 2006). Dabei bedeutet Nordirland für alle Gruppen etwas anderes und generiert so andere Räumlichkeiten, die sich teilweise überlappen und zu anderen Räumen öffnen, wie z.B. Kapital, Arbeit, Migration oder Sprache. Für den Konflikt in Israel/Palästina gilt Ähnliches. Dabei wird hinsichtlich des Raumes von Israel eine Kontinuität angenommen, die für die gegenwärtige Verortung in der Welt und der Identität Israels als aus einer linearen Geschichte hervorgegangenen Nation wichtig ist (vgl. Sand 2008). Die Landnahmen durch die Siedler, die Konflikte um das Westjordanland und Gaza, der Konflikt, der mit äußerster Gewalt von allen Seiten ausgetragen wird, drehen sich um das Territorium und um die imaginären Raumvorstellungen, die den Hintergrund dafür stellen. In beiden Konflikten lassen sich Vorstellungen von Einkesselung oder Umzingelungen finden, trotz der internationalen Verflechtungen beider Konflikte, trotz ihrer überregionalen, globalen Bedeutung. Der beengte, umzingelte Raum besteht in den Vorstellungen

der Menschen, er ist ihr Fenster auf die Welt, ihre Rahmung, mit der eine Perspektive vorgegeben und die Welt als Ganzes gesehen wird.

Raubilder und Vorstellungen wie sie in nationalen Narrativen vorkommen und dort zu einem essentiellen Bestandteil werden, sind neben dem dort formulierten Territorialanspruch ein Orientierungsangebot für seine Bürger. Sie dienen als Rechtfertigung für Abgrenzung, für die Kontrollmaßnahmen zur Überprüfung der Grenzen sowie der Formation von Identität (vgl. u.a. van der Ploeg 1999; oder die Diskussionen über einen Einwanderertest in Deutschland in 2009). Gleichermaßen stellen sie ein grobes Raster dar, mit dem Menschen das Dilemma der eigenen Verortung kompensieren können – sofern die Form eines nationalen Narratives für sie Sicherheit und Identität verspricht. Nationale Narrative, die Raumbilder bezogen auf reale und imaginäre Orte und Territorien versprechen, bieten eine sehr pauschale Perspektive, die sich so höchstwahrscheinlich nicht als Grundmuster in den Raumvorstellungen einzelner Menschen oder von Gruppen wiederfinden lassen. Sie bieten je nach sozialem Kontext eine Perspektive unter vielen. Die Wahrnehmung von Raum und Räumlichkeiten, welche die sozial-räumlichen Vorstellungen gestalten und prägen, sind abhängig von verschiedenen Faktoren. Als Bausteine sozial-räumlicher Orientierungssysteme sind sie kontextbezogen verschieden. Sie werden beeinflusst durch Faktoren wie Geschlecht, Alter, Herkunft, sozialem Status, Ethnizität, Wohnort oder auch durch den sozialen sowie politischen Kontext, mit dem sie in einer wechselseitigen Abhängigkeit stehen. Wahrnehmungen von Raum verweisen auf soziale Prozesse sowie politische und gesellschaftliche Sinnwelten, über die Orten bestimmte Attribute zugeschrieben werden, welche das Handeln beeinflussen und durch Handeln einen Sinn erhalten. Analytisch schließt die Untersuchung von Raumvorstellungen als sozial-räumlichen Orientierungssystemen an die Konzepte des *cognitive mapping* an. Damit eröffnet sich die Möglichkeit, die den Einstellungen zur Überwachung zugrunde liegenden Vorstellungen von Räumen zu erfassen und die Sinn- und Alltagswelten in eine Analyse mit sensussoziologischer Ausprägung im Sinne einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik mit einzubeziehen (Soeffner 2004: 164ff.). Alltagswelten sind nach Berger/Luckmann (2003: 29) zeitlich und räumlich strukturiert. Vor allem letzterer Aspekt ist im Hinblick auf Sinnwelten und eine sensussoziologische Herangehensweise von elementarer Bedeutung, da die Vorstellung von Raum den jeweiligen Wahrnehmungs-, Orientierungs- und Handlungshorizont mitbestimmt, in dem sich die Entstehung von Sinnwelten vollzieht (Soeffner 2004: 169f). Mit Goffman können diese Orientierungssysteme als primäre Bezugsrahmen (*primary frameworks*) innerhalb eines *frameworks of frameworks*, also der Kosmologie oder des Weltbildes, aufgefasst werden (vgl. ebd. 1974: 27f; vgl. auch Raab 2008). Über die Repräsentationen dieses Meta-Bezugsrahmens konstituiert sich das Weltbild als ein sozial-räumliches Orientierungssystem.

Raumbilder als Bezugsrahmen sind Teil dieser Weltbilder, mit denen dem Dilemma der persönlichen Verortung begegnet wird. Die Videoüberwachung ist ein räumlich eng umgrenztes Beispiel für die Konstruktion solcher Vorstellungen. Dort werden die als Kriminalitätsschwerpunkte (wahlweise auch K.-Brennpunkte) fix umrissenen Orte als Räumlichkeiten essentialisiert. Sie geben genau eine Definition vor, an der sich die Wahrnehmungen aller Akteure orientieren müssen, auch wenn sie eine solche Einschätzung nicht teilen bzw. sich nicht durch die dort verorteten Attribute (zumeist Unsicherheit) vereinnahmen lassen wollen. Die Kontrolle über den Ort per Definition ist den Urhebern dieser Narrative dennoch gelungen. Das so dargestellte Raumbild lässt auch Rückschlüsse auf die sozial-räumlichen Vorstellungen seiner Urheber zu. Die Konzentration der Untersuchung von Raumvorstellungen lenkt die Perspektive auf die Frage, wie Raum von wem in welchem Kontext definiert wird und welche Faktoren in welchem Kontext wichtig für die Konstruktionen von Räumlichkeiten und damit auch für eine Selbstverortung sind. Nicht die Definition von Raum steht im Mittelpunkt meines Interesses, sondern eine praxis-orientierte Analyse von Raumbildern, Machtverhältnissen und Konstruktionsbedingungen, mit denen das eingangs skizzierte Dilemma menschlicher Selbstverortung und Selbstversicherung angesichts praktischer Unmöglichkeiten einer totalen Übersicht und damit den Problemen der Formation von Identität erklärt werden kann. Letztere ist darauf angewiesen sich verorten zu können und sich selbst ins Verhältnis zu anderen zu setzen. Der theoretisch und methodische Ansatz des *cognitive mapping*, für den im Kern die Repräsentationen des Räumlichen und des Sozialen relevant sind, stellt hierfür die Brücke dar, um die Beschaffenheit sozial-räumlicher Orientierungssysteme und Überwachungspraktiken als Mittel zu deren Überprüfung, Kontrolle und Konstruktion zu untersuchen.

2.3 Weltbilder und *cognitive mapping*

Die Welt als Totalität

Weltbilder und Raumvorstellungen haben bei der Lösung des für Individuen und Gesellschaften grundlegenden Problems des „Ich in der Welt“ eine zentrale Bedeutung. Raum als soziale Größe und Kategorie ist innerhalb dieser Weltbilder ein zentraler Faktor für die Formation von Identität. Der Bezug dazu wurde wiederholt über das Konzept des *cognitive mapping* hergestellt. Die eigene Verortung angesichts des Bewusstseins, dass die Welt größer ist als die eigene Erfahrung, kann man sich in dieser Hinsicht als einen Vermessungs- bzw. Kartierungsprozess vorstellen. Das „Eigene“ sowie das „Fremde“ werden darin in Bezug zueinander gesetzt, ihre Grenzen abgesteckt und

sozial-räumliche Vorstellungen darüber gebildet – gewissermaßen ein Itinär, oder Portulan zur Orientierung in der Gesellschaft mit dem Blick auf eine Totalität, die den eigenen Standpunkt darin verdeutlichen und erst sichtbar machen kann. So werden diese Vorstellungen Begründung und Wegweiser für Gesellschaft im Ganzen und für das Individuum die Grundlage des eigenen Handelns und der eigenen Stellung innerhalb der Gesellschaft und auch innerhalb einer (imaginären) globalen Totalität. *Cognitive mapping* ist nicht einfach nur ein anderer Begriff für Weltbild, noch die bloße Umschreibung für Raumvorstellungen, sondern sowohl das theoretische Konzept als auch der methodische Ansatz, um die Verbindungen zwischen Weltbildern, Kontrolle und Überwachung angesichts des Ausgangsdilemmas herzustellen und zu untersuchen. Im Kern geht es dabei um die Möglichkeiten, Gesellschaft als Teil einer größeren Einheit zu sehen, die allerdings nicht den objektiven Blick von oben generiert, sondern eine Perspektive auf eben diese Gesamtheit durch die einzelnen Vorstellungen von Individuen ermöglicht. Der imaginäre Moment ist dabei von zentraler Bedeutung, vor allem um *cognitive mapping* als Teil soziologischer und anthropologischer Betrachtung anschlussfähig zu gestalten. Wahrhaftige Karten sind nicht möglich, so Jameson, da es sich bei der Übertragung einer Totalität in die Ebene immer um Repräsentationen alltäglicher Erfahrungen handelt, ähnlich der kartographischen Unmöglichkeit die Rundungen eines Globus auf die Ebene zu projizieren, ohne dabei Verzerrungen oder Verfälschungen in Kauf nehmen zu müssen (1991: 51f; auch Latour 1987: 244). Die Aufgabe lautet also, aus den verschiedenen schiefen Ebenen und Projektionen ein Ganzes zusammenzusetzen um die verschiedenen Weltbilder zu rekonstruieren und ihren Strukturen auf die Spur zu kommen.

Cognitive mapping ist die Beschreibung für aktive – bewusste oder unbewusste – kognitive Prozesse der Verarbeitung von Raumwahrnehmungen, was sie zu genuin imaginären Gebilden macht. Sie sind einerseits Teil der Bausteine, auf denen ein Weltbild beruht und gleichzeitig ist über sie ein (methodischer) Zugang zu diesen sozial-räumlichen Vorstellungen möglich, welche gleichzeitig imaginär und wirklichkeitssteuernd sind. Als soziale Praxis werden durch *cognitive mapping* Weltbilder hergestellt oder sich angeeignet. Auch Kearney hat *cognitive maps* in seiner Weltbild-Theorie als einen Baustein von Weltbildern eingeordnet – eine Ebene über den Schemata der wahrgenommenen Umwelt, aber unterhalb der logisch-strukturierten und integrierten Bilder und Mutmaßungen, die ein Weltbild in seinem Sinne ausmachen (vgl. ebd. 1984: 45). Da es sich nicht nur um ein theoretisches Konzept handelt, sondern auch um eine Forschungsmethode, erscheint es mir angebracht, ein paar Bemerkungen zur Geschichte und Entwicklung des Begriffes zu verlieren.

Das Konzept ist, trotz substantieller Wandlungen in den vergangenen 60 Jahren und in seiner nicht immer unproblematischen Umsetzung, ein Weg, sozia-

le Handlungen vor dem Hintergrund des Dilemmas der eigenen Verortung trotz eines beschränkten Wissens von der Welt zu beschreiben und zu analysieren. In beiderlei Hinsicht – methodologisch und theoretisch – erlaubt das Konzept, Strukturen der Überwachung, der Ordnung und Orientierung zu untersuchen und zu erklären – ohne auf die Einbeziehung von Machtbeziehungen nicht räumlich verankerter Aspekte der Wahrnehmung zu verzichten. Auch die diesem Buch zugrunde liegenden empirischen Studien zu Videoüberwachung und Raumwahrnehmung (siehe Kap. 5) wurden in Teilen mit Variationen des *cognitive mapping* durchgeführt. Damit ist beschrieben, wie das Konzept in dieser Arbeit angewendet und verstanden wird. Was aber ist mit dem einerseits klaren, andererseits sehr unterschiedlich benutztem Begriff überhaupt gemeint?

Problematisch ist schon der Teilbegriff „map“ selbst, welcher häufig synonym mit „räumlicher Repräsentation“, „Orientierungsschemata“ oder „Orts-schemata“ verwendet wird (vgl. Kitchin & Blades 2002: 2). *Map*, also Karte, erinnert in dieser Deutlichkeit an ein kartographisches, greifbares Werk, eine verfestigte Repräsentation von Orten und deren Beziehungen zueinander, was dem eigentlichen Sinn und einer weitergefassten Verwendung im Wege stehen kann. Karten im eigentlichen Sinn – kartographische Darstellungen von Welt und Umwelt – spielen ebenfalls eine wichtige Rolle, auch für Überwachung und andere gesellschaftliche Orientierungssysteme sowie für die allgemein begrifflichen und örtlich konkreten Konstruktionen von Raum (siehe dazu Kap. 3), nur ist der Begriff *cognitive mapping* nicht darauf zu verkürzen. Kartographische Darstellungen können die versteckten Strukturen von Weltsicht und Orientierungsmustern wie sie sich in *cognitive mapping* ausdrücken und aufzeigen lassen, nur eingeschränkt wiedergeben. Dennoch sind auch sie wichtige Bausteine, sowohl für das methodische Herangehen als auch für gesellschaftliche Systeme der Orientierung an sich. Um die theoretische Entwicklung und Reichweite des Konzeptes zu erfassen, soll als nächstes ein kurzer Blick auf die Geschichte des Begriffes als solcher erörtert werden, um darauf aufbauend zu zeigen, wie es als Konzept für die Analyse von Weltbildern dienlich sein kann und warum es für die Phänomene Überwachung und Kontrolle analytisch und konzeptionell so wichtig ist.

Begriff des Cognitive Mapping

Der Begriff der *cognitive maps* geht auf den Psychologen Edward Tolman zurück, der ihn 1948 in einem Aufsatz zu Kognition bei Menschen und Ratten einführte (vgl. auch Schlieder 2003). Er selbst verstand darunter tatsächlich eine kartengeleiche Repräsentation im nervösen System, mit der wir uns im Alltag orientieren können (vgl. Kitchin & Freudschuh 2000: 2; Kitchin & Blades 2002). Allgemein gefasst bezeichnet *cognitive mapping* Prozesse menschlichen Verstehens und Erlernens räumlicher Strukturen (ebd.: 1), bei

der eine Forschung sich sowohl auf mögliche eigene Erfahrungen sowie auf solche durch sekundäre Informationen gewonnene konzentriert, z.B. durch Medien wie etwa Kartenwerke. Es gibt theoretische, aber vor allem angewandte Forschung, wobei letztere sich für die Vorhersagbarkeit von räumlichem Verhalten und Orientierungsstrategien interessieren. Der Begriff *cognitive mapping* kennt im eigentlichen Sinne drei unterschiedliche Verwendungen, deren Bedeutungen alle eine Reihe von Problemen aufweisen (Kitchin & Freundschuh 2001: 2). Allen gemeinsam ist, dass sie persönliche Erfahrungen und Kenntnisse hinsichtlich räumlicher Beziehungen beschreiben. Eine Verwendung meint dabei das Forschungsfeld, in dem untersucht wird, wie Menschen räumliche Informationen erlernen, erinnern und verarbeiten. Weiterhin beschreibt *cognitive mapping* den Prozess des Denkens über räumliche Beziehungen. Und letztlich ist damit der methodologische Ansatz gemeint, Kognition unter Zuhilfenahme von „Karten“ zu verstehen (Kitchin & Freundschuh 2001:2). Das wird vor allem an den mitunter komplizierten Modellen kognitiver Informationsverarbeitung räumlicher Daten ersichtlich, die seit den 1960er Jahren in der Psychologie und Geographie entwickelt und diskutiert werden (Kitchin & Blades 2002 14-36). Die Psychologie hatte dieses Forschungsfeld zu einem großen Teil besetzt und lange dominiert. Dass sich auch die Geographie zu einer bestimmenden Disziplin dieser Forschung entwickelt hat, lag an der räumlichen Natur der Fragestellung. Die Kritik an den geographischen Konzepten und ihrer Begriffsprägung entzündete sich an den vermeintlich mechanistischen und unmenschlichen (*dehumanizing*) Sichtweisen. Die Ansätze der Verhaltens-Geographie standen im Zentrum der Kritik (Kitchin & Freundschuh 2001:3, Kitchin 2001:13f). Dafür waren nicht zuletzt die dort verhandelten entwicklungspsychologischen Fragestellungen verantwortlich. Als multi-disziplinärer Ansatz bietet das *cognitive mapping* auch trotz dieser Kritik weiterhin eine Methode, um räumliche Verhaltensweisen, räumliche Entscheidungen und eventuell auch „Bilder von der Welt“, ihre Entstehung sowie ihre Konsequenzen zu erforschen. Dabei geht es nun auch nicht länger allein um das Verhalten in einem geographisch definierten Raum, sondern um die sozialen Beziehungen innerhalb und zu einem Raum. Die entscheidende Referenzgröße ist nicht länger der geographisch-physische Raum, auch wenn dieser über die sozial beeinflusste Wahrnehmung weiterhin ein Teil davon ist. Es geht vielmehr um die sozial konstruierten und vorgestellten Räume und Raumbeziehungen – womit vor allem die sozial-räumlichen Imaginationen von Menschen in den Mittelpunkt des Interesses rücken. Um die Methode für eine Forschung zu Überwachung und Weltbildern zu nutzen, bietet der Ansatz einige erkenntnistheoretische Vorteile, die die methodischen Nachteile und Mängel – wie z.B. eine zu mechanische und empiristische Sichtweise – mit einer qualitativen Studie wettmachen können.

Methodisch-theoretische Dimensionen des cognitive mapping

Meine praktische und theoretische Verwendung des Ansatzes im Hinblick auf Überwachung und Weltbilder greift insbesondere auf zwei Ideen zurück, die mit dem Begriff und den Methoden des *cognitive mapping* assoziiert werden können, jedoch sehr unterschiedliche Ursprünge haben und dennoch in einem Bezug zueinander stehen. Zum einen geht es dabei um die Untersuchungen des Architekten Kevin Lynch (1965) in den 1960er Jahren, der diese Methode für seine landschaftsplanerischen Forschungen eingesetzt hatte – zum anderen um die theoretischen Überlegungen Fredric Jamesons, der *cognitive mapping* als Begriff des Verstehens und Verhaltens in der Welt versteht und benutzt. Mein eigener Ansatz speist sich aus Ideen der beiden Arbeiten und versucht das Konzept theoretisch als auch methodisch zu erweitern.

Lynch hat sich vor allem für die räumlich-kognitiven Aspekte in Hinblick auf die konkrete Orientierung innerhalb einer Stadt interessiert. Dazu hat er u.a. seine Probanden Karten zeichnen lassen und diese dann entsprechend ihrer Merkmale analysiert, wobei er verschiedene räumlich-architektonische Aspekte herausgearbeitet hat, an denen sich Menschen unterschiedlich orientieren. Dabei handelt es sich um Strategien, die Komplexität eines Stadtraumes durch Symbole zu reduzieren und sich ein persönliches Orientierungssystem zu schaffen. Lynch ging allerdings nicht weiter auf die sozialen Abhängigkeiten und Zusammenhänge seiner Probanden ein, so dass seine Forschung keine weiteren Ansätze zum Verstehen sozial-räumlicher Zusammenhänge bietet, diese jedoch herausfordert. Seine Schlussfolgerungen für planerische und generelle Wahrnehmungsprozesse greifen so zwar zu kurz (Löw 2008), doch seine grundlegende Idee der individuellen Bilder von Stadt, Raum und darüber hinaus wohl auch von Gesellschaft als eine mögliche Totalität sind nicht zu gering zu schätzen. Die Wahrnehmungsgeographie verdankt Lynchs Ansatz eine Menge anregender Gedanken (vgl. u.a. Carter 1995). Ungeachtet der methodologischen Probleme des Ansatzes, der Karten und Schlussfolgerungen, ist der wichtige Punkt dabei, dass Lynch über die kartographischen Repräsentationen (*images*) der Städte, versucht hat das imaginäre Moment sichtbar zu machen. Damit nahm etwas Gestalt an, dass allein durch textliche Beschreibungen nicht ursprünglich zu generieren war. Dadurch lassen sich die Konzepte und Ideen, die hinter den *cognitive maps* und räumlichen Repräsentationen stehen theoretisch und methodisch gewinnbringend weiterentwickeln. Jamesons Konzept ist dafür das vielleicht am weitesten gedachte Beispiel, welches sich auf die Unmöglichkeiten des Einzelnen konzentriert, sich innerhalb globaler Gesellschaftsverhältnisse ohne deren Repräsentation wirklich zurechtzufinden (ebd.: 1991: 425f).

Von einem solchen methodischen Ansatz ausgehend, kann das Konzept für eine Untersuchung von Überwachungsphänomenen sehr nützlich sein. Denn letztendlich geht es auch bei der Überwachung um die Reduzierung

von Komplexität und das Schaffen von Orientierung. Mit Überwachung sollen nicht nur die von Menschen genutzten oder nutzbaren physischen Räume im Blick gehalten, sondern auch die Wahrnehmung für soziale und kulturelle Problemlagen geschärft werden – im Rahmen politischer Steuerungsprozesse. Andersherum basieren Überwachungsstrategien – insbesondere die Videoüberwachung – auf bereits vorher gemachten Raumvorstellungen, die sowohl Teil der *cognitive mapping* sind, als auch diese überhaupt erst formen können. Kartierungen deuten somit nicht nur auf unser Verständnis der Umwelt hin, sondern zeigen, welche Vorstellungen wir von Gesellschaft und der Welt als totalem Phänomen haben. Raum ist dann nicht nur durch den physischen Raum an sich definiert, sondern auch durch Handlungen und soziale Prozesse (vgl. Löw 2001, insb. 271ff). *Cognitive mapping* à la Lynch ist im Verständnis von Jameson ein Mittel, um die Lücke zwischen der Welt als unerfahrbarer Totalität und der eigenen Position darin zu überbrücken (ebd.: 1991: 415f). Und so betrachtet basieren Karten, Kartierungen, *cognitive mapping* auf der einen und Überwachungsmaßnahmen auf der anderen Seite auf den gleichen Prämissen der Komplexitätsreduzierung und der Glättung gesellschaftlicher Unebenheiten. Bei Jameson sind dieses die Klassenunterschiede, die sinnvollerweise durch eine Ideologie erklärt werden müssen, auch zu verstehen als eine Form gesellschaftlicher Kartierung oder eben eines *cognitive mapping*.

Damit ist die zweite Quelle für den in der Untersuchung verfolgten Ansatz bereits eingeführt: Fredric Jameson und seine Konzeption des *cognitive mapping*. Er hat *cognitive mapping* als eine dem konkreten Raum übergeordnete Kategorie eingeführt (vgl. 1995:4; auch 1991). Im Zusammenhang mit neuen Medien sieht er im Prozess des *cognitive mapping* die Möglichkeit, dass die Totalität einer Globalität, die sich dem Einzelnen nicht über eigene Erfahrungen in Gänze erschließt, gedacht und repräsentiert werden kann. Jameson geht es dabei um die lokalen Repräsentationen sozialer Prozesse und politischer (Macht-)Strukturen innerhalb eines globalen Systems, letztlich also darum Möglichkeiten zu beschreiben, wie diese Strukturen gefasst werden können. Diese Repräsentationen helfen dabei, das eigene Verhältnis zur weitgehend unbekanntem Welt zu formulieren und die Verankerung innerhalb eines Welt-Systems zu ermöglichen (ebd. 1991:51). Die diesen Repräsentationen unterliegenden Ideen, Metaphern und Imaginationen (z.B. von Geographie und Gesellschaft) verweisen auf Stereotypen, Vereinfachungen, Einstellungen und Orientierungshilfen und damit letztlich auf ein dahinterstehendes Gesellschaftsbild. Karten sind daher nie „wahr“. Sie sind geprägt durch die Verzerrungen, die sich durch das Dilemma ergeben, einen kurvigen Raum auf eine ebene Fläche zu übertragen oder eben die eigenen Erfahrungen auf eine Folie, die für die Welt gehalten wird, aber diese immer nur „beinahe“ sein kann. Durch die Repräsentation der Erde durch einen Globus und dem Aufkommen der Projektionskartographie (u.a. durch Gerhard Mercator) im 16.

Jahrhundert sieht Jameson eine dritte Dimension in der Kartographie entstehen: die der repräsentativen Codes. Diese Codes sind „*die intrinsischen Strukturen der verschiedenen Medien, verwandelt in naivere mimetische Konzepte der Kartierungen an sich*“ (1991:52). Damit stellt sich für ihn die Frage der Repräsentation grundsätzlich neu – eben jene der Übertragung vom Globus auf die Fläche. Im übertragenen Sinn bedeutet dieses, dass *cognitive mapping* nur die vereinfachten Projektionsbilder einer wie auch immer geschaffenen Wirklichkeit sind, die ihre Aussagekraft gerade in ihrer reduzierten Komplexität haben und daher auch für eine Erforschung interessant sind.

Das Gleiche gilt auch für die „klassischen“ Formen der grafischen Karten (im Sinne von Artefakten) selbst, die als Abbilder der Wirklichkeit angefertigt werden und somit fassbare und konkrete Repräsentation der Wirklichkeit/Umwelt sind. Für Monmonier ist bei der Betrachtung dieser Artefakte die Frage, was in das System der Daten gelangt, aus denen die Karten hergestellt werden, von großer Bedeutung. Eine Studie der Karten muss fragen, für welche Zwecke diese hergestellt worden sind und was sie über uns selbst aussagen (2002:1). Es ist anzunehmen, dass der erste Prozess des *cognitive mapping* und der scheinbar objektive Prozess der Produktion der Abbilder in einem sich gegenseitig beeinflussenden Verhältnis zueinander stehen. Aber was hat dann Überwachung damit zu tun? Und welche Konsequenzen haben *cognitive mapping* – gleich ob sie Grundlage von gedruckten Karten (Repräsentationen der Umwelt) sind oder sich auf andere Art und Weise äußern?

Der gewählte methodische Ansatz eröffnet von diesen Prämissen ausgehend einen Weg, die sozialen und räumlichen Vorstellungen bezüglich Raum und Gesellschaft zu analysieren, auf denen auch mögliche Einstellungen zu Überwachung basieren. Dabei ist *cognitive mapping* nicht nur ein theoretischer Ansatz, sondern auch eine empirische Methode, mit der Aspekte von Weltbildern und räumlich-sozialen Imaginationen erhoben und analysiert werden können.

2.4 Überwachung als Orientierung in der Welt

Das zu Beginn des Kapitels skizzierte Dilemma der eigenen Verortung in einer zu großen Teilen unbekanntem Welt kann als ein Motiv für fast jede Form der Überwachung gesehen werden. Die Konsequenz ist allerdings, dass dieses Motiv und die Konstellation selbst die immerwährende Ausbreitung von Überwachung herausfordert und mit der Figur des „Unbekannten“ ihre Wichtigkeit immer wieder aufs Neue unterstrichen wird. Überwachung ist zu einem gewissen Grad ein sich selbst-stärkendes und auch begründendes Phänomen. Diese Zusammenhänge werden in folgenden Abschnitt detaillierter erörtert.

Die Vermessung der terra incognita

Das Dilemma besagt, dass wir als Menschen vor dem Problem stehen, uns selbst in einer Welt verorten zu müssen, von der wir wissen, dass sie größer sein muss, als die Orte, die wir aus eigener Anschauung kennen. Wie machen wir es möglich, das Bekannte mit dem Unbekannten in Einklang zu bringen ohne zu verzweifeln? An der Menschheitsgeschichte abzulesen ist, dass ein Drang nach der Erkundung des Unbekannten besteht, des Vermessens der Welt, um diese erfahrbar und vor allem kontrollierbar zu machen (vgl. auch Lentz & Ormeling 2008). Das geschieht nicht ausschließlich und von vornherein zu Herrschaftszwecken, sondern zuallererst um die eigene Position im Verhältnis zur Welt zu bestimmen. Dieses ist die Grundlange für jede menschliche Existenz und Identität, für die Unterscheidung von Innen und Außen, das konstitutiv für menschliche Gesellschaften ist. Und es ist gleichzeitig der Grund dafür, warum es unmöglich ist dieses Dilemma aufzulösen oder zu überkommen. Die Grenzen des Wissens um das Unbekannte werden zwar beständig verschoben, aufgehoben werden sie aber nicht. Jede Entwicklung, jede Möglichkeit gesteigerter Mobilität versetzt die Grenze ein Stück weiter – das Unbekannte bleibt jedoch vorhanden. So bildete sich die (europäisch dominierte) Vorstellung heraus, dass vor allem das Bekannte, Vermessene, Kartografierte die eigentliche Welt darstellt, die Welt über die man eine Kontrolle haben konnte, und die maßgeblich war und ist. Heimlich, verdrängt, versteckt oder einfach vergessen existiert jedoch auch weiterhin die unbekannte Welt, die in unterschiedlichen Zusammenhängen von verschiedenen Akteuren bemüht, instrumentalisiert oder gar zur Messlatte für Handlungen oder Politik gemacht wird. Der internationale Terrorismus und die Rhetorik seiner Bekämpfung sind dafür ein aktuelles Beispiel.

Eine Bemerkung zu Geographie und Reisetätigkeit im 18. und 19. Jahrhundert zeigt, dass dieses auch schon früher gelolten hat und macht den Umstand sehr gut anschaulich: *„Mochte sich lange festgehaltenes Wissen (terra australis incognita) auflösen; die erfahrene und vermessene Wirklichkeit galt trotzdem, desillusionierend, als Triumph menschlichen Forschergeistes“* (Baasner in Maurer 2008: 20). Die Suche nach den Orten der Sehnsucht, die sagemunwoben außerhalb jeder persönlichen menschlichen Erfahrung lagen (und liegen?) gebar neues Wissen, aber auch neue Sehnsüchte und imaginäre Orte, die sich diesem Wissen wiederum und beständig entzogen. *„Während solches Wissen präziser wurde, kroch doch von allen Seiten neues Sehnsuchtpotential aus den sicheren Fakten. Während man sich damit beschied, die Suche nach dem Reich des Priesterkönigs Johannes aufzugeben und das am östlichen Rand der bewohnten Welt in den Karten eingezeichnete Paradies verbannte, wurden von den Entdeckern neue Sehnsuchtsträume erschlossen, etwa von Bougainville (1729-1811), jenes traumhafte Tahiti, das*

noch Gaugin (1848-1903) in die Südsee zog und dessen Zauber noch immer nicht erloschen ist“ (Maurer 2008: 20; auch Kominko 2008).

Schlögel spricht in einem ähnlichen Zusammenhang davon, wie die Aufklärung von einer Sehnsucht getrieben war – allerdings von einer Sehnsucht nach dem Raum, aus dem alle dunklen Stellen getilgt sind (ebd.: 2003: 169). Die Entdeckung und Vermessung des Raumes sollten zu seiner Entzauberung beitragen, zu seiner Kontrolle – und genau damit wurden auch die Orte der Sehnsucht immer weiter an den Rand gedrängt, ohne dass man sich ihrer gänzlich entledigen konnte. Solche Orte sind Teil einer Totalität, in denen auch das Nicht-Wissen, in dem Sinn, dass man nicht weiß, was dort stattfindet oder welche Gefahr aus diesen eben noch als Orten der Sehnsucht gehandelten Orten zu einem dringen kann, konstitutiv für das Bild der Welt als bekannter Welt sind. Gleichzeitig stellen diese Orte aber auch eine Gefahr, zumindest aber einen Widerspruch zu den Anstrengungen dar, die Welt sichtbar zu machen, ja in ihrer Gänze zu vermessen. Und das natürlich um so mehr, je näher diese Orte rücken, je bedeutungsloser Distanz angesichts von Flugzeugen und globaler Vernetzung wird. Denn dann wirkt es umso absurder, dass es da etwas geben soll, wovon wir uns kein Bild machen können.

Ein Bild von Elias Canetti illustriert die beschriebene Ausdehnung des Menschen über den Globus sehr schön (1980: 126f). Für ihn war das, was er als Vermehrungsmeute beschrieb, die eigentliche Triebkraft zum Umsichgreifen des Menschen. Sie habe ihm die Erde erobert und hat zu immer reicheren Zivilisationen geführt. Dadurch, dass die frühen Menschen sich in geringer Zahl in großen Räumen bewegt haben und dabei einer Überzahl von Tieren gegenüberstanden, gab es einen Willen zur Vermehrung, zur Ausbreitung, so Canettis Folgerung. Mehr Menschen wären in der Lage, mehr Wild zu erlegen, und ebenso wären sie in einem Krieg dann ihrem Gegner überlegen. Das Dilemma des Unbekannten und der Unübersichtlichkeit angesichts einer großen Welt und eines kleinen eigenen Erfahrungsraumes wird hier zum Ausgangspunkt für die Vermehrungsmeute, die mehr sein will und sich beständig ausdehnt um die Erde zu beherrschen und so der eigenen Unsicherheit etwas entgegenzusetzen. Eine geringe Zahl kann auch durch Technologien und Strategien umgangen oder kompensiert werden – sozusagen die künstliche Ausdehnung der Sinne, eine Virtualisierung der Vermehrungsmeute. Überwachung, so meine These, ist eine solche Strategie, um die Kontrolle trotz der geringen Zahl erlangen zu können. So gesehen wäre auch eine Globalisierung, wie wir sie heute kennen, ohne Überwachung schlichtweg nicht möglich.

Die blaue Kugel

Auch unter den Zwängen und der Logik der Globalisierung verschwindet das Dilemma der eigenen Verortung nicht vollständig. Entgegen der Vorstellung, dass die Welt immer kleiner wird, wird sie im Gegenteil immer größer, gera-

de weil wir mehr von ihr wissen. Immer mehr, das wir nicht kennen, obwohl wir wissen, dass es irgendwo existent ist und eventuell auch für uns bedeutsam sein könnte. Canettis Ausführungen legen einen Schwerpunkt auf den Raum, der den Kontext für das Gefühl „zu wenige zu sein“ bereitstellt. So gesehen ist jede Technologie und jede Strategie der Überwachung Teil einer (virtuellen) Vermehrungsmeute, die nicht auf die zahlenmäßige Vermehrung angelegt ist, sondern auf die Reichweite ihres Aktionsradius. Kameras, Satelliten, Datenbanken und Grenzkontrollen sind zusätzliche Sinne, die zentralisiert eine Kontrolle über das leere, nicht durch die Zahl der Menschen zu überschaubare Gelände ermöglichen können. Das Idealbild, in dem die totalisierende Logik der Kontrolle (Los 2006: 71f) und die Totalität unserer Welt Erfahrung theoretisch und praktisch zusammenfallen, ist das Bild des blauen Planeten, aufgenommen aus dem Weltall. Praktisch, weil es möglich ist, über Satelliten die Erde, seine Bewohner und ihre Bewegungen zentral zu registrieren, ihre Bewegungen nachzuvollziehen und letztlich zu überwachen. Globalisierung stellt sich in dieser Hinsicht als ein Prozess des Verschiebens von Erkenntnisgrenzen dar. Zentral dabei ist das Bild der Totalität, wie es auch Jameson einführt. Der blaue Planet als Referenz der eigenen Verortung. Das ganze Bild des blauen Planeten, ermöglicht durch einige wenige Aufnahmen aus den Apollo-Missionen zum Mond, hatte einen Einfluss auf die kulturellen Narrative der „einen“ oder „ganzen“ Welt. Zum ersten Mal gab es ein „authentisches“ Bild der Erde, keine Projektion, keine Verkleinerung, kein Modell. Die Zusammenhänge, das Verbindende konnten erkannt und narrativ und kulturell verarbeitet werden (vgl. Cosgrove 2004/1994). Das sich heute, fast 40 Jahre danach, diese Vision nicht erfüllt hat, kann ein nur zum Teil ernüchterndes Fazit sein (vgl. Widmann 2009). Was nicht zu leugnen ist, ist der von da an nicht mehr hintergehbare Narrativ der globalen Totalität. Bei Jameson spielt das Phänomen der Verschwörung angesichts der Unmöglichkeit einer Durchdringung und Überschaubarkeit eine wichtige Rolle. Verschwörung ist das Sinnbild der Unübersichtlichkeit, des Gefühls des eigenen Ausgeliefertseins angesichts einer nicht zu durchdringenden Totalität, zu deren Überwindung er die Praxis des *cognitive mapping* einsetzt. Soziale Totalität ist Verschwörung (ebd. 1995: 63). Überwachung könnte als deren Aufklärung verstanden werden – aber ebenso als Teil dieser Verschwörung, wenn es um tatsächliche Kontroll- und Überwachungsmaßnahmen geht, deren Blick und Wirkung der Einzelne ausgeliefert zu sein scheint. In der Logik der Überwachung selbst allerdings klären die Maßnahmen auf und verschaffen der Totalität zum Durchbruch. Es soll keine blinden Flecken mehr geben. Doch obwohl die Möglichkeit besteht, den blauen Planeten aus dem Weltall in Gänze zu betrachten, so sind einer dauerhaften und lückenlosen Überwachung von dort oben Grenzen gesetzt, genau wie einer Kontrolle aus kürzerer Distanz. Es sind letztlich immer noch zu wenige Menschen um den riesigen Raum unserer Erde adäquat zu kontrollieren – zumindest durch eine eigene Präsenz

vor Ort. Das ist deswegen bedeutsam, da Überwachung nicht bedeutet, dass jeder jeden beobachtet, sondern dahinter zielgerichtete Handlungen stehen, die über eben diesen Aspekt der sozialen Kontrolle hinausgehen. Überwachung und Kontrolle in diesem Sinne besitzen eingeschriebene Machtstrukturen, die eben nicht auf Gleichheit und Offenheit gerichtet sind, sondern auf Ungleichheit und Ausschluss. Überwachung beschreibt in dieser Hinsicht den Wunsch die Welt zu verstehen und sich in ihr zurechtzufinden. Kontrolle wäre so gesehen ein nachgeordnetes Interesse, was an bestimmte Herrschafts- und Machtstrukturen gebunden ist. Das Denken in Kategorien einer globalen Totalität zwingt dazu, die Welt als einen größeren Zusammenhang zu denken. Umweltzusammenhänge und ihre Probleme sind eben nicht nur lokal von Bedeutung, sondern haben ihre Ursachen möglicherweise in Dynamiken, die nur global zu betrachten sind, wie zum Beispiel der Klimawandel. Der Blick auf die Erde aus dem Weltall hat unsere Erkenntnis für diese Zusammenhänge erst ermöglicht und dennoch finden wir uns nur ausschnittsweise zurecht. Und so dienen Satelliten nicht nur der Terrorbekämpfung oder der Spionage, sondern auch der Umweltüberwachung oder der vorausschauenden Kontrolle von Naturkatastrophen zur Begrenzung der oft desaströsen Folgen für Natur und Menschen gleichermaßen.

Die Globalisierung von Überwachung

Die Überwachung des Planeten aus dem Weltall ist selbstverständlich nicht die einzige Form der Kontrolle, sie ist nur die totalste Form, gerade weil hier die Einheit des Planeten so bedeutsam wirkt. Andere Formen der Überwachung können andere Zielsetzungen haben, letztlich aber dreht es sich bei allen um die Kontrolle von Menschen, deren Bewegungen und Handlungen oder den Konsequenzen ihrer Handlungen. Die wichtigsten dieser Formen sind Datenbanken und Identifikationstechnologien, die eine eindeutige Kontrolle bzw. Überprüfung aller Personen beabsichtigen. Ziel ist es, den freien Bewegungsraum an bestimmten Grenzen und zu ganz bestimmten Zeitpunkten zu überprüfen und möglicherweise zu unterbrechen. Pässe und Personalausweise – Identitätspapiere im Allgemeinen – sind das totalisierende Kontrollinstrument schlechthin. Über Datenbanken, die weltweit einseh- und abrufbar sind, wird der Versuch unternommen, eine Auswahl der Personen zu treffen, die eine Grenze überqueren dürfen. Nicht zufällig sind große internationale Firmen daran beteiligt, solche Systeme für verschiedene Staaten weltweit zu entwickeln. Diese Firmen sitzen häufig in den Zentren des Westens und haben eine enge Anbindung an diese Staaten (z.B. USA, Frankreich, Deutschland). Lyon & Bennett (2008) bezeichnen ID-Kartensysteme auch als die Schlüsselform des Regierens (*governance*) im 21. Jahrhundert. Dabei dienen diese Identifizierungstechnologien nicht nur dazu die Grenzen zu kontrollieren, sondern auch dazu festzustellen, ob jemand der ist, der er vorgibt

zu sein. Ziel ist die eindeutige Identifizierung einer Person, die Kontrolle ihrer Bewegung, der Überprüfbarkeit von Ansprüchen oder der Verfolgung von Straftaten oder der Vorbeugung eben dieser.

Die „Ausdehnung“ der Welt in vielfältiger Hinsicht sowie die Intensivierung der sozialen, politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen über einen globalen Raum machen es notwendig, diese mit Maßnahmen zu begleiten, die eine Kontrolle von Ressourcen und Personen vorsehen. Denn je größer der Handlungsspielraum, desto nötiger wird die Überwachung durch technische Systeme und Kontrollregime, die nicht auf die lokale Präsenz angewiesen sind oder wo diese durch die geografische Größe der Welt einfach nicht gegeben ist. Je mehr von der Welt bekannt wird, desto größer wird auch der Bereich, der nicht zugänglich ist. Das Unbekannte scheint in gleichem Ausmaß zu wachsen, weshalb Überwachungsmaßnahmen parallel zu den Entdeckungen und Vermessungen wachsen und sich ausbreiten. Bei der Entstehung der Nationalstaaten mit ihren absoluten Grenzen fanden große Vermessungen statt, mit denen der neue Staat begründet wurde, gleichzeitig wurden damit große Gebiete qua Definition zum Fremden und Unbekannten gemacht, deren Bewohner man an den neu vermessenen Grenzen einer Überprüfung unterziehen musste. Das Ausweis- und Passwesen war eine der notwendigen Begleiterscheinungen im Verlaufe der Entstehung von Nationalstaaten. Und in diesem Kontext und darüber hinaus ist sie auch weiterhin elementar. Papiere machen Individuen. Nur wer kontrollierbar ist, ist auch tatsächlich existent im Sinne einer Bürokratie. Und auch deshalb ist Überwachung ein, wenn auch widersprüchlicher, Teil globaler Totalität, die ohne derartige Kontrollen nicht so denkbar wäre. In beiden Fällen gilt es das Unbekannte zu kontrollieren, Bewegungen zu überwachen und die Grenzen des Erfahrbaren über die Fähigkeiten und Möglichkeiten der persönlichen Erkenntnis hinaus zu erweitern. Dieser Prozess verbindet in seiner Logik das Lokale und Örtliche mit dem Globalen, mit der Welt als Totalität. So ist die zur Ikone von Überwachungsmaßnahmen gewordene Videoüberwachung zwar ein globales Phänomen, aber nicht in erster Linie eines, das auch global funktioniert. Kameras werden zuerst eher lokal eingesetzt und sind in ihrer Wirkung auf einen kleinen Raum begrenzt – U-Bahnen, Stadtviertel, bestimmte Straßenzüge. Die Argumente für ihre Installation folgen vornehmlich einer lokalen Politik der Verbrechensbekämpfung, der Abwehr von Gefahren oder der Verhinderung von Vandalismus sowie der Verbesserung eines gestörten Sicherheitsgefühls seitens der Bürger. An Flughäfen und anderen Orten mit kritischer Infrastruktur hingegen dienen die Kameras auch der Kontrolle von Menschen, die sich über Grenzen hinweg bewegen. Eine globale Bekämpfung des Terrorismus kann nur über die dezentrale Verteilung der Kontrolle weltweit effektiv funktionieren. Diese Orte sind damit gleichsam herausgelöst aus den lokalen Zusammenhängen und werden narrativ, aber vor allem praktisch-organisatorisch, in ein globalisiertes System von Kontrolle

eingebettet. Die lokale Kontrolle vor Ort ist damit über Umwege auch eine Kontrolle auf globaler Ebene. Der Schlüssel hierzu ist wiederum die Vernetzung der einzelnen Systeme.

Mit Canetti gesehen sind diese Arten der Überwachungstechnologien und Strategien eine (virtuelle) Vermehrungsmeute, mit denen zwar nicht die Gruppe selbst vergrößert wird, wohl aber ihr Sensorium ergänzt und globalisiert werden kann. In der Logik von Herrschaft und der Kontrolle von Territorium und Raum, welche beide trotz oder gerade wegen ihrer scheinbaren Virtualisierung auch weiterhin wichtig für eine Welt sind, die über das Bild des blauen Planeten auch als Totalität erfahrbar wird, ist diese Vermehrung notwendig. Dabei vermehren sich die Technologien, ihre Anwendungsbereiche und die generellen Strategien der Überwachung ständig – ohne dabei dem Dilemma entfliehen zu können, dabei auch weiterhin blinde Flecken auf der Welt zurücklassen zu müssen. Denn so sehr Überwachung ein Teil der Strategie ist, die Welt auch in ihrem letzten Winkel nicht nur zu vermessen – das ist bereits zum größten Teil geschehen – sondern diese „Vermessung“ auch in Echtzeit zu überprüfen, so schafft sie gleichzeitig immer wieder neue Grenzen eines Innen und eines Außen. Die Verortung des Einzelnen findet immer auch im Verhältnis zum Unbekannten statt. Und Überwachung schafft immer wieder neue Unbekannte oder lässt Bereiche eben unberücksichtigt, weil diese als nicht wichtig erachtet werden oder geradezu als fremd und unbekannt konstruiert werden – um nämlich eine Abgrenzung zum eigenen Weltbild erst aufzubauen. Das Fremde wird so konstitutiv für eine Gesellschaft. Nur darüber lassen sich Grenzen ziehen und eigene Identitäten festlegen. Globale Totalität ist nicht die Einheit der Welt, sondern verweist auf die Abhängigkeiten zwischen den vielen Diskursen und Phänomenen. Zugespitzt könnte man sagen, sie spielt eine Einheit von Welt nur vor, eine Einheit, die sich für den Einzelnen über die Figur der Verschwörung bei Jameson erklärt, jedoch auch darüber nicht aufdecken ließe. Überwachung ist das Versprechen, die Unübersichtlichkeit zu überkommen und das Unbekannte an das Bekannte anzuschließen, die Lücken eigenen Erfahrungsmangels zu kompensieren – um auch dabei letztlich zu scheitern. Überwachung und *cognitive mapping* teilen somit eine gemeinsame Basis, in dem über sie versucht wird das Bekannte und das Unbekannte miteinander in Einklang zu bringen, ohne dass die vorhandene und wahrgenommene Diskrepanz zwischen dem Erfahrbaren und dem Unbekannten, aber wissentlich Vorhandenem, zu einem Problem werden kann. Die Welt, oder richtiger das Bild von der Welt, wird entsprechend zurechtgelegt und anschlussfähig gemacht. In der Logik von Globalisierung und globaler Ausdehnung sind Überwachungsstrategien konstitutiv und nicht mehr wegzudenken. Als (virtuelle) Vermehrungsmeute stoßen aber auch sie an ihre (physischen und geographischen) Grenzen, so dass das Grundproblem des Unbekannten Teil der Entdeckung selbst ist und bleibt und damit auch gleichzeitig der Wunsch nach mehr Überwachung und Kontrolle.

Mit diesem Kapitel konnten die Bedingungen für die Herausbildung und Beschaffenheit von Weltbildern erläutert werden, wie Menschen mit ihren Vorstellungen von Welt umgehen und wie die Beziehungen zu dem sind, was in einer Welt jenseits dieser eigenen Erfahrungen existieren kann. Die sozialen sowie räumlichen Vorstellungen bestimmen die Verortung des Einzelnen und ordnen damit insgesamt alle einzelnen Elemente von Gesellschaft an, setzen sie in Beziehung und formen darüber auch ihre Strukturen mit. Wesentlicher Aspekt dieser Beziehungen sind die Vorstellungen von Räumen und ihrer Konstituierung. Weltbilder werden darüber gesteuert und beeinflussen gleichzeitig diese Vorstellungen, mit Konsequenzen dafür, wie Räume beschrieben, genutzt, konstruiert, gesehen, definiert oder geschützt werden. Letztlich beeinflusst das auch die Möglichkeiten gesellschaftlicher Formation, die Herausbildung von Identität und die soziale Dynamik insgesamt, insbesondere im Hinblick darauf, wie Beziehungen zwischen dem Innen, dem Außen und dem Unbekannten von Gesellschaft geregelt sind. Dieses ist auch der Ansatzpunkt um Überwachung als Phänomen sozialer Orientierung zu diskutieren. In diesem Sinn dienen auch Karten und Kartographien einer Orientierung, über die Weltbilder erschaffen und durchgesetzt werden können und die als Bestandteil eines *cognitive mapping*-Prozesses das theoretisch-methodische Gerüst für die weitere Analyse sein werden. Die Analyse wird deshalb mit einer Analyse der Wechselbeziehungen zwischen Raum und Karte fortgesetzt, auch weil das Kartieren möglicherweise eine Form der Überwachung selbst ist.

3. Kartierungen

Das vorherige Kapitel hat gezeigt, dass Vorstellungen von der Welt auch dann existieren, wenn nicht alles in dieser Welt aus eigener Anschauung bekannt ist. Eine solche Diskrepanz führt zu Vorstellungen, die als *cognitive mapping* die sozialen und räumlichen Strukturen abbilden, wie sie sich für den Einzelnen oder auch für Kollektive manifestieren und in der Konsequenz handlungsrelevant und wirkmächtig werden. Das Phänomen der Überwachung (siehe Kapitel 4 für eine detaillierte Diskussion und Erörterung) bildet dabei eine der Brücken, mit der die Lücke zwischen bekannter Welt und der Sphäre des Unbekannten geschlossen werden soll – gerade weil diese unbekannte Sphäre etwas darstellt, was wissentlich vorhanden ist, aber nicht mit konkretem Inhalt gefüllt werden kann und dadurch immer eine Quelle möglichen Unheils, der Gefahr und Unsicherheit ist. Wie der Raum konstituiert ist, der Teil solcher Vorstellungen ist, kann mit vielfältigen Theorien erklärt werden. Wichtiger noch als die Definition des Begriffes Raum an sich erscheinen mir die verschiedenen Vorstellungen und Raumwahrnehmungen, wie sie sich unter anderem in Karten, Kartenwerken und letztlich auch in den Vorstellungen von Menschen abbilden.

Das Verhältnis von Vorstellung und Abbild des Raumes kann als hermeneutisch bezeichnet werden – Vorstellungen von Welt flossen in die Darstellung der Karten ein und Karten konstruierten andersherum neue Sichtweisen auf die Welt, die physische und soziale Beschaffenheit der Erde, seiner Bewohner und sozialen Verbände – von einzelnen Ethnien über Nationalstaaten bis hin zu transnationalen Unternehmen. Karten und Raum sowie Raumvorstellungen bedingen sich gegenseitig. Wenn Überwachung wie die Kartographie selbst ein Instrument der Orientierung in der Welt ist, dann ist es notwendig die Rolle von Karten bei der Herstellung von Raumvorstellungen und Weltbildern zu untersuchen, denn letztlich spielen Karten so auch eine Rolle für die Vorstellungen, die den Überwachungspraxen heute zugrunde liegen. Gerade moderne Geoinformationssysteme werden in zunehmenden Maße genutzt, um die Welt besser zu kategorisieren, sie zu analysieren und auch besser zu kontrollieren. Ganz abgesehen von den praktischen Verbindungen gegenseitiger Einflussnahme und der Konstruktion von Raumvorstellungen, bieten Karten sich auch an, um theoretisch über die Beschaffenheit von Weltbildern und die Wahrnehmung von Welt nachzudenken, denn „*Karten sind ein machtvolles Instrument, um über die Welt nachzudenken*“ (Krygier & Wood 2005, auch Wood 1993). Insbesondere wenn man zeigen will, wie Karten Raumvorstellungen verändert haben und wie letztere gegenwärtig aussehen – denn davon hängen auch die Überwachungspraktiken und Kontrollregime ab, wie sie sich uns heute praktisch darstellen. Karten sind dabei mehr als nur ein Abbild einer physischen oder sozial komplexen Wirklichkeit,

mehr als eine Repräsentation von physischem Raum (vgl. Dodge, Perkins & Kitchin 2009). Das gilt sowohl für Straßen- und Weltkarten, wie wir sie heute kennen, als auch für komplexere und dynamischere Karten, wie *mental maps*, die in der Geographie benutzt werden oder thematische Karten, deren Ordnung anderen Prinzipien folgt, als denen geographischer oder topographischer Koordinaten. Im Grunde beruht schon jeder Atlas auf einer Verzerrung der Welt, wie sie sich für einen Beobachter aus dem All darstellen würde – nämlich dem Versuch eine Kugel auf die Fläche zu pressen. Umso verzerrter sind dann die individuellen Karten (repräsentativen Vorstellungen) einzelner Menschen, denn „*jeder hat seine eigene Karte von der Welt. Ein Kind hat eine Karte, ein Erwachsener eine andere*“ (Kapuscinski: 2003: 129). In diesem Kapitel soll deshalb die Größe Raum im Mittelpunkt stehen, genauer die Raumwahrnehmungen und ihre materiellen (und weniger materiellen) Entsprechungen in Karten und kartographischen Darstellungen. Es muss daher auch geklärt werden, was eine Karte eigentlich ist bzw. was ihre speziellen Qualitäten sind und welche Bedeutung sie für die Konstruktion von Raum und für das Verständnis von Welt und Wirklichkeit hat.

Zunächst soll das Wechselspiel von Raumwahrnehmung und Konzeption sowie der Produktion und Konstruktion von Karten im Mittelpunkt stehen. Vor dem Hintergrund moderner Kartographietechnologien wie den Geoinformationssystemen, mit denen ein physisch exaktes Bild unserer Erde gezeichnet werden kann, die aber auch die Möglichkeit zu bisher unbekanntem Manipulationen und neuen Darstellungsformen bieten, ist es wichtig, sich dieses Wechselspiel zu verdeutlichen. Denn es ist anzunehmen, dass solche Abhängigkeiten auch mit vermeintlich objektiven Karten, deren Daten überprüfbar und unabhängig sein sollen, weiterhin bestehen bleiben. Das zeigt sich schon daran, dass die amtlichen Bezugssysteme und Standards für Geodaten sich verändern können und somit die Daten selbst in einem neuen Bezugssystem unbrauchbar würden (vgl. arcaktuell 3/2008).

Ein zweiter Abschnitt beschäftigt sich mit den Möglichkeiten mit Karten einen Raum zu kontrollieren. Diese Perspektive ist die Konsequenz aus dem ersten Abschnitt, denn die Produktion von Karten ist nicht allein die handwerkliche (manchmal auch künstlerische) Tätigkeit des Kartographen, sondern tief verwoben mit Macht-, Kontroll- und Herrschaftsstrukturen – historisch und gegenwärtig (vgl. u.a. Wood 1993). Die Gestaltung von Karten bedeutet die Gestaltung von Diskursen über Räume und damit die Kontrolle über diese Räume. In Karten sind die Machtverhältnisse eingeschrieben, weshalb es sich auch nicht um bloße Repräsentationen handelt, auch wenn ich diesen Begriff zur Beschreibung ganz bestimmter Verknüpfungen von Raum, der Wahrnehmung und Vorstellung von Raum und den materiellen Darstellungen, Karten, nutzen werde.

Daran anschließend will ich noch einmal auf die Bedeutung von Kartierung für Überwachung bzw. Kartierung als Überwachung im Sinne einer Ori-

entierung im (unbekannten, undisziplinierten) Raum eingehen – dieses Mal aus der Perspektive der Karten und ihrer Bedeutung für die Konstruktion von Räumen und Raumnarrativen, die wichtig für neue Formen der Überwachung sind und darüber Anschluss an und Aussagen zu Weltbildern und sozial-räumlichen Imaginationen möglich machen.

3.1 Raumkonzepte und Karten

Es gibt ein paar Dinge, die man über Karten sagen kann, die so allgemein gültig sind, dass sie keiner längeren Erklärung und Analyse bedürfen. Der zentrale Punkt ist, dass Karten immer eine ausgewählte und bestimmte Perspektive wiedergeben. Allein die Unmöglichkeit, die runde Form der Erde auf die Ebene der Karten zu bringen, bedarf einer Projektion, die je nach Bedarf und Art der Karte unterschiedlich ist. Geographische Lehrbücher zur Kartographie widmen dem Aspekt der Kartenprojektionslehre zumeist ihre grundlegenden und einleitenden Kapitel (vgl. z.B. Wilhelmy 1981; Kohlstock 2004). Was diese Art von Publikationen in der Regel nicht thematisieren, sind die Verwerfungen der Kartenproduktion aus historischer Perspektive und unter dem Einfluss der Produktionsbedingungen von Karten generell. In der Kartographie interessieren zuerst einmal die Art der Kartenprojektion, nämlich wie die runde Form der Erde auf eine zweidimensionale Fläche gebracht wurde, und was in den Karten tatsächlich steht, also um was für einen Typus von Karte es sich handelt – thematische oder topographische Karte, Militär- oder Straßenkarte usw.. Karten sind Wissensspeicher, die zum einen ihr Wissen präsentieren, aber auch Rückschlüsse auf die Produktionsbedingungen dieses Wissens zulassen, ja geradezu erzwingen. Karten sind in dieser Hinsicht sowohl handwerklich-künstlerische Artefakte der Raumgestaltung, als auch Repräsentationen von Wissen und Wissenschaft, da sie eben auch auf vermeintlich objektiven Kriterien der Datenerfassung beruhen.

Historisch gesehen reicht es nicht, Karten auf ihre Funktion der Darstellung von Sachverhalten auf der Erdoberfläche zu reduzieren. Vielmehr war die Kartographie Teil des Prozesses der Aneignung der Erdoberfläche selbst, denn nur was auch vorhanden war und abgebildet wurde, konnte erobert, angeeignet und besessen werden. Zu bestimmten Zeitpunkten und Bedingungen kann man sagen, dass die Karte das Territorium erst hervorbringt (vgl. Piatti 2008: 50; auch Latour 1987: 229).

Noch grundlegender kann man sagen, dass Karten zuallererst eines der ursprünglichsten Mittel menschlicher (vermittelter) Kommunikation sind (MacEachren 2004. 3; Short 2003: 8). Sie sind Repräsentationen unserer Umwelt und geben die Welt so wieder, wie ihre Produzenten sie empfinden, z.B. gemäß der Daten die ihnen zugrunde gelegt werden. Dodge, Perkins & Kit-

chin (2009) plädieren in einer Neubestimmung der Kartographie aus human-geographischer Sicht für eine so genannte post-repräsentative Kartographie, die über die Idee des Abbildes von der physischen Erdoberfläche hinausgeht (vgl. auch Harley 2004, der mit der Dekonstruktion der Karte eine andere Sichtweise auf die Karte und auf ihre Geschichte etabliert hat, auf die jede Kritik seitdem aufbauen kann). So ist für eine Analyse von Karten auch die Rolle ihrer Konsumenten zunehmend interessant, welche ihrerseits Karten neue Bedeutungen zuschreiben können und die unter den Bedingungen digitaler Kartographie so wichtig werden wie der Kartenproduzent. Karten als Repräsentation bedeutet einen Anspruch auf Wahrheit zu erheben, welcher den Karten lange Zeit zugeschrieben wurde, der aber tatsächlich nie vorhanden war und welcher auch den materiellen Artefakten der Karten nicht gerecht wird (vgl. Dodge, Perkins & Kitchin 2009: 6). Repräsentation orientiert sich bei ihnen an der Definition von Kartographie (vgl. u.a. Schneider 2006: 7), welche die Repräsentation von geometrischen Verhältnissen auf der physischen Landoberfläche beschreibt – nicht die Repräsentationen von Ideen, in welchem Sinne ich hier diesen Begriff verstanden haben möchte. Dodge, Perkins & Kitchins Kritik an dieser bisher dominanten Sichtweise von Karten und Kartographie ist nachvollziehbar und trägt den veränderten Raumvorstellungen sowie ihren Produktionsbedingungen und der gesellschaftlichen Dynamik Rechnung. Ich möchte den Begriff der Repräsentation, also das Bild der Welt, wie sie von Einzelnen oder Kollektiven wahrgenommen wird, dennoch nicht verwerfen, da er hier mehr meint als dort kritisiert wird. Der von ihnen übernommene Begriff von Karten als Einschreibung (*inscriptions*) oder Vorschlag für eine noch zu schaffende Welt (*proposition*, vgl. Dodge, Perkins & Kitchin 2009: 15ff), als Codierung der Welt, soll aber auch hier zu einem Leitgedanken für die folgenden Ausführungen genommen werden, denn damit kann sehr gut das Verhältnis von Raumvorstellung und der Form und Funktion (und des Designs) von Karten veranschaulicht werden.

Was können Karten?

Karten zeigen je nach Verwendung und Zweck unsere physischen, politischen, sozialen, kulturellen, demographischen oder historischen Wahrnehmungen von der Welt. Sie beruhen auf Wirklichkeiten, die gesellschaftlich konstruiert sind – das schließt die Darstellung der physischen Umwelt mit ein, denn in diesen Fällen ist es sehr wohl von Bedeutung, wie und auf welcher Grundlage etwas dargestellt wird (vgl. Monmonier 2002; Latour 1987). Karten können weglassen, dazu erfinden oder manipulieren. Kartierungen sind dabei nicht ausschließlich auf gedruckte oder digitale Formen beschränkt – dass macht ihre Repräsentationen nur leichter zugänglich und ist der eigentliche Reiz von Karten. Dennoch können auch die diesen Darstellungen vorausgehenden kognitiven Vorstellungen als Karten/Kartierungen bezeichnet

werden. Der Begriff *mental* oder *cognitive map* dient hier zu einer Beschreibung des zunächst Nicht-Sichtbaren. Wie ein Reservoir aus Vorstellungen, Wissen und Erfahrungen spiegeln die persönlichen Karten die Welt und konfigurieren ein Weltbild – eben die kognitiven Karten von der Welt (vgl. u.a. Behringer 2006: 78; Jessen 2006: 45).

Karten als Instrument der Aufklärung waren Instrumente, um den ungeheuerlichen, wilden, undisziplinierten, ungebändigten, leeren und unermesslichen Raum zu beherrschen (vgl. Schlögel 2003: 167). Es ging nicht länger um die Darstellung von heiligen Welten, Wunschwelten und fernen Utopia, allesamt heilsversprechende Orte der Sehnsucht (vgl. z.B. Kominko 2008), sondern um eine kritische und genaue Vermessung der Welt. Die Sehnsucht in der Kunst wird allerdings zum gleichen Zeitpunkt massiv artikuliert – gewissermaßen als Gegenentwurf zur Welt, die vermessen wird, die immer transparenter und aufgeklärter erscheint (Maurer 2008: 20). Die Vermessung und genaue Beschreibung hatte neben den aufklärerischen auch praktische Gründe, die in der Notwendigkeit exakter Seekarten für die großen Expeditionen der Portugiesen, Spanier und anderen Seefahrer der anbrechenden Neuzeit liegen, also vor allem für die Ausweitung des Seehandels gebraucht wurden. Außerdem gab es philosophische Gründe, denn die Aufklärung setzte auf eine kritische Betrachtung der Welt wie sie ist und nicht wie sie hätte sein sollen. Die Aufklärung wollte die dunklen Stellen des Raums getilgt sehen (Schlögel 2003: 169). Die Kartographie ist Teil einer Geschichte des Messens, einem Phänomen, das in menschlichen Gesellschaften seit mehr als 30.000 Jahren nachweisbar ist und wahrscheinlich noch länger als Grundelement dazu gehört (vgl. Haustein 2007: 19; vgl. auch Short 2003, der von rund 40.000 Jahre alten Funden spricht). Kartographie ist durch die Form der Darstellung und darüber hinaus eine elementare Form menschlicher Kommunikation, die wie andere Formen des Vermessens der Ordnung, vor allem aber der Orientierung in einer zunächst unbekanntem Welt dient.

Als Mittel der Kommunikation erzählen Karten immer zwei Geschichten: die Geschichte in der Karte, also der dargestellten Gebiete in physischer, sozialer und politischer Hinsicht; und die Geschichte der Karte, ihrer Produktion und Verwendung selbst (Short 2003: 24). Und zunehmend werden auch die Nutzer von Karten immer wichtiger, da sie unter den Bedingungen digitaler und internetgestützter Kartographie zu Karten-Prosumern werden, sowohl Nutzer als auch Produzenten von Karten (vgl. Dodge, Perkins & Kitchin: 2009: 317, *authorship of mapping*). Die Geschichte der Kartographie ist auch eine Geschichte politischer Wünsche, wie z.B. im Falle der englischen und französischen Kolonialisierung Nordamerikas. Nordamerikanische Karten aus dem 18. Jahrhundert stellen nicht nur das Land, sondern auch die kolonialen Wünsche dar, über die versucht wurde, entsprechende Macht- und Territoriumsansprüche festzulegen. Hier werden Karten zu Vorschlägen (*propositions*), wie der Raum zu sehen ist und wie ein solches Bild in Kombination

mit einem Herrschaftsapparat auch durchsetzbar wäre. In diesem Sinne sind Karten doppelt bedeutsam, denn Kartierungen repräsentierten nicht nur die Realität, sondern spielten auch eine aktive Rolle bei ihrer Konstruktion (Dodge 2005: 115).

Kommunikation und Orientierung

Diese doppelte Bedeutsamkeit von Karten gilt auch und in besonderer Weise für unsere eigenen kognitiven Karten (vgl. MacEachren 2004: 4ff; Dodge 2005:114). Es handelt sich dabei um ein Phänomen, das alle menschlichen Gesellschaften in unterschiedlicher Ausprägung betrifft, wie an archäologischen Kartenfunden gezeigt werden konnte. Die frühesten kartographischen Funde zeigen sehr einfache Formen räumlichen Verständnisses, vor allem waren sie angelegt, um eine jeweils grundlegende Orientierung zu dokumentieren und nachvollziehbar zu machen. Die Karten spiegelten die erfahrene Welt wieder, analog den Höhlenmalereien, deren Darstellungen ähnlichen Charakter hatten (vgl. Short 2003). Weder eine exakte Kenntnis von Karten, noch die Hervorhebung von Weltkarten sind für die Ursprünge der Kartographie besonders wichtig. Besonders frühe Kartenfunde scheinen zu belegen, dass es bei der Erfassung der Welt zunächst hauptsächlich um die direkte und erfahrbare Umwelt ging (vgl. Short 2003; Barber 2006), die in diese Wissensspeicher abgelegt wurde (Schneider 2006). Die Möglichkeiten und die Notwendigkeiten sich einem Raum vorzustellen und auf einer Karte festzuhalten, dürften dabei je nach Lebensumwelt der Menschen verschieden gewesen sein. Für viele Jäger- und Sammlergruppen mit einem eher eingeschränkten Bewegungsradius reichten vielleicht eher eingeschränkte Vorstellungen, wichtig waren vor allem solche, die sich auf die unmittelbare Nahrungsfindung oder Wildbestände bezogen. Unter anderen Lebensbedingungen war es hingegen wesentlich wichtiger, eine weitergreifende Vorstellung des Raumes zu entwickeln und entsprechende Karten dann auch zu erstellen und diese lesen zu können, wie z.B. bei den sibirischen Völkern, die in den Weiten Sibiriens auch unter schwierigen klimatischen Bedingungen ihren Weg finden mussten (vgl. Short 2003: 32f). Die herausragende Eigenschaft von Karten ist von Anfang an die Möglichkeit der Kommunikation über den Raum. Karten erfüllen keinen per se künstlerischen Selbstzweck (auch wenn einzelne Exemplare als handwerkliche Kunstwerke anzusehen sind), sondern dienen der Kommunikation zwischen Mitgliedern der gleichen Gruppe und über Generationen hinweg, um für die Gruppe elementares Wissen zu speichern und personenunabhängig bereitzustellen. Sie beinhalten neben den räumlichen Kenntnissen oftmals auch die räumlichen Aspekte von Ursprungsmythen. Das besondere Merkmal aller Karten und kartographischen Darstellungen unserer Umwelt ist die Vereinfachung (Short 2003: 34). Karten reduzieren notwendigerweise Komplexität und schaffen so eine Übersicht für die Orientie-

rung in Raum und Gesellschaft. Die Beschaffenheit und Inhalte von Karten repräsentieren nicht nur die Umwelt, sondern verweisen auch auf die Vorstellungen, die ein Urheber von ihr hat. Karten oder besser Kartierungen sagen über uns und das was wir tun und sind so viel aus wie über die Räume, die sie repräsentieren sollen. Sie sind nicht nur Darstellungen von Wissen, sondern dieses wird mit ihnen erst konstruiert. Sie sind gesellschaftliche Konstruktionen der Wirklichkeit im Sinne Berger & Luckmanns und konstruieren die soziale Wirklichkeit gleichermaßen (vgl. Searle 1995). Darüber hinaus sind sie in ihren Konsequenzen real und bedeutungsvoll. Karten sind Wissen in codierter Form.

Weltbild und Kosmologie

Ob und wie diese frühen Kulturen und Gesellschaften den Raum an sich und um sich herum konzeptualisierten muss offen bleiben. Deutlich wird aber, dass die Formen der Darstellungen sich mit den Kenntnissen über die Welt, mit den Möglichkeiten der Reichweite und vor allem mit der Form der sozialen Organisation veränderten. Bezüge zu Göttern oder zu Spiritualität und selbst Magie (vgl. Herva 2010), die sich im Raum manifestiert haben, sind in den Höhlenzeichnungen und frühen Karten zu finden, wie auch später in den Weltdarstellungen, die die Einheit der Erde unter einer göttlichen Größe ausmachten. Analog zu den Veränderungen des Messens und Zählens am Übergang zu den frühen Hochkulturen (Haustein 2007: 80ff), welche vor allem durch das Aufkommen des Ackerbaus gekennzeichnet waren, lassen sich diese Veränderungen auch in den Karten und Weltbildern nachzeichnen. Karten werden zu einem Werkzeug, um Land und Bewässerungssysteme zu managen und Besitzverhältnisse zu dokumentieren. Vor allem von der Hochkultur Mesopotamiens gibt es zahlreiche Kartendokumente, die solche Annahmen stützen. Ebenso zeigen sie, welches Bewusstsein bezüglich der eigenen Welt herrschte, indem sie als Zentrum der Karten häufig Babylon zeigten (Short 2003: 38ff; Barber 2006: 16). Dieses Zentrum wandert später nach Jerusalem und bleibt dort bis ins späte Mittelalter, zumindest was die Karten angeht, die europäisch-vorderasiatisch geprägt sind. Funde aus China zeigen indes, dass dort bereits vor rund 2.100 Jahren die ersten Karten mit einem Koordinatensystem entstanden sind, mit denen das chinesische Reich vermessen wurde (Haustein 2007: 584ff). Das Verständnis des Raumes als etwas, das vermessen werden konnte, ja musste, lag in der chinesischen Herrschaftsform, einer Beamtenbürokratie, die genauestens über die Zustände in dem Riesenreich Bescheid wissen musste und durch die administrativen Strukturen auch konnte. Die Orientierung im Raum war einer der Schlüssel zur dortigen Herrschaft. Dieses Verständnis von Welt und der Stand der Wissenschaften haben dort auch den Kompass und astronomische Uhren hervorgebracht – beides Instrumente, die der Welt eine Ausrichtung und dem Menschen eine Orientie-

rung gegeben haben (vgl. Haustein 2007: 586; Sandmeyer 2008: 126ff zur Geschichte des Kompasses). Im chinesischen Kaiserreich waren es die administrativen Strukturen, die diese Art von Karten nötig, aber auch erst möglich machten und die damit den Raum als einen durchgängigen nach gleichen Regeln geordneten Raum konzipierten, der als Verwaltungs- und einheitlicher Herrschaftsraum beschrieben werden konnte. Ähnliches gilt für die zeitlich etwas später entstandenen Karten der Griechen, Araber und Römer, die ebenfalls auf Karten ihrer Reiche angewiesen waren bzw. Karten für die Seefahrt und den Handel brauchten. Die römischen Karten waren ähnlich den chinesischen nicht geometrisch korrekt, vermerkten aber Entfernungen und wichtige Orte als Orientierungsmarkierungen, unverzichtbar für die auf Expansion und Verwaltung eines Reiches ausgerichtete Bürokratie Roms (vgl. z.B. Schneider 2006: 20f).

Viele der mathematischen Grundlagen der Kartographie stammen aus diesen Regionen und Epochen, wobei es hinsichtlich des Koordinatensystems Vermutungen gibt, dass hier das chinesische Beispiel über arabische Handelsposten nach Europa getragen wurde (vgl. Haustein 2007: 385). Vor allem die Karten des Ptolemaeus, der im 2. Jahrhundert nach Chr. in Alexandria gelebt hat, gelten als wegweisend für die Darstellung und insbesondere die Vermessung der Welt, die auf den Berechnungen und mathematischen Grundlagen des Euklid und anderer griechischer und arabischer Gelehrter beruhte. Zentral sind die von ihm entwickelten Projektionsmodelle, mit denen die kugelförmige Gestalt der Erde auf die Fläche gebracht werden konnte. Der wieder aufgenommene Bezug auf Ptolemaeus war es, mit dem die Kartographie im späten Mittelalter dann erneut aufblühte. Für die Zeit zwischen den aus der Antike stammenden Karten und denen aus dem Mittelalter, gibt es für den europäischen Raum wenig überlieferte Artefakte. Kupcik (1980) spricht gar von einem „tiefen Verfall“ der Kartographie in dieser Zeit. Ob und wie der Raum konzipiert wurde, lässt sich auch aus Mangel an solchen Dokumenten schlecht rekonstruieren. Anders als in China lange vorher scheint es aber keine Idee eines durchgängigen Herrschaftsraumes gegeben zu haben, der unabhängig von der Person eines Herrschers denkbar war. Kleinen (2006) analysiert diesen „mittelalterlichen“ Mangel und spricht von einer „Wiederentdeckung des Raumes“ im 11. Jahrhundert. Herrschaft wurde zwar über ein Territorium, aber durch Personen ausgeübt, die vor Ort anwesend sein mussten. Er beschreibt diese Besitz- und Herrschaftspraxis als Reisekönigtum. Der alleinige Sitz in nur einer Hauptstadt, ohne die persönliche Anwesenheit in den verschiedenen Teilen des Reiches, war nicht denkbar. So sind die Burgen Heinrichs IV in der Folge von Aufständen entstanden, um zukünftig solchen nicht mehr machtlos gegenüberstehen zu müssen. Diese Burgen unterschieden sich von bisherigen Befestigungen, wie sie an strategischen Punkten – Furten, Übergängen – errichtet wurden. Die Burgen im Gebiet des Harzes waren eine Befestigungskette, in der sich eine raumbezogene Herrschaftsidee

ausdrückte, in dem mit den Burgen ein Territorium umschlossen wurde (Kleinen 2006: 176f). Neu an der Art der Befestigungen war ihre Höhenlage, die vor allem bei den Bauarbeiten eine neue Belastung für die Arbeiter darstellte. Außerdem mussten diese Burgen ständig besetzt und versorgt werden, was Konsequenzen und Einschränkungen für die lokale Wirtschaft und Landnutzung nach sich zog. Wichtig an diesen Burgen ist aber vor allem die territoriale Idee und Raumauffassung, die hinter ihrer Errichtung stand. Die Grundzüge für die Strukturen einer von dem Aufenthaltsort der Herrscher unabhängigen Landesherrschaft sind hier entstanden. Kartographisch hatten diese Vorstellungen des Raumes nur sehr inadäquate Entsprechungen. Karten des Mittelalters repräsentieren vor allem die christlichen Vorstellungen der Welt in oft sehr einfacher Darstellung, wobei das so genannte runde T-O Schema eine der wichtigen Darstellungsformen war. Das T-O Schema beschreibt runde Karten, bei denen die Landmassen von einem Ozean umgeben sind. Die Landmassen sind durch ein „T“ dreigeteilt und stellen die drei bekannten Erdteile dar – Europa, Afrika und Asien. Jerusalem war das Zentrum dieser Karten und sie waren nach Osten hin ausgerichtet (Osten wurde am oberen Rand der Karte abgebildet). Die als *mappae mundi* bezeichneten Radkarten, welche die bekannte Welt und die Vorstellungen der unbekannteten Welt gleichermaßen wiedergaben, waren nicht nur Karten, sondern Kosmologien (Short 2003: 58; Schneider 2006: 26; Barber 2006: 32). Ihre teils sehr elaborierten Darstellungen gaben das vorhandene Wissen über die Welt wieder. Die tatsächlichen räumlichen Verhältnisse zueinander waren dabei weniger wichtig. Diese Karten hatten wenig praktischen Nutzen, sondern repräsentieren viel eher das gängige Weltbild der Zeit, welches in Europa hauptsächlich durch den christlichen Glauben geprägt wurde. Die bekanntesten Beispiele für solche sehr detailreichen Psalter-Karten sind die Ebstorfer Weltkarte sowie die Karte von Hereford. Beide zeigen die Welt als runde Scheibe, die geometrischen Gegebenheiten spielen keine Rolle oder waren in dem Maße den Kartenmachern auch nicht bekannt. Die übergroßen Karten zeigten detailreich die Welt, wobei das Verhältnis von göttlicher Herrschaft und Bestimmung die generelle Struktur wesentlich vorgab. Jerusalem war auch hier das Zentrum, dazu kam oftmals die Rahmung durch das Heilige, eine göttliche Sphäre an den Rändern der Karten. Die Vermischung von Geographie und Theologie in den Karten ist bestimmend und typisch. So finden sich auch Hinweise auf christliche Legenden und Sagen in den Karten. Die Perspektive der Ebstorfer Karte wird deutlich, wenn man sich die Darstellung um das Kloster Ebstorf (in der Lüneburger Heide) selbst anschaut, welches für den Maßstab einer Weltkarte doch sehr detailreich und im Verhältnis unangemessen groß wiederzufinden ist (Schneider 2006: 31). Die unterschiedlichen Weltkarten des Mittelalters waren weniger „Karten“ im heute üblichen Sinn, sondern viel eher Darstellungen von Weltbildern, mit denen die bekannte und die unbekanntete Welt in Beziehung gesetzt wurden. Dazu gehörten auch die

Verweise auf das Göttliche, den Glauben, die Beschaffenheit der Welt nach christlicher Lehre sowie die bekannten geographischen Daten (zumeist Orte, Flüsse und Gebirge), die ebenfalls eingezeichnet wurden.

Es wurde mit diesen Karten eine bestimmte vorhandene Ordnung unterstrichen und räumlich verankert, wobei die Raumwahrnehmung eng an die Gesellschaftsordnung und die Herrschaftsstrukturen geknüpft waren. Raum ist hier vor allem Glaubens- und Orientierungsraum, weniger ein Handlungsraum. Vor allem aber ist der Raum als der Hintergrund konzeptualisiert, vor dem sich das gesellschaftliche Leben abspielt, der aber letztlich auch nur als von Menschen belebter Raum existiert. Für Kleinen entsprach das dem Raumbild des Mittelalters, welches den Raum als von Menschen gemacht ansah. Menschen kultivierten erst die menschenleere *desertus* zur kultivierten *terra* und schafften Raum durch ihre Präsenz und Einflussnahme (Kleinen 2006: 182). Im Gegensatz zu den mystischen Kosmologien des europäischen Mittelalters waren arabische, islamische Kartographen etwa zur gleichen Zeit dabei, die Welt geometrisch neu zu vermessen. Sie nutzen dazu den Globus und die Kugel als Darstellungsform der Erde, orientieren sich an geometrischen Verfahren und fanden eine andere Einteilung der Welt, die auch einem anderen Raumverständnis entsprach und auf den Ideen von Ptolemaeus aufbaute (Kupcik 1980: 27). Die geometrischen Verfahren und die Konzeption der Erde als Kugel in einem astronomischen System dürften auch das Raumbild dahingehend verschoben haben, dass es nicht zwingend durch Menschen gemacht, aber von ihnen konzeptualisiert wurde und somit erschlossen werden konnte.

Vermessen und Codieren von Welt

Mit Beginn der Neuzeit änderte sich die Darstellung des Raumes auf Karten und auch das Verständnis von der Welt und ihrer räumlichen Verfassung grundlegend. Eine Änderung der Wahrnehmung der Welt und des Raumes vollzieht sich mit den Portolankarten, die im ausgehenden Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit immer wichtiger für die Seefahrt wurden. Hier kam es vor allem auf den praktischen Nutzen der Karten an, der bei den mittelalterlichen *mappae mundi* nur bedingt eine Rolle gespielt hatte. Handlungen wurden wichtiger und somit auch die Idee, dass Raum gestalt- und konstruierbar ist. Die Welt wird von nun an in seinen Verbindungen dargestellt, zunächst vor allem in ihren Seeverbindungen im Mittelmeer, aber bald auch im Atlantik, auf der Suche nach dem Seeweg nach Indien und später der neuen Welt, Amerika. Jerusalem wird zunehmend aus dem Zentrum der Karten und somit auch aus dem Zentrum der Wahrnehmung verdrängt. Nicht das Göttliche bildet den Rahmen, sondern das Neue bzw. die Vorstellungen von etwas Neuem jenseits bisher geglaubter Grenzen der Welt. Das Zeitalter der Entdeckungen wurde so zum Zeitalter der Karten und des Kampfes um Karten sowie über

die Gestaltung ihrer Inhalte. Die Portolankarten waren wertvoll, da ihr Inhalt eine Art Geheimwissen war, das im Wettbewerb der Königreiche und Staaten ihren Besitzern Vorteile brachte. Leider waren sie nicht immer korrekt, da sie mathematisch nicht ausgereift waren und die Krümmung der Erde nicht mit bedacht hatten – ein Fehler, der auf See gewaltige Konsequenzen haben konnte. Ob Seekarte oder neuzeitliches Itinerar zu Reise- und Pilgerzwecken – die Gemeinsamkeit dieser Karten gegenüber den Rad- und Hemisphärenkarten des Mittelalters waren ihre Perspektive auf die Welt als eine physikalische Einheit. Nicht der Glaube und die Bibel gaben das Referenzsystem vor, sondern wahlweise ein geometrisches Gitternetzsystem oder vorhandene topographische Bezüge, welche eine von der Kosmologie unabhängige Betrachtung der Welt zuließen (vgl. Schneider 2006: 34f). Im vorneuzeitlichen Denken war die Beschreibung der Natur an die kosmologischen Grundannahmen geknüpft (vgl. Günzel 2006: 19f), was sich zum Beispiel in der Ebsdorfer Karte und anderen Werken aus der Zeit, zumindest in Mitteleuropa, niedergeschlagen hat. Diese Bedingungen veränderten sich mit der Neuzeit, in der durch die Wiederentdeckung klassischer Künste auch die Ideen der Landvermessung der Griechen und Römer rezipiert und angewendet wurden (Kupcik 1980: 40f). Über Reisekarten erschlossen sich neue Räume für die Reisenden, die zu einer neuen Wahrnehmung führten und sich in der Rekonfiguration der *mental maps* der europäischen Oberschichten niederschlugen (Behringer 2006: 78). Antrieb für neue Karten und neue Darstellungen der Welt wurden möglich durch ein geändertes, rationales Wissenschaftsverständnis, welches geometrisch genauere Karten hervorbrachte und die Erde als Globus darstellte. Die Geschichte der Kartographie seit dem 14./15. Jahrhundert ist die einer Ausdehnung, worin neue Gebiete kartographisch festgehalten wurden und in die kollektiven Wahrnehmungen, die allgemeinen Weltbilder eingingen. Es wurde über einen Zeitraum von ca. 200 Jahren ein Bild der Welt entworfen, welches in großen Teilen bis heute gültig ist – zumindest was seine graphische Ausgestaltung angeht. Was das transportierte Weltbild, die kollektiven Vorstellungen und die Beziehung zu dem Unbekannten und dem Unerfahrenen angeht, so war dieser Prozess weder zu irgendeinem Zeitpunkt abgeschlossen, noch bereits in der Aufklärung auch nur annähernd mit heutigen Vorstellungen vergleichbar. Dazu war die Kenntnis der Welt noch viel zu lückenhaft und auch nur einigen wenigen Menschen aus eigener Anschauung bekannt. Auch hatten große Teile der Bevölkerung keinen Zugang zu diesen Karten und mussten sich auf die Geschichten und Mythen von den neuen Welten und ihrer Bewohner verlassen. Die Vermessung der Welt – auch ihrer Welt – war aber unaufhaltsam und auch mit Konsequenzen für die Bevölkerung insgesamt verbunden, denn welchem König, Reich, Staat und später dann welcher Nation sie angehörten, hing von den Karten ab, die zur Einteilung der Welt erstellt worden waren (vgl. Schlögel 2003: 172f). Für die Bewohner Afrikas und der beiden Amerikas hatten diese

Vermessungen fatale Folgen, die bis heute nachwirken. Karten dienten von nun an auch dazu sich Räume anzueignen, in dem sie kartographisch festgehalten, erfunden, besetzt oder so erst in das Bewusstsein gehoben wurden. Raum bedeutete Ausdehnung und der Mensch stand dabei im Zentrum. Die Welt wurde fassbar durch die neuen Karten, während es die neuen kartographischen Methoden und Vermessungs- sowie Orientierungstechniken (Kompass) waren, die eine Entdeckung der neuen Welten erst ermöglichten. Kartographie bedeutete nicht länger allein Orientierung in der Welt unter den Bedingungen der vorherrschenden Kosmologie – also eine Erklärung der Welt, die Ordnung schaffte und die Lücke zwischen erfahrbarer und unbekannter Welt schloss –, sondern zunehmend auch die Kontrolle über einen Raum. In diesem Sinne kommt, wer Karten benutzt, irgendwann auch in der Welt an, für die sie gemacht sind (Schlögel 2003: 23). Karten sind nicht nur eine vereinfachte Repräsentation von Welt, über die Raumwahrnehmung gesteuert werden kann und die ihnen zugrunde liegen, sondern im Kern Teil der Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit selbst. Nämlich in dem sie oder ihre Repräsentationen Teil des Alltagswissens werden und somit die Grenzen der eigenen Verortung – geographisch und gesellschaftlich – umreißen. Als Teil gesellschaftlicher Prozesse tragen sie alle diese Diskurse in sich eingeschrieben (vgl. Dodge, Perkins & Kitchin 2009). Mehr noch, im Sinne einer Actors Network Theory sehen die Autoren Karten als Teil einer Assemblage, welche über die kartographische Praxis selbst weit hinausgehen kann (vgl. ebd.: 2009: 19). Damit könnten sie auch als Teil einer *surveillant assemblage* (Haggery & Ericson 2000) in diese eingebettet sein. Insgesamt sind Karten jedoch auch unter dem Aspekt Latour'scher Zentren der Kalkulationen interessant (ebd. 1987: 215ff). Denn gerade die hier thematisierten konstruktiven Elemente, die ganze Welten entstehen lassen, verweisen auf solche Zentren, in denen die zusammengetragenen Informationen zu etwas Neuem geformt und weiterentwickelt werden. Latour nutzt nicht nur zufällig eine Anekdote, die mit Entdeckung, Vermessung und Kartographie zu tun hat, um die Grundzüge des Problems zusammengetragener Daten und Informationen aufzuzeichnen. Und im Bereich der Kartographie entstehen gegenwärtig wiederum neue Zentren der Kalkulation, wenn wir an die *crime mapping units* verschiedener Polizeibehörden denken, die mit GIS die vermeintlich objektiven Darstellungen gesellschaftlicher und gleichzeitig räumlicher Zusammenhänge beschreiben und erklären wollen. Dabei bleiben die von Latour offengelegten vielfältigen Elemente der Produktion von Wissen – in diesem Fall kartographischen Wissens und seiner Darstellung – in solchen Zentren mit Bedacht verdeckt und entziehen sich einer Diskussion oder Überprüfung. Wirklichkeit wird dort gemacht – eine Realität, die über Karten vermittelt wirkmächtig ist. Für die Kartographie des 18. und 19. Jahrhunderts lag ein solches Zentrum der Kalkulation in der dafür unwahrscheinlichen Kleinstadt Jena, in der Petermanns Geographische Mitteilungen vom Verlag Julius Perthes herausge-

geben wurde – unter dem Motto „Wissen ist Macht – geographisches Wissen ist Weltmacht“ (vgl. Brogiato 2008: 15). Mit Miller wäre in diesem Zusammenhang auch nach der Materialität der Karten zu fragen und insbesondere danach, was diese Karten mit uns machen – also welche Konsequenzen (auch die nicht-intendierten) aus den von Menschen gemachten Artefakten für seine Produzenten wiederum erwachsen können (vgl. Miller 2005:). Dass auch Karten nicht nur wegen ihrer Inhalte, sondern auch wegen ihrer Beschaffenheit und materiellen Existenz begehrt sind, zeigt ihre Bedeutung als Sammelobjekt. Ihre oftmals kunstvolle Ausgestaltung auch im Hinblick auf ihre Verwendung und die antizipierte Wirkung im Zusammenhang politischer Praktiken, deutet darauf hin, dass es bei Karten immer um Inhalt und Form ging.

Karten sind ein Element von Sinnproduktion, haben jedoch weder einen Sinn per se, noch schreiben sie eine Sichtweise auf sich selbst vor, wenn sie auch durch ihre Machart und Erscheinung eine mögliche Sichtweise gegenüber einer anderen eher nahelegen können. Das mag paradox sein angesichts in sie eingeschriebener Strukturen von Produktion, Macht, Geschichte und kultureller Kontexte. Dennoch können sie darüber hinaus auch als Projektionsflächen dienen, die nicht entsprechend der vorgesehenen Intention verwendet oder betrachtet werden. Damit sind sie ein Teil materieller Kultur – oder als *cognitive map* Teil eines imaginären gesellschaftlichen Reservoirs, welches über Karten materialisierbar, aber eben nicht unbedingt an solch ein Artefakt gebunden ist. Berger & Luckmann haben zwar keinen Platz für die räumlichen Aspekte der Konstruktion von Wirklichkeit in ihrem Werk gefunden, dennoch lassen sich ihre Thesen zur Rolle von Wissen auch auf das Wissen anwenden, welches in Karten gespeichert ist und das als Teil eines kollektiven Bewusstseins und der *cognitive mapping* in der Gesellschaft vorhanden ist (vgl. Berger & Luckmann 2003: 43; vgl. auch Zec 2002: 49, zu Wissen und Orientierung im Raum unter Designaspekten). Die kartographischen Entwicklungen seit dem ausgehenden Mittelalter haben eine Veränderung der Raumwahrnehmung und Beschreibung hervorgerufen. Möglich waren diese Darstellungen allerdings auch nur, weil auf anderen Gebieten, wie den Naturwissenschaften und der Philosophie, neue Konzepte entstanden sind, die eine Loslösung von der göttlichen Fixierung in den Vorstellungen und Weltbildern ganz allmählich möglich machte. Martin Waldseemüller, Gerhard Mercator, René Descartes, Immanuel Kant, Amerigo Vespucci, Christopher Columbus, Martin Behaim, die holländischen Kartenmacher des 17. Jahrhunderts oder Alexander von Humboldt sowie viele andere weniger bekannte Zeitgenossen haben zu der einen oder anderen Zeit einen bleibenden Einfluss darauf gehabt, wie unser Bild der Welt aussah, wie es im kollektiven Bewusstsein der zunächst europäischen Menschen und Gesellschaften verankert wurde. Diese Einschränkung ist nicht unwichtig, denn es waren zunächst die europäischen Entdecker und Forscher, deren Wissen und Vorstellungen sich im Laufe der Jahrhunderte seit Columbus Entdeckung Amerikas zu dem (bis

heute) prägenden Bild der Erde zusammenfügten. Daneben gab es natürlich auch die Kartographien der Völker der beiden Amerikas, Asiens und Afrikas – nur hatten diese einen immer geringer werdenden Anteil an dem großen Bild der Welt, wie es sich herausbildete. Deren Vorstellungen gingen in den Zentren der Kalkulation ein, in die dort produzierten neuen Vorstellungen und Repräsentationen. Sie wurden dort zu einer Information unter vielen, prägten jedoch nicht das vorherrschende Bild. Bei den mesoamerikanischen Karten konnten verschiedene Arten von Darstellungen gefunden werden – Landkarten mit und ohne historische Narrative, kosmologische sowie Himmelskarten. Diese verschiedenen Kartenarten weisen darauf hin, dass es Vorstellungen von unterschiedlichen Arten von Räumen gab und auch Weltbilder differenziert wahrgenommen werden konnten (vgl. Short 2003: 84ff). Es besteht daher ein großer Unterschied zwischen den Karten der Amerikas, wie sie dort vorgefunden werden konnten und der Kartographierung Amerikas, wie sie im Zuge der Kolonialisierung vollzogen wurde, als Teil der Vermessung der „neuen“ Welt. In der Ära der großen Kolonialreiche wird diese Dominanz besonders deutlich, wenn das Zentrum der Welt nicht mehr lokal verortbar war, sondern die Referenzgrößen weit weg in London, Paris oder Lissabon lagen – eben in den den Zentren der Kalkulation. Heute liegen diese möglicherweise auch in den transnationalen Konzernen, bei den Geheimdiensten oder den Herstellern von Geoinformations-Systemen und deren Software.

Ein neues Bild der Erde?

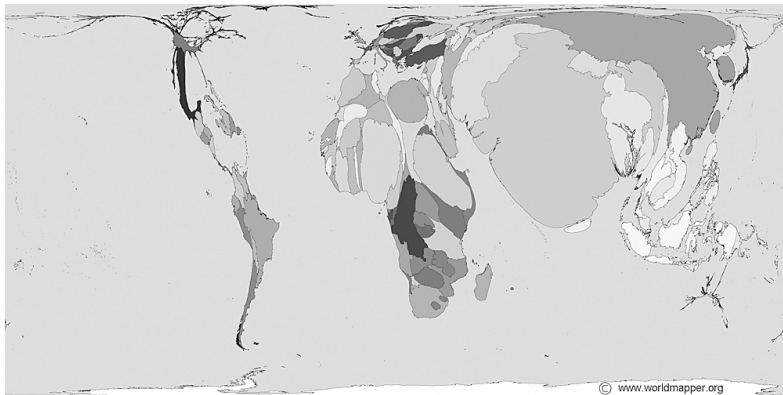
Wenn die Rede davon ist, dass das Bild der Erde so wie es von Mercator im 16. Jahrhundert entworfen wurde, bis heute gültig ist, so stimmt das nur zu einem Teil. Geblieben sind die Projektionen, mit denen er erfolgreich die „runde“ Form (eigentlich ein Geoid) des Planeten Erde auf eine Karte brachte. Seine eigene Projektion war dabei winkeltreu, was grundlegend wichtig für die Seefahrt war und ist. Andere Projektionen sind je nach Bedarf flächen-, längen- oder winkeltreu. Bis heute sind diese Kartenprojektionen für die angewandte und praktische Kartographie wichtig und haben sich seit Mercator erheblich weiterentwickelt. Die Umrissse der Welt, wie sie auf einer heutigen Weltkarte zu sehen sind, gleichen auch in etwa denen, die in den Atlanten des 15. und 17. Jahrhunderts entworfen wurden. Viele dieser Karten waren jedoch unvollständig, was die Innenleben der Kontinente selbst betraf. Afrika war vor allem in seinen Umrissen und an den Küsten bekannt. Das Innere blieb weitgehend unbekannt – zumindest den europäischen Kartographen, Forschern und Kolonialisten, eben jenen Mächten, deren Karten zum Verständnis des Unbekannten maßgeblich wurden. Auch wenn wie Schlägel anführt (2003: 169), die Aufklärung bemüht war, das Dunkle und Wilde aus den Vorstellungen über den Raum zu tilgen und ihn in Gänze zu vermessen, so diente der weitgehend und vor allem den meisten (europäischen) Men-

schen unbekannte Raum geradezu als Projektionsfläche für die Ängste und Vorstellungen des Fremden, Unbekannten, Unbeherrschbaren. In Joseph Conrads Erzählung „Herz der Finsternis“ wird Afrika und der Kongo archetypisch als dieses Unbekannte beschrieben – so nachhaltig, dass die Grundidee der Geschichte auch rund 60 Jahre nach seinem Erscheinen 1911 als Vorlage für eine andere Suche ins Reich des Unbekannten, des noch unvermessenen menschlichen, topographischen und psychologischen Territoriums genutzt werden kann. In dem Film „Apocalypse Now“ von Francis Ford Coppola (1979) dient nun der Mekong sowohl als Fluss ins Unbekannte, Grauenhafte, in den Abgrund der eigenen Seele als auch des Vietnamkrieges, der darin thematisiert und opernhaft überhöht wird. Und am Ende steht im Film wie im Original die Figur des Kurtz als Projektionsfläche des Unbekannten, das es zu Entzaubern oder eben zu töten galt. Es gab, trotz großer Anstrengungen die Welt zu vermessen und zu kartieren, immer noch riesige weiße Flecken auf den Karten, die es zu schließen galt und um die sich gerade wegen des Wissens um ihre Existenz ohne eigene Kenntnisse von ihnen, zahlreiche Mythen, Geschichten und Vorstellungen bildeten, die das Raumbild und die Wahrnehmung der Welt lange mit geprägt haben. Conrad selbst thematisierte den Unterschied zwischen der abenteuerlichen Weise die Welt zu erkunden und der Art der geographischen Rauman eignung, die er als „Geography Militant“ bezeichnet, welche letztlich die Vermessung der Welt zum Ziel hatte (vgl. Driver 2004/2001: 133ff; auch Demhardt 2008). Der koloniale Umgang mit den Menschen Afrikas oder Amerikas ist nur ein Beispiel für die besonders rücksichtslosen und verhängnisvollen Vorstellungen von dem Anderen und seiner Vermessung (vgl. dazu auch Garfield 2012).

Die Sehnsuchtsorte (Maurer 2008) gab es nach wie vor, und nur langsam konnte die Erde vollständig vermessen und vor allem auch durchschritten werden. Dass es sich bei dieser Sehnsucht nach Totalität, nach dem Überblick über das Ganze, vor allem um eine europäische Idee mit Wurzeln in der Aufklärung handelte, darf dabei nicht vergessen werden. Es war eine Strategie, die notwendig geworden war, nachdem die kosmologischen Karten des Mittelalters keine Erklärungskraft mehr für die Welt als Ganzes boten. Die Lücke zwischen dem Erfahrbaren und dem Unbekannten konnte jetzt nur noch durch die Vermessung geschlossen werden. Dass dabei die Grenze der Erkenntnis nur weiter verschoben wurde, schien den meisten Protagonisten zu entgehen. Die Wunschvorstellung des komplett und in seiner Totalität vermessen und kartierten Raumes wurde nie erreicht. Die Beschreibung der Welt, wie sie sich in der Kartographie widerspiegelt, hat sich aber seit den Karten der frühen Neuzeit stark erweitert. Vor allem die thematischen Karten, die nicht allein die topographischen Gegebenheiten eines Raumes oder Ortes darstellten, sondern andere Faktoren räumlich einordneten – z.B. Klimazonen, Handelswege, Bevölkerungsdichte, Industrieverflechtungen bis hin zu Zeitabläufen die räumlich geordnet wurden – haben die Wahrnehmung und

Darstellung von Raum nachhaltig beeinflusst. Möglich wurden solche Karten aber auch erst durch erweiterte Erkenntnisse über die Welt, die Sammlung aller möglichen Zahlen, Statistiken und Daten. Das Bild der Welt und seine Repräsentation ändert sich also beständig in einem gegenseitigem Wechsel, denn durch die Visualisierung bestimmter Sachverhalte werden neue Anreize und Wahrnehmungen erst mach- und vorstellbar. Die Karten formen in ihrer reduzierten Komplexität erst die Welt. Die Idee, dass Raum durch Menschen produziert wird, dass er Handlungsraum ist, eine Umwelt, die in Abhängigkeit von den Menschen existiert, schlägt sich dann auch in Karten nieder, die sich wieder von dem gewohnten Bild der Welt in seinen topographischen und geographischen Formen entfernt und den gewohnten Umrissen neue Formen gibt. Die Karten des Worldmapper-Projektes der Universität Sheffield präsentieren ein solches neues Bild, in dem es die Kontinente entsprechend ihrer Daten verformt und so die dahinterstehenden Daten und Handlungen mit neuen Größenordnungen wie Warenströmen, Pro-Kopf-Einkommen oder Migrationszahlen versucht deutlich zu machen. Die folgende Karte steht als ein Beispiel für die Art der Veränderungen und der grundsätzlichen Idee. Dargestellt wird die Verteilung von Armut auf der Welt:

Abbildung 1: Bevölkerung in Armut zu Bevölkerung insgesamt²

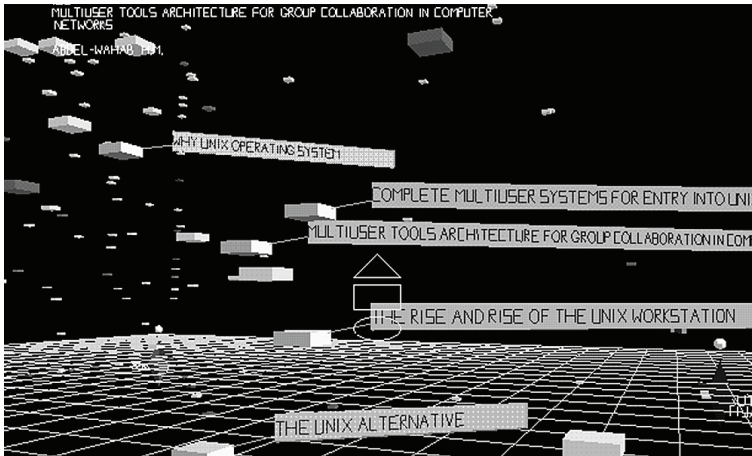


Technische und gesellschaftliche Entwicklungen haben immer wieder zu einem veränderten Blick auf die Welt geführt. Die Entdeckungen der Neuzeit, die technischen Entwicklungen des Industriezeitalters und die Massenmobilität des 20. Jahrhunderts haben die Wahrnehmung des Raumes sowie die Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Darstellung von Raum beeinflusst, bis hin zur Auffassung, dass der Raum als solcher verschwindet, so eine These von Paul Virilio (Breuer 1992: Schlögel 2003; Doetsch 2006; Virilio 2006).

2 Quelle: <http://www.worldmapper.org/display.php?selected=174>.

Dass Virilio seinen Militärdienst als Kartograph verbrachte, kann in diesem Zusammenhang mehr als nur Zufall sein. Die Karten für diese Art der Raumwahrnehmung könnten z.B. die Repräsentationen der Internet-(infra-)strukturen sein, wie sie von Dodge & Kitchin im Atlas of Cyberspace veröffentlicht wurden (vgl. Dodge & Kitchin 2001/2008). Der Raum als Territorium verschwindet und doch stellen diese Karten eine neue Art von Raum dar.

Abbildung 2: PITS – Populated Information Terrains³



Viele der Entwürfe, die sich mit dem Problem und der Aufgabe beschäftigten, die Infrastruktur oder die Bedeutungsverbindungen nach den unterschiedlichsten Kriterien und Parametern zu kartieren, zeigen eine ortslose Netzwerkstruktur, in denen der Raum scheinbar verschwunden ist, aufgelöst in den Strahlen und Verbindungslinien des Netzwerkes und seiner Ströme. Castells (1996) spricht von den „*spaces of flows*“, (Räume der Ströme), den Handlungsräumen, die von den physischen Räumen unabhängiger und durch informationstechnologische Entwicklungen sowie der komplexen globalen Vernetzungen beeinflusst und gesteuert werden. Seine zum großen Teil materialistische Analyse ist eine Analyse der Macht, wie sie sich in den Strömen und den Knotenpunkten (*hubs*) manifestiert. Die veränderten, extrem beschleunigten Geschwindigkeiten des Informationsflusses, die Virtualisierung vieler Lebensbereiche – d.h. ihre künstliche Überhöhung und Repräsentation in neuen Zusammenhängen und Medien – machen eine neue Raumwahrnehmung

3 Original Beschreibung der Karte: *PITS: Populated Information Terrains, an experimental information visualisation technique developed by Dave Snowden, Steve Benford and colleagues in the University of Nottingham. It is an advanced VR system that allows multiple participants to interact with information and collaborate with each other. Quelle: http://personalpages.manchester.ac.uk/staff/m.dodge/cybergeography/atlas/pits_vrvibe18.gif.*

mung möglich, ja sogar erforderlich, denn nur dann sind die Entwicklungen visualisierbar und somit nachzuvollziehen. Die neuen Konzeptualisierungen von Raum und Zeit (vgl. Breuer 1992: 131ff; Schlögel 2003: 36; Virilio 2006: 261ff; Doetsch 2006: 2006f) verlagern die Aufmerksamkeit der Raumbetrachtungen auf die Dynamik des Raumes und vor allem auf die diese steuernden Kräfte. Die Simulation, die Vortäuschung war schon immer ein Aspekt von Wahrnehmung (vgl. u.a. Virilio 1989; Kleinspehn 1989, Krysmanski 2001: 117), sie ist aber inzwischen zu der zentralen Bedingung und Faktor der Wahrnehmung von Welt geworden. Durch die alles überlagernde mediale Vermittlung von Welt, verschwimmen die Grenzen zwischen dem „echten“, authentisch erlebten und den „gewussten“, aber unbekanntem, nicht erfahrenen Teilen der Welt. Es verschwindet weniger der Raum, als dass sich die Wahrnehmung auf ihn als die zentrale Bezugsgröße für gesellschaftliches Handeln wandelt und somit auch die visuellen Repräsentationen, die (mentalen) Karten, die von ihm existieren. Mehr als zuvor sind der Prozess des Karten-Machens und der Konstruktion von (politischen, wirtschaftlichen, kulturellen usw.) Räumen miteinander verwoben. Schon immer wurden Karten genutzt um Raum zu gestalten, z.B. um politische oder territoriale Ansprüche zu untermauern, aber es bestand immer auch eine Wechselwirkung zwischen gesellschaftlicher Entwicklung und dem Prozess der Beschreibung von Welt durch Karten. Nun scheint es, dass in manchen Bereichen das Karten-Machen untrennbar geworden ist von dem, was gesellschaftlicher Raum eigentlich ist. Eine digitale Karte auf dem Computer ist bereits jener virtuelle Raum, den sie vorgibt darstellen zu wollen. Ort und Repräsentation fallen hier zusammen und führen eine begriffliche Trennung ad absurdum. Eine solche Entwicklung erfordert neue Betrachtungsweisen, was die kartographischen Aspekte der Erfassung von Raum als auch die Aspekte der Raumerfahrung betrifft. Von einer Virtualisierung des Lebens kann genuin nur in diesem medialen, repräsentativen Sinne gesprochen werden. Die materiellen Bedürfnisse nach Schutz, Nahrung, Wärme usw. sind nach wie vor von der Existenz von Räumen, von konkreten Orten abhängig, ebenso wie das Fehlen dieser Existenzgrundlagen untrennbar mit konkreten räumlich verortbaren Ereignissen wie Krieg, Naturkatastrophen oder Vertreibung zu tun hat. Die Wahrnehmung solcher Bedingungen und Ereignisse ist wiederum an die Simulationen und produzierten Bilder der Welt gebunden, so dass sich auf diese Weise der Kreis zwischen materieller Welt und simulierter Wirklichkeit schließt. Denn auch die simulierte Wirklichkeit ist wirkmächtig und hat nachhaltige und fühlbare Konsequenzen für Menschen und Gesellschaften, weshalb sie ebenfalls ein integraler Teil von Welt, auch der materiellen Welt, ist. Für das Problem der Konstruktion von Weltbildern, also der Überbrückung der konzeptuellen Lücken zwischen erfahrener und unbekannter Welt, ist diese neue Qualität von Repräsentation und Raumwahrnehmung wichtig, denn gerade durch neue Technologien verändern sich auch die Überwachungsprozesse, die ein

Teil dieser Weltbildproduktion sind. Wichtig, weil über diese Karten/Repräsentationen/simulierten Räume Weltbilder gesteuert werden können – ganz in einer kartographischen Tradition, die die visuellen Darstellungen schon immer nutzte, um die Vorstellungen zu programmieren und die Codes von Herrschaft über Raum und Gesellschaft auch in der Zeit zu verankern. Die zunehmende Geschwindigkeit ist einer der Schlüssel für diese Veränderungen und sie ist in der Tat elementar, wenn wir uns die informationstechnischen Entwicklungen und ihre Anwendungen, vor allem in der Echtzeit-Überwachung von Ereignissen auf unserem Planeten, vergegenwärtigen. Dass damit der Tsunami vom Dezember 2004 in Indonesien und Thailand dennoch nicht vorhergesagt werden konnte, ebenso wenig wie andere Naturkatastrophen oder terroristische Attentate trotz einer weitgehend flächendeckenden Überwachung nicht verhindert wurden, verdeutlicht die immer noch bestehenden Lücken, die existierenden Grenzen des Erfahrbaren und den begrenzten Möglichkeiten menschlicher Erkenntnis und Verstehens.

Die Wiederentdeckung des Raumes vor dem Hintergrund seines Verschwindens mutet dabei einigermaßen absurd an, zeigt aber, dass auch der verschwundene Raum, so man ihn den wörtlich versteht, sich immer noch auf eine wie auch immer verstandene oder konzipierte Räumlichkeit bezieht (vgl. auch Miller zum Verhältnis von Immaterialität und Materialität 2005). Die Hinwendung zu einer theoretischen Betrachtung des Raumes als sozial produziert, ist auch möglich geworden, weil sich die Darstellungen von der Welt verändert haben, weil es möglich wurde, Karten nicht ausschließlich als kosmologisch und göttlich zu verstehen und den Raum als etwas, dass auch von den Menschen erst produziert wurde. Vor allem ein sozialwissenschaftlicher Raumbegriff findet seine Entsprechungen im *cognitive mapping*, aber auch den thematischen Karten, in denen nicht so sehr die Topographie im Vordergrund steht, sondern eher die sozial-räumlichen Handlungen, ihre Konsequenzen und die so geordneten Vorstellungen von der Welt. Raum ist nicht länger nur Natur, sondern auch Gesellschaft und in ihrem Zusammenwirken Geopolitik (vgl. Schlögel 2003: 46f). In Schlögels Worten sind Karten eine „andere Phänomenologie des Geistes“ (ebd. 46; 148ff), in denen sich die Zeit widerspiegelt. Damit war auch der Raum, der als Referenzsystem grundlegend für die Karten ist und gleichzeitig diesen erst verstehen lässt, nie verschwunden, auch wenn es sich in manchen Fällen um eine Simulation handelt oder wenn Raum und Darstellung in eins zusammenfallen. Dass Karten jedoch einen Raum virtualisieren, ihn für andere Wahrnehmungen öffnen, die sich auf diese Weise verstetigen und bald den Raum darstellen, der in der Karte konstruiert wurde, ist kein neues Phänomen, sondern Teil kartographischer Geschichte und einer ihrer ureigensten Zwecke – die Welt zu verstehen und sie zu ordnen, von der Karte zurück in die Gesellschaft und den materiellen Raum – denn „wer Karten richtig nutzt, kommt irgendwann in der Welt an, für die sie gemacht sind“ (Schlögel 2003: 23). So gesehen unterliegen

auch (sozial-)wissenschaftliche – sowie kartographische und wahrscheinlich auch naturwissenschaftliche (vgl. Günzel 2009) – Ansätze zur Raumbeschreibung dem Wechselspiel zwischen Konstruktion und ontologischer Tatsache, denn sie, wie alle anderen Vorstellungen und Repräsentationen von der Welt (oder ihren Ausschnitten), basieren auf kulturell vorgeprägten Annahmen und den Ideen wie das Bild der Welt konstruiert werden soll(te). Im Sinne Kuhns sind diese neuen Sichtweisen auf den Raum Teile eines Paradigmenwechsels, der neue Räume und damit auch andere Darstellungen möglich macht, der wiederum die Welt und alle Erkenntnis über die Welt, den Raum und seine Konzeptualisierungen als revolutionär anders dastehen lässt (vgl. ebd. 1973: 151ff). Ohne dieses Paradox aufzulösen, sollte es zumindest nicht unerwähnt bleiben, denn es bleibt ein unterschwelliges Problem in der Analyse von dem, was Weltbilder eigentlich sind und wie sie gebildet werden (vgl. auch Searle 1995; Dodge, Perkins & Kitchin 2009).

Das Erkennen und Vorstellen der Welt ist nicht unabhängig davon, wie mit welchen Karten welche Wirklichkeit wie kodifiziert wird – wobei die Grundannahmen dieser Vorstellungen von Welt u.a. auf diesen Karten selbst beruhen mögen. Die Möglichkeit zur Darstellung setzt eine Vorstellung voraus und prägt diese im selben Moment. Genau dieser Zusammenhang bzw. dieses scheinbar widersprüchliche Verhältnis ist der Grund, warum über Karten das Raumverständnis kontrolliert und gesteuert werden kann, ohne es scheinbar nicht erst voraussetzen zu müssen. Karten scheinen die Wiedergabe einer ontologisch erfahrbaren Welt zu sein, dabei sind sie unter Umständen nur das Abbild einer durch sie selbst geprägten sozialen Wirklichkeit.

3.2 Kontrolle und Raum

„Libya and Egypt used to be in Africa, they have been moved to the Middle East.“ Diese Zeile aus dem Gedicht „Black History“ des 2011 verstorbenen US-amerikanischen Poeten und Musikers Gil Scott-Heron (1975) beschreibt in einem kurzen Satz das Phänomen räumlicher-politischer Codierung, der Schaffung von Wirklichkeit durch die Semantik von Karten. In diesem Falle ist es das Beispiel imaginärer Karten einer real existierenden Region auf der Erde, die sich geographisch verorten lässt, aber eben nicht unbedingt eindeutig politisch oder semantisch. Diese imaginäre Kartierung ist nicht unwesentlich für unser heutiges Verstehen der Welt, speziell jener Region, die als Mittlerer oder Naher Osten bezeichnet wird und eben auch Länder miteinschließt, die geographisch nicht und historisch nur zu einem Teil der Region des Nahen Ostens zugerechnet werden können. Ähnliches gilt für den Begriff „Mittelteleuropa“ und die dazugehörigen Ein- und Ausschlussnarrative über die Zeit hinweg (vgl. Schneider 2006: 88f). Das aber spielt in diesem Fall keine wirk-

liche Rolle, wichtig sind die mit dieser semantischen Figur verbundenen Konsequenzen. Und das gilt für alle Arten von kartographischen Darstellungen, Repräsentationen, gemeinhin alle Arten von Karten: haben Konsequenzen (Harvey 2002: 346). Allerdings sind diese nicht notwendigerweise überraschend, sondern werden auch geplant. Karten sind Instrumente der Kontrolle und der Machtausübung, indem Raum konstruiert und so kontrolliert werden kann – über Zeit und Raum hinweg, denn Karten sind immer auch Mittel, um die imaginären Karten, das kollektive Gedächtnis einer Gruppe, Ethnie oder Nation zu steuern und weiterzugeben.

Diese kurze einleitende Gedichtzeile enthält die wesentlichen Aspekte, die im Zusammenhang von Karten und der Kontrolle über einen Raum bzw. der Steuerung von Raumwahrnehmungen von zentraler Bedeutung sind:

- die kartographische Semantik;
- die kollektiven Vorstellungen/Gedächtnis, welche in die Karten eingeschrieben sind oder darüber produziert werden;
- Karten als Kristallisationspunkt sozialer Steuerung;
- die offensichtlich leicht zu ertragende Diskrepanz zwischen Geographie und der sozialen Konstruktion von Geographie bzw. dem speziellen Verständnis geographischer Referenzen;
- die Rolle die Karten für die Kontrolle von Weltbildern, deren Herausbildung und Steuerung spielen;
- und daraus folgend, die Frage nach dem Platz, den sie in sozialen Beziehungen im Allgemeinen einnehmen.

Wenn der vorherige Abschnitt sich mit den Zusammenhängen von Kartenformen und -designs auf der einen und den Raumkonzeptionen auf der anderen Seite beschäftigte, soll es jetzt um den praktischen Einsatz und die Konsequenzen von Karten gehen. Dass dabei die Aspekte der Kontrolle einerseits und unter der Machtausübung andererseits im Zentrum der Betrachtungen stehen werden, hat schon der Einstieg versucht deutlich zu machen. Im einzelnen geht es darum zu diskutieren, wie über Karten Kontrolle ausgeübt werden kann, wer daran ein Interesse hat, ob es dabei immer um durch asymmetrische Machtverhältnisse handeln muss, und, wie sich das Verhältnis von Karten sowie des Prozesses der Kartierung und der Konstruktion von Weltbildern ausgestaltet.

Die Karte „erfindet“ die Nation

Die „vorgestellten Gemeinschaften“, die Anderson (1996) in seinem Werk zur Evolution der Nation und des Nationalstaates (*imagined communities*) entworfen hat, waren auch auf neue Karten dieser Nationen angewiesen, die ihnen einen territorialen Platz auf dem Globus und in der Geschichte ver-

schaften. Der Glaube an ein Frankreich, Deutschland, die Schweiz, Italien oder England (und seines riesigen Imperiums), welches größer war, als die traditionellen Loyalitäten und Vorstellungen, war nur über eine gemeinsame Sprache, gemeinsame Ursprünge und diese integrativen, visualisierenden Karten möglich. Das galt nach Anderson besonders für die Kolonien, die sich im Anschluss an ihre Kolonialisierung ebenfalls zu Nationalstaaten wandelten und dieses häufig aufgrund und entlang der Vermessungen und Kartierungen der ehemaligen Kolonialmächte – was nicht immer nur gut war und zum Teil bis in die Gegenwart reichende Folgen hat. Die politische Macht manifestierte sich dabei auch in den Land- und Länderkarten der entstehenden Staaten, in den Kolonien genau wie wenige hundert Jahre zuvor in Europa. Die Karten dienten dabei nicht nur dazu, aktuelle Landansprüche zu untermauern, sondern auch dazu historische Linien und Verbindungen über Jahrhunderte zu führen, die diese Ansprüche ebenfalls bestärken sollten. Nicht nur der Raum einer Nation, auch ihre Geschichte wurde in vielen Karten neu geschrieben oder man könnte auch sagen erfunden bzw. um existierende Narrative herum konstruiert. Nationen sind keine Erfindungen in dem Sinn, dass aus dem Nichts etwas von einer derartigen Bedeutung und Konsequenz gegen die Überzeugungen und Loyalitäten ihrer Bürger geschaffen werden konnte – sie basieren auf der Neucodierung von Vorstellungen, auf Wahrnehmungsveränderungen, unterstützt von praktischen Maßnahmen, wie einer einheitlichen Landessprache, rassistisch-ethnisch gefärbten Ideologien der Homogenität (vgl. u.a. Zurawski 2000) oder eben einer nationalen Geographie, wie sie über das Bildungssystem bis heute vermittelt wird. Wenn man an die Umstellungen nach dem Mauerfall in den 1990er Jahren denkt, die es bedurfte, um das nun „neue“ Bild Deutschlands seinen eigenen Bürgern in Ost und West klar zu machen, gehörten Atlanten und eine neue Codierung der Vorstellungen durch Bildungsinstitutionen und die offizielle Geschichtsschreibung ganz elementar mit dazu. Die Schulwandkarte, so Schlögel, ist geradezu das primäre Medium der Nationalisierung der Massen (ebd. 2003: 200; vgl. auch Gugerli & Speich 2002; Rilling 2006: 3; Schultz 2006).

Die Karten sollten die Einheit schaffen, die für den Einzelnen zunächst schwer vorstellbar war. Gleichzeitig schufen sie eine Faktizität, hinter die es kein Zurück mehr gab. Das Territorium der Nation war vermessen, auch wenn es sich teilweise um Wünsche oder noch zu tätige Expansionen handelte. Das galt besonders für die kolonialen Ausdehnungen. Vermessung und Kartierung, die Einteilung der Bevölkerung sowie ihre Klassifizierung waren Mittel der Herrschaft, denn nur mit dem Wissen über einen Raum, konnte man ihn auch kontrollieren. Das britische Empire wurde durch die Beschaffung systematischen Wissens durch ein *empire of knowledge* mitbegründet (Schlögel 2003: 190; auch Laidlaw 2006). Das Wissen bedeutete Kontrolle über das Territorium, aber auch über jeweils von anderen angemeldete Ansprüche auf selbigen. Nicht von ungefähr besaßen die Karten der frü-

hen Neuzeit in Spanien und Portugal den Rang von Staatsgeheimnissen – denn ihr Besitz versprach nicht nur die imaginäre Kontrolle und Herrschaft über die neuen Räume in der neu entdeckten Welt jenseits des Atlantiks, sondern diese auch ganz praktisch. Sie waren der Schlüssel für den Weg. Dass das Herrschaftsgebiet im Jahre 1529 durch den Vertrag von Tordesillas mit einer Demarkationslinie auf eine Karte zwischen den Seemächten der iberischen Halbinsel aufgeteilt wurde, unterstreicht die Bedeutung von Karten hinsichtlich der Konstruktion von Räumen und Vorstellungen (vgl. Schneider 2006: 80f). Zu bedenken ist dabei, dass zu dieser Zeit viele Karten kein exaktes Bild der neuen Welt geben konnten, da vieles noch nicht bekannt war oder auf den Karten noch nicht eingezeichnet war, so dass eine Demarkationslinie auch eine Wette auf die Zukunft der noch zu entdeckenden Gebiete war.

Kartographen wurden für die Nationalstaaten und die kolonialen Imperien zu wichtigen Helfern bei ihrer Entstehung und Ausdehnung. Bei den Nationen ging es dabei um die Selbstverortung der neuen Einheit, der Nation – bei den Kolonien um die Tilgung der weißen Flecken auf den bisher üblichen Landkarten. In beiden Fällen stand und steht bis heute die Herrschaft über ein Gebiet und dem diesem zugrunde liegenden Narrativ seiner Einheit, Form und Grenzen im Mittelpunkt. Die letzteren regelten auch die Berechtigungen über den Zugang und die Modi des Ausschlusses von der Nation, ideologisch und territorial. Die Beispiele für solche kartographisch beeinflussten Genesen von Staaten sind reichlich, u.a. die Schweiz (Schneider 2006:87f; Piatti 2008), das britische Empire – im Allgemeinen alle Kolonien der europäischen Mächte (Kupcik 1980; Anderson 1996; Schneider 2006; Short 2003; Barber 2006, u.a.: 226, 272, 278, 284), das deutsche Reich seit seiner Einigung 1871 (vgl. Schlögel 2003: 199ff; Struck 2006) oder Ungarn nach dem Ende des Reiches Österreich-Ungarns in den 1920er Jahren (Keményfi 2007). Die Vermessungen und Grenzziehungen dienten dazu, das Unbekannte einzuordnen, das Bekannte zu vermessen und damit zu ordnen, zu klassifizieren und zu kontrollieren. Denn wenn erst einmal die unterschiedlichsten Kategorien feststanden und diese über einen Herrschafts- und Verwaltungsapparat durchgesetzt werden konnten, dann waren Abweichungen davon oder Grenzüberschreitungen umso leichter feststellbar und auch einzudämmen. Die Bürokratie, die auf den kartographischen Vorstellungen und ihren territorialen Fakten aufbaute, diente der Kontrolle und Überwachung des Bekannten, seiner Überprüfung und der Abwehr des Unbekannten und Fremden, welches durch die gezogenen Grenzen neu konzeptualisiert wurde. Für Afrika, Asien und Amerika zeigen viele Karten aus der Zeit des Kolonialismus wie diese Grenzen immer weiter ins Innere der Kontinente getrieben wurde. Vermessung und Kartierung waren gleichbedeutend mit Eroberung und schließlich Herrschaft über die Räume, die nun nach neuen Prinzipien und Rastern geordnet wurden und deren Ordnung die Grundlage für Herrschaft, Ausbeutung und Überwachung war. Der Nationalstaat, so Anderson, trachtete nicht allein

danach, eine unter seiner Kontrolle stehende menschliche Landschaft sichtbar zu machen, sondern jedermann und jedem Ding darin eine Seriennummer zu geben – es war die Imagination der Vermessungskunst, der Wissenschaften und der Druckkunst, den treibenden Kräften des Kapitalismus (vgl. Anderson 1996: 186; auch Schlögel 2003: 196). Landkarte und Zensus waren die Grammatik der Eroberung, die andere Ordnungen unter sich begruben, überlagerten oder letztlich auslöschten.

Was mit und in den Karten gezeigt wurde, ist die Formation von Identität, die eine historisch-zeitliche Dimension sowie eine räumliche Ausdehnung hat. Gerade die Geschichte sowie die Konstruktion von historischen Bildern wurde (und wird) auch über die Kartographie unterstützt. Beide Dimensionen waren in Karten ablesbar und ein in sie eingeschriebener Teil. Bei der Untersuchung von Karten und der Rolle von Karten als Kontrollinstrument politischer Herrschaft sind nicht allein die Artefakte von Bedeutung, sondern auch die mentalen oder kognitiven Karten, die von diesen Artefakten gesteuert werden sollen und die ein zentraler Teil des Formationsprozesses von Identität darstellen. So sind Karten der räumliche Code für das, was in Bezug auf andere gesellschaftliche Aspekte als kulturelles Gedächtnis beschrieben wird. „*Jede Gruppe*“, so Assmann (2000: 39), „*die sich als solche konsolidieren will, ist bestrebt, sich Orte zu schaffen und zu sichern, die nicht nur Schauplätze ihrer Interaktionsformen abgeben, sondern Symbole ihrer Identität und Anhaltspunkte ihrer Erinnerung*“. Das Innen-Außen-Prinzip von Identität erhält seine räumliche Dimension, es lässt sich in Karten wiederfinden, wie es gleichzeitig von ihnen gemacht, untermauert, fabriziert oder verändert wird. Der Zugang zu den Instrumenten der Kartographie bedeutet damit auch die Möglichkeit Identität zu steuern, zu kontrollieren und zu überwachen. Wenn Kartenbilder nach Schlögel eine andere Form der Phänomenologie des Geistes sind, so sind sie ebenso ein Fenster in das kulturelle Gedächtnis und die darin eingeschriebenen Ideologien und Vorstellungen der Schlüssel zum Verstehen dieses Gedächtnisses und damit in letzter Konsequenz der Essenz von (einer bestimmten) Identität selbst. Und Identität in diesem Fall bedeutet nicht nur nationale, ethnische, mithin kollektive Identität, sondern weitergefasst auch die personale Identität. Im Zuge neuer Formen der Kontrolle und Überwachung beschränken sich einige Strategien des Kartierens nicht länger auf eine Geographie (gleich ob physisch real oder imaginär) als Referenz sondern gehen darüber hinaus, nähern sich dem Individuum selbst und verbinden die Welt direkt mit dem Innersten des Einzelnen zum Zwecke seiner Identifizierung. Aus Identität ist Identifizierung geworden – und auch diese kann räumlich bestimmt, verfolgt und jederzeit lokalisiert werden. Zum Zwecke der Überwachung muss die Kartierung menschlicher Identität, seiner Gene und DNA und deren individueller Beschaffenheit, mit den Vorstellungen von Welt – räumlich und sozial – abgeglichen werden. Karten und die ihnen zugrundeliegenden Daten und datengenerierenden Narrative konstruieren so

nicht nur Wirklichkeit, sondern sind auch zentrale Elemente der Formation von Identität. Das Stichwort hierfür wäre Biomapping sowie andere Formen neuer kartographischer Perspektiven (vgl. auch Rilling 2006: 4; siehe ebenfalls Kap. 3.3). Darüber werden Identitäten räumlich verortet und zugeordnet. Solche Strategien sind einerseits angesichts weltweiter Migrationsbewegungen und ihrer Steuerung von Bedeutung, andererseits in der DNA-basierten kriminalistischen Praxis, wo über die DNA räumliche und somit soziale, ethnische und eventuell rassistische Zuordnungen gemacht werden können. Aber auch die Hirnforschung generiert Karten neuronaler Komplexität, kartiert die Funktionen in unserem Denkorgan. Und schon gibt es Bestrebungen, daraus ablesen zu wollen, was wir denken, wer jemand ist und welche Vorhersagen wir anhand solcher „Karten“ treffen könnten.

Imagination und Steuerung

Kontrolle über Karten bedeutete lange Zeit, die Kontrolle über die Verfügung von Karten und über das ihnen zugrunde liegenden Wissens. Im Wettstreit der Spanier und Portugiesen um die neu zu entdeckenden Welten und die Beherrschung der Meere im 15. und 16. Jahrhundert waren Karten Staatsgeheimnisse. Kontrolle bedeutete, sie zu besitzen, und damit die entsprechenden Kenntnisse der Seewege, der Küstenverläufe und über die neuen Länder (vgl. auch Gabriel 2006). Mit dem seit Mercator sich durchsetzenden Bild der Erde, welches auch unsere heutigen Atlanten prägt – basierend auf verbesserten Messmethoden und Technologien – ging es nicht länger um das Aussehen der Erde in seinen geographischen und topographischen Formen, sondern um die Inhalte, um das, was innerhalb der bekannten Formen der Kontinente zu sehen oder eben auch nicht zu sehen war. Im zweiten Fall ging es dann allerdings doch wieder darum, etwas verschwinden zu lassen, die Geographie zu verändern, so zu tun, als ob etwas nicht vorhanden wäre oder anders wäre als es wirklich war. Diese Art der Kartographie findet sich vor allem in vielen militärischen Karten oder in den Karten totalitärer Staaten, die wie vieles andere auch vor seinen Bürgern geheim gehalten werden. Schlögel bezeichnet dieses im Falle der Sowjetunion als „Kartographie der Paranoia“, die mit einem zunehmenden Wirklichkeitsverlust einherging (vgl. ebd.: 2002: 115f).

In jedem Fall kam es darauf an, in welcher Weise Karten die Vorstellungen der Kartennutzer beeinflussen konnten, abhängig von den verfolgten Zielen der Kartenproduzenten. Ganz gleich ob es um eine neues Bild der Erde handelte, wie es sich im 14. und 15. Jahrhundert durchgesetzt hat, als die neuen, auf mathematischen Grundlagen beruhenden Karten, die bis dahin vor allem in Europa verbreiteten Radkarten mit ihren Kosmologien ablösten, oder um die Ausgestaltung eben dieser neuen Karten ging, wie die Beispiele aus der Kolonialära und der Nationenwerdung gezeigt haben – es kam immer darauf an, welche Daten den Weg in die Karten fanden. Und das ist auch heute

der zentrale Faktor, wenn man die Produktion, Rezeption und die Rolle von Karten im Zusammenhang mit sozial-räumlichen Vorstellungen analysieren will (vgl. Monmonier 2002: 1f). In diesem Sinne handelt es sich bei Karten um materielle Artefakte, in denen eine datensetzende Macht im Sinne Popitz (1992) sichtbar wird, ja die in sie eingeschrieben ist. Damit ist aber nur die erste Hälfte des Prozesses der Kartierung und der Dynamik beschrieben.

Ebenso wichtig wie die Auswahl der Daten bei der Produktion ist die Seite der Rezeption, der Wirkung von Karten und ihrer Verwendung, denn dort geht es nicht mehr nur um die materiellen Artefakte, sondern ebenso um die von dort ausgehenden Vorstellungen und wie diese Vorstellungen kontrolliert werden und gleichzeitig etwas kontrollieren und steuern können. Letztlich haben alle produzierten Karten, etwa in Nationalatlasen, in Umwelt- und Kriminalitätskarten oder in Karten der politischen Systeme und sozialen oder wirtschaftlichen Beziehungen, ihren Ausgangspunkt in solchen Vorstellungen von der Welt. Diese allerdings sehen dann oft anders aus als die geographische Oberfläche der gängigen Weltkarten. Generell sollte man sich bei dem Design von Karten zunehmend von dem typischen Bild der Erde verabschieden und auch in Bezug auf Weltbilder nicht immer den Globus als Ganzes oder die Weltkarte als alleinigen Maßstab wählen. Dieses sind sicherlich maßgebliche Referenzen, vor allem was die globalen Zusammenhänge sozialer Beziehungen von Geopolitik oder den Folgen von Umweltkatastrophen angeht. Aber für die Vorstellungen von Welt, für die imaginären Karten, stellen sie nicht den adäquaten Maßstab dar und zeigen nicht die in den Vorstellungen präsentierten Formen und sozial-räumlichen Beziehungen. Deren Repräsentationen sehen anders aus.

Es gibt eine Vielzahl kartographischer Designs, die den unterschiedlichsten Zwecken dienen können und sehr verschiedene Einsatzgebiete haben. Diese Unterscheidungen sind wichtig, da es hier um die Darstellungen geht, in denen der Unterschied von Karten und dem Prozess der Kartierung hervortritt und visualisierbar gemacht werden kann. Die Definition von Karten ist vielfältig und es ist einfacher zu sagen, was diese nicht sind, nämlich einfache Repräsentationen im Sinne von Spiegelbildern der natürlichen und physischen Umwelt. Verschiedene Ansätze sehen Karten als Inschriften, als Codierungen der Welt, andere als Vorschläge, wie die Welt aussehen könnte (vgl. u.a. Dodge, Perkins & Kitchin 2009: 15ff). In diesem Sinn produzieren sie Welt. Sie schaffen neue Geographien, geographische und soziale Wirklichkeiten und halten diese als Artefakte in materieller Form fest. Kartierung beschreibt die vielfältigen Prozesse, die zu diesen Artefakten führen. Prozesse des Kartierens (*mapping*) sind eine kulturelle und soziale Praktik, durch die Karten erst entstehen können – deren Ergebnis aber nicht notwendigerweise eine tatsächliche Karte sein muss, sondern sich auch auf den Bereich der Vorstellungen, einer *cognitive map* beschränken kann. Die Modi und Formen des Kartierens variieren abhängig von kulturellem Kontext, den Konzepten von

Raum, Traditionen und kulturellen Techniken und Praxen. Wird eine solche Praxis in Form gegossen, wie dieses seit der beginnenden Neuzeit im 15. Jahrhundert der Fall war, dann unterschlagen die vorgeschlagenen und auf wissenschaftlichen Repräsentationen von Raum und Welt beruhenden Karten-Artefakte alle anderen Formen des Kartierens, des „Weg“-findens, der eigenen Erfahrungen von Menschen. Die wissenschaftlich exakte Karte westlicher Provenienz entfernt sich von den alltäglichen Erfahrungen der Menschen, von dem was Welt für diese bedeutet. Je besser die Abbildung der geographischen Wirklichkeit, wie sie mit kartographisch-geometrischen Methoden erfasst werden kann, desto weniger repräsentiert sie die Wahrhaftigkeit des Lebens von Menschen (Dodge, Perkins & Kitchin 2009: 24). In dem gleichen Maße kontrollieren diese Karten aber auch die Möglichkeiten, sich mit Raum in alternativer Weise auseinanderzusetzen, nicht zuletzt deswegen, weil kartographische Methoden lange Zeit sehr teuer waren und ein Spezialwissen erforderten, welches so einfach nicht frei verfügbar war. Neue digitale Methoden und das Internet haben dieses deutlich verändert (vgl. Rilling 2006; Dodge, Perkins & Kitchin 2009).

Der Prozess des Kartierens, die Produktion und Rezeption von Karten als auch das Verständnis von Raum und letztlich auch die Konstitution von Weltbildern sind in sich verschlungene Prozesse, bei denen ein punktgenauer Beginn nicht definiert werden kann. So wie der Raum selbst die Möglichkeiten von als Erfahrungen festgehaltener Vorstellungen von der Welt mitbestimmt, so aktivieren die Prozesse des Kartierens das Territorium, welches sich dann auf Karten abgebildet wiederfinden lässt. Diese Karten können wiederum ihre ganz eigene Dynamik hinsichtlich der Raumvorstellungen und Weltbilder entfalten. Nicht nur Produktionsbedingungen von Karten sind dann für eine Analyse interessant, sondern immer mehr die Art und Weise wie die Karte selbst auf die Welt wirkt und diese „mit produziert“ – im Sinne der Wahrnehmung und der daraus resultierenden realen Konsequenzen. Die Kontrolle der Vorstellungen, die die Prozesse des Kartierens maßgeblich ausmachen, wird zu einem Schlüssel der Kontrolle sozialer und politischer Beziehungen und ihrer Steuerung. Die Macht über die Codes von Weltbildern, wird zur Macht über die Formation von Identität, des Verstehens von Welt und den Möglichkeiten mit alternativen Modellen gegen eine Fremdbestimmung solcher sozial-räumlicher Vorstellungen anzuarbeiten. Das entscheidende Verhältnis im Prozess der Kartierung ist daraus folgend, das zwischen der Karte (mit all ihren Attributen und Sichtweisen), den Vorstellungen, Erfahrungen und kulturellen Traditionen, auf denen die Orientierung in der Welt beruht, sowie den Wünschen der Kontrolle und Steuerung dieser Vorstellungen um entsprechende Karten – materielle und immaterielle Codes der Weltsicht – zu produzieren. So wird eine Welt fabriziert, wie es denjenigen, die diese Steuerungsmacht besitzen, vorschwebt. Ob es die Macht der Karten ist oder die Macht im Umgang mit den Karten und den ihr zugrunde liegenden Vorstel-

lungen, ist dabei nur eine semantische Unterscheidung eines wirkmächtigen Verhältnisses. Dieses Verhältnis allerdings ist wiederum in den Karten eingeschrieben. Hier konstituiert sich die Praxis des Kartierens, bestehend aus Produktionsbedingungen, sozialen Beziehungen, Abhängigkeits- und Machtverhältnissen, die um eine Karte als Artefakt und vorgestelltes Bild herum besteht. Diese Praxis bildet wiederum einen Teil der Aktivitäten innerhalb der Zentren der Kalkulation; wenn sie letztere nicht im Hinblick auf Karten ganz allgemein konstituiert.

Zwei kurze Beispiele sollen diese verschlungenen Abhängigkeiten und Wirkungsweisen verdeutlichen. Das erste betrifft die (imaginäre) Geographie Nordirlands und die darin bestehenden sozio-kulturellen Praktiken von Identität, Geschichte, Territorium und Weltbild. Das zweite Beispiel behandelt diejenigen Karten, die benutzt werden, um Kriminalitätsstatistiken in einem Raum zu visualisieren, und die daran anschließenden möglichen Folgen für die Wahrnehmung von Raum und Kriminalität gleichermaßen.

Imaginäre Karten im Konflikt Ulsters

Die Geographie der britischen Provinz Nordirland ist auch mehr als zehn Jahre nach dem Friedensschluss von 1998 geprägt von dem bis dahin 30 Jahre dauernden Konflikt zwischen britischem Staat, Protestanten und Katholiken. Von den vielen Aspekten dieses Konfliktes wurden besonders die Paraden kurz vor dem Friedensschluss einer internationalen Öffentlichkeit bekannt. Besonders seit 1995 kam es bei verschiedenen Paraden immer wieder zu kleineren und größeren Zusammenstößen zwischen protestantischen Logen-Mitgliedern und ihren Anhängern sowie katholischen Anwohnern, deren Häuser entlang der Marschroute standen. Der Kern des Streites ist recht einfach zu beschreiben: Katholische Anwohner fühlen sich provoziert durch einzelne protestantische Paraden – die protestantischen Oranier-Logen bestehen in einigen wenigen, jedoch spektakulären Fällen auf ihren von ihnen als traditionell bezeichneten Routen. Das betraf insbesondere den Marsch in der Stadt Portadown, rund um die dortige Kirche von Drumcree sowie den Rückweg über die Garvaghy Road (vgl. Jarman 1997; Bryan 2000; Wuhrer 2000). An diesem Fall lässt sich stellvertretend zeigen, wie die Vorstellungen von Geographie (oder geographischen Wunschbildern) und deren Dauerhaftigkeit im Zusammenhang von Identität und Herrschaft über ein Territorium wichtig sind und ganz praktische Konsequenzen haben. Generell ist einer der zentralen und immer wiederkehrenden Aspekte dieses Konfliktes das Territorium (vgl. Kuusisto 2001; Shirlow 2006). Im Alltag lässt sich das an den fast omnipräsenten Markierungen auf und entlang der Straßen und Häuser ablesen. Dort finden sich die zum Teil künstlerisch hochwertigen Wandgemälde (*murals*) mit ausnahmslos politischen Inhalten, zum Teil martialisch, zum Teil mystifizierend oder eine Vergangenheit heraufbeschwörend, die eine Konti-

nuität verdeutlichen soll, die wissenschaftlich so nicht haltbar wäre. Änderungen in den Darstellungen begünstigt durch den Friedensprozess beginnen sich nur sehr langsam durchzusetzen. Zusätzlich wird auch der unkundige Besucher vieler kleiner und der beiden größeren Städte – Belfast und Derry – durch farbliche Markierungen darauf aufmerksam gemacht, in wessen Territorium er sich gerade befindet, sei es durch Flaggen oder die farbliche Kennzeichnung der Kantsteine⁴. So gesehen war und ist die Parade auch dazu da, den Raum zu besetzen, zu zeigen, dass es der Loge möglich ist zu marschieren, wo lang sie es auch immer will. Die Argumentation läuft entlang eines Diskurses von Identität, Tradition und Geschichte, ohne die Veränderungen innerhalb der Traditionen selbst oder gar der Siedlungsmuster zu berücksichtigen.

Die Vorstellung einer „protestantischen“ Geographie und die imaginären Kartierungen des Territoriums präsentierten ein Wunschbild, welches einerseits die durch den Friedensprozess verloren geglaubte Macht noch mal einforderte oder bekräftigen wollte, andererseits über den tatsächlichen Marsch durch das Territorium diese imaginäre sozial-historische Kartierung auch materiell mit Leben füllte. Der Marsch ließe sich als Prozess der Kartierung interpretieren, wenn man davon ausginge, dass dadurch die vorhandenen *cognitive mapping* der Beteiligten und darüber hinaus der Protestanten geschrieben oder erneuert würden. Gleichzeitig beruhen die Vorstellungen auf tradierten imaginären sozial-räumlichen Vorstellungen sowie realen territorialen Praxen und tatsächlichen Ansprüchen. Ein Marsch kann die vorhandenen Bilder des beanspruchten Raumes bei allen Protestanten/Unionisten/Loyalisten auffrischen oder neu prägen. Die Kartierung und die daraus erwachsenen sozial-räumlichen Vorstellungen sind in der Hauptsache semantisch – der teilweise gewalttätige Streit über die Route in den Jahren zwischen 1995 bis ca. 2002 (teilweise auch in friedlicher Weise) zeigt die realen Konsequenzen solcher Vorstellungen, der „Kartierungsprozesse“ der Märsche und die von ihnen ausgehende gesellschaftliche Dynamik, wenn es um die Steuerung von Gesellschaft und die Einforderung von Macht- und Territoriumsansprüchen geht. Im Zuge des Konfliktes um Drumcree hat sich auch der Raum und die Vorstellung von ihm ganz konkret verändert. Aus einer ehemals einfachen Kirche wurde zunächst ein Sinnbild der Gewalt und der scheinbar unversöhnlichen Gegensätze der politischen, ethnischen Bevölkerungsgruppen in Nord-

4 (Rot-blau-weiß = protestantisch/unionistisch; grün-orange-weiß = katholisch/republikanisch. Die Bezeichnungen für die Konfliktparteien sind nicht einfach oder immer eindeutig. Und im Kern handelt es sich auch um keinen religiösen Konflikt, sondern um einen politischen, der einen religiös konnotierten Ursprung hat. Daher bezeichnet protestantisch hier die Gruppe derer, die eine Union mit Großbritannien erhalten wollen, auch Unionisten oder Loyalisten, letztere sind radikale, gewaltbereite Unionisten. Auf katholischer Seite sind die analogen Bezeichnungen (moderate) Nationalisten und (radikale) Republikaner, wie etwa die IRA, Sinn Fein u.a..

Irland – was auch mit der massiven Militär- und Polizeipräsenz zusammenhing, die im Juli eines jeden Jahres das Aufeinanderprallen der Gruppen verhindern sollte.

Abbildung 3 & 4: Portadown, Drumcree 2001, Fotos: Nils Zurawski



Die Vorstellungen von dem Ort sowohl auf Seiten der Beteiligten als auch darüber hinaus wurden entscheidend verändert und neu codiert. Als Sinnbild für den Widerstand und die unverrückbaren Traditionen steht der Ort bis heute –

auf protestantischer Seite. Für die katholischen Anwohner ist er vor allem ein Ärgernis, aber auch ein Symbol dafür, dass über Verhandlungen Veränderungen erreicht werden können, wie die Zeit seitdem bis heute bewiesen hat, u.a. mit einer Änderung der Route und der Einbindung eben dieser Anwohner. So sind sie ein Teil der im Friedensschluss errichteten Paradenkommission, welche für die Durchführung von Märschen zuständig ist und im Zweifelsfall auch versucht Dispute zu schlichten. Der beschriebene Prozess in Nordirland ist ein vollständig imaginärer. Die ethno-politisch tradierte Geographie der beiden Bevölkerungsgruppen wird über die Landschaften der Provinz gelegt und lässt sich in den sozial-räumlichen Vorstellungen der Menschen wiederfinden – gleich ob sie die Aktionen in Drumcree gut heißen oder sich davon distanzieren. Das Beispiel zeigt sehr anschaulich, wie sich sozial-räumliche Vorstellungen auch ohne den Umweg über materielle Karten in der Landschaft manifestieren und gleichermaßen von dieser geprägt werden – teilweise gegen jede tatsächliche Veränderung.

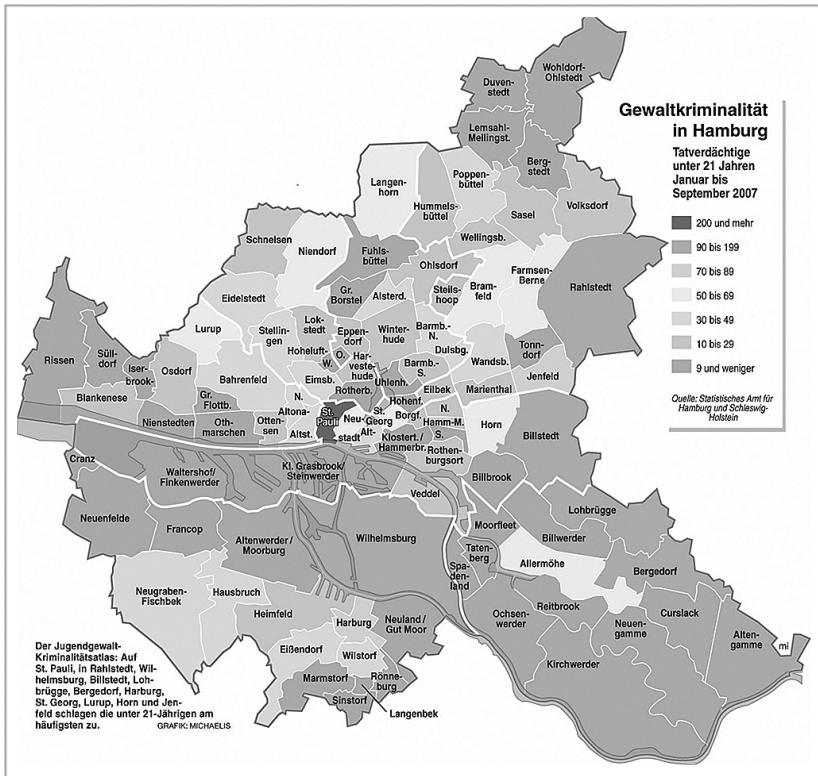
Kriminelle Orte – unsichere Räume

In ähnlicher Weise wie die Paraden können auch materielle Karten auf die Vorstellungen wirken und diese steuern, z.B. wenn es darum geht, Kriminalitätsbelastungen von Städten nach Bezirken räumlich zu ordnen und zu benennen. Das Beispiel hier soll die jährlich veröffentlichte Kriminalitätsstatistik Hamburgs sein, welche nach Bezirken und Stadtteilen aufgeteilt auf einer Hamburgkarte dargestellt wird. Es stellt sich hier jedes Jahr das gleiche mediale Spektakel mit den immer gleichen Reaktionen ein, aber auch den immer gleichen Fehlern in der Verwendung der Karte, den ihr zugrunde liegenden Statistiken und den Konsequenzen, die sich daraus in den Analysen ergeben (vgl. auch Belina 2007). Die jeweilige Karte, ganz gleich ob sie die gesamte Kriminalität oder einen Teil räumlich abbildet, schafft ein Bild von Hamburg, welches die Stadt und ihre Räume auf einen Faktor, nämlich die Kriminalität, reduziert. Die großen Unterschiede der Stadtteile hinsichtlich Größe und lokaler Situation werden nicht berücksichtigt. Es ist aber anzunehmen, dass sich in großen Stadtteilen die Kriminalität nicht gleichmäßig verteilt, sondern an besonderen Punkten und nach unterschiedlichen Deliktarten konzentriert oder aufteilt. Die jeweilige Farbe auf der Karte, die einen Stadtteil als leicht oder schwer kriminell belastet kennzeichnet, macht eine pauschale Aussage, ohne diese als solche zu kennzeichnen. Grundlage für die Kriminalitätsrate (Anzahl/pro 1000 Einwohner) ist die Einwohnerzahl des betreffenden Gebietes – eine statistisch zweifelhafte Größe, weil sie annimmt, das nur die Einwohner Opfer und Täter der Straftaten sind, aber nicht sieht, dass ein Stadtteil eine unterschiedliche Bevölkerung am Tage und während der Nacht haben kann. Im Stadtteil St. Pauli leben ca. 27.000 Menschen, aber zwischen 15 und 25.000.000 Menschen jährlich halten sich in dem Amüsierviertel rund um die

Reeperbahn auf⁵. Eine Karte, die St. Pauli als besonders belastet kennzeichnet, skizziert schlicht ein falsches, im besten Falle ein unvollständiges Bild. Was auf einer allgemeinen Kriminalitätskarte nicht zu sehen ist, sind die Deliktarten, denn es macht auch in der Wahrnehmung einen Unterschied ob es sich wie in den Hafenstadtteilen um vornehmlich Zollvergehen handelt oder um Gewalttaten gegen Personen, um Hauseinbrüche oder andere Straftaten in anderen Gebieten. Ohne eine solche Differenzierung ist anzunehmen, dass sich jeder Betrachter seine eigenen Gedanken zur Art der Straftaten macht, entsprechend eigener Ängste und Vorstellungen.

5 25.000.000 ist eine immer wieder in Presseartikeln genannte Zahl, bei der unklar ist, ob sie sich nicht nur durch wiederholende Nennung verstetigt hat. Andere Schätzungen gehen von bis zu 50.000 pro Nacht aus – was bei abgerundeten 350 Nächten „nur“ 17.500.000 Besucher ergibt. Es gibt andere Zahlen, die von 4 Millionen Besuchern sprechen – wobei unklar ist, ob das nur auswärtige Touristen sind oder ob auch die Hamburger Besucher mitgezählt werden. Die Zahl liegt auf jeden Fall um ein vielfaches höher als die nur 27.000 Bewohner des Viertels selbst.

Abbildung 5: Jugendkriminalitätsatlas Hamburg, 2007⁶



Die Kriminalitätskarte Hamburgs wird so zu einer Projektionsfläche für Vorstellungen (darunter auch Ängste), die von der Darstellung bestärkt, ausgelöst oder geändert werden können. So steuert – ob beabsichtigt oder nicht – eine solche Karte die sozial-räumlichen Vorstellungen Hamburgs bei ihren Betrachtern und kann so deren Vorstellungen (zielgerichtet) beeinflussen, zumindest aber eine weitgehend alternativlose Repräsentation von Hamburg anbieten, der so ohne Weiteres nicht mit gleichen Mitteln widersprochen werden kann. Die in diesem Buch noch zu diskutierende Studie zu räumlicher Wahrnehmung und Videoüberwachung kann die Dynamik solcher Wechselwirkungen anhand der Konstruktion von so genannten Kriminalitätsbrennpunkten

6 Quelle: Statistisches Landesamt für Hamburg und Schleswig-Holstein.

nachzeichnen und zeigen, in welcher Weise solche Vorstellungen ganz praktisch und nachhaltig beeinflussbar sind.

Diese Art von Kartierungen sind das einfachste, was unter dem Stichwort des „*crime mapping*“ Einzug in die polizeiliche Arbeit gefunden hat und wie fast alle modernen kartographischen Entwicklungen auf Basis von Geoinformations-Systemen (GIS) funktionieren. Im Wettstreit zwischen Medien und der Polizei geht es beim *crime mapping* wohl auch darum, die Deutungshoheit über die räumliche Kriminalitätsverteilung und dessen Darstellung und Analyse zu besitzen (vgl. Töpfer 2008). Daran wird deutlich, dass der Umgang mit Karten ein bewusster Prozess ist, ebenso wie man lernen muss Karten zu lesen, denn es ist kein Zufall wie etwas dargestellt wird und was darüber hinaus noch in Karten eingeschrieben werden kann. Kartierungen sind kein unreflektierter Prozess. So betrachtet muss, die Verwendung der angesprochenen Karte als entweder bewusst irreführend oder schlicht als inadäquat bezeichnet werden. Entsprechend des kartographischen Würfels der unterschiedlichen Ebenen und analytischen Tiefen von Karten für die praktische Anwendung, Analyse und Präsentation von McEachren (ebd.: 1995/2004; vgl. auch Dodge 2005: 119) eignet sich diese Karte eigentlich nicht zur Repräsentation, da bei genauem Hinsehen viele Zusammenhänge ungeklärt bleiben und hier ein deskriptiv räumliches, aber verzerrtes und verfälschtes Bild erstellt wird. Das viele Einzelheiten verdeckt. Als Karte erfüllt sie damit den Zweck der Komplexitätsreduktion, aber zum Preis einer offensichtlichen Schwäche der Anwendung statistischen Materials auf einen unpassenden räumlichen Zusammenhang. Der Nutzen für die Öffentlichkeit ist zweifelhaft – der Nutzen für die Leser der Zeitung, in der sie veröffentlicht wurde, ist allerdings gerade aufgrund der geringen Komplexität als hoch einzuschätzen – mit allen Konsequenzen, die sich daraus für die räumliche Wahrnehmung bezüglich Straftaten und räumlichen Zuweisungen ergeben. Was bei solchen und ähnlichen Darstellungen nur sehr am Rande aufblitzt, sind die neuen Möglichkeiten der kartographischen Produktion durch Geoinformations-Systeme. Die Datenverarbeitung hat mit dieser Technologie in der Kartographie eine vorher nicht gewesene Dimension erreicht, die nicht folgenlos bleiben kann. Auch hier ließe sich mit Latours Zentren der Kalkulation eine gewinnbringende Analyse anlegen.

GIS vs. alternative Modelle von Welt

Im Kern jedoch bleiben auch bei der GIS Kartographie die Grundprobleme von Karten erhalten. Als vermeintlich genaue Computertechnologie allerdings wird mit ihr suggeriert, dass es sich im Gegensatz zu älteren Verfahren nun um ein wirklich auf objektiven Methoden beruhendes Verfahren handelt. Dabei ist es nicht so sehr das Verfahren, sondern es sind viel mehr die Daten, die eine Karte zentral ausmachen und somit die in sie eingeschriebenen Inten-

tionen und damit verfolgten Interessen. In diesem Sinne bringt es der führende Anbieter von so genannter GIS-Software, die Firma ESRI, in dem Leitbild auf ihrer Webseite mit folgenden Worten auf den Punkt: „*Better decisions through modelling and mapping our world.*“ Und einen Klick weiter: „*A geographic information system is a framework for understanding our world and applying geographic knowledge to solve problems and guide human behavior.*“

ESRI kann damit die Welt zum Zwecke eines besseren Verständnisses neu modellieren, neue Ansichten erschaffen, insgesamt wohl dafür die Komplexität so reduzieren, dass neue Erkenntnisse möglich sind. Das Ziel ist die Steuerung menschlichen Verhaltens. Auch mit neuen Technologien muss die Analyse von Karten den gleichen Prämissen folgen, wie bei der Einordnung von historischem Material. Wenn auch die Probleme von Karten nicht neu sind, so ermöglichen die Technologien doch auch so etwas wie eine Machtverschiebung bei der Produktion von Karten. Neue Bilder von der Welt werden möglich, die sich nicht an den herrschenden Diskursen orientieren müssen, die nicht angewiesen sind auf die Geodaten von Verwaltungen und auf die teuren Herstellungsverfahren von Karten, sondern eigene Bilder produzieren können. Für Rilling verdichtet sich durch die Computerkartographie die Verbindung von Wissen und Macht, während sie gleichzeitig transparenter wird, u.a. weil das Kontrollmonopol über die Daten und ihre Produktion den alten Kartierungsmächten entglitten sind (vgl. Rilling 2006). Die Bedeutung des *counter mapping*, einer Strategie mit Gegenentwürfen andere, bisher in Karten und in den dazugehörigen Diskursen vernachlässigte Zusammenhänge aufzudecken, wächst mit den Möglichkeiten und der freien Verfügbarkeit kartographischer Technologien. Das Projekt Open Street Map⁷, welches mit frei verfügbaren Geodaten neue, auf anderen Copyright-Bestimmungen aufgebaute Karten erstellt, zu denen praktisch jede Person weltweit beitragen kann, wäre nur ein Beispiel. Interessant an diesem Projekt ist, dass damit auch Gegenden besser oder überhaupt kartiert werden, die kommerziellen, politischen oder militärischen Beweggründen bisher zum Opfer gefallen sind. Entscheidend bei dem Projekt ist der lokale Ansatz und das damit in die Karten eingehende lokale Wissen, welches mit modernen Methoden aufbereitet und zur Verfügung gestellt wird. Nach Rilling ist auch das Open Street Project dann ein Gegenentwurf zu den herrschenden kartographischen Diskursen bzw. zu den Darstellungen, die eben bestimmte Interessen verdecken und die bestehenden Machtverhältnisse unangetastet lassen. Das bereits angesprochene Projekt *worldmapper.org* ist ein Beispiel, der *Atlas of Radical Cartography* (Mogel & Bhagat 2008) ein weiteres, ebenso der Atlas der Globalisierung mit den thematischen Kartenentwürfen des französischen Kartographen Rekacewicz (vgl. Le Monde Diplomatique 2006 und 2009). Die in diesen Werken

7 Für einen Überblick: <http://de.wikipedia.org/wiki/OpenStreetMap>.

postulierte Absicht ist es, sozialen Wandel durch neue Sichtweisen auf die Welt herbeizuführen. Radikale Kartographie weiß um die Macht und Wirkung von Karten, macht diese aber in ihren Werken deutlich und versteckt die Absichten nicht (vgl. Mogel & Bhagat 2007: 6). Es geht bei all diesen Entwürfen nicht um eine Kritik an der Kartographie als solcher, sondern nur um die herrschenden Diskurse und die oftmals als alternativlos hingestellten Entwürfe von Welt und Gesellschaft, die in Karten zum Ausdruck kommen und damit die Vorstellungen von Menschen entlang bestehender Machtstrukturen steuern will. So wie Raum je nach Kontext sehr unterschiedlich wahrgenommen, codiert und auch sozial produziert werden kann, so unterschiedlich können auch die Darstellungen, Vorstellungen und Vermittlungen von Raum sein. Doch gleich ob es sich um reale Artefakte oder imaginäre Karten handelt – es besteht in beiden Fällen die Möglichkeit, und in vielen Fällen auch die Tendenz, mit ihnen soziale Beziehungen zu kontrollieren und die Vorstellungen zu steuern. Alternative Karten, die eine andere, die Macht unterlaufende Sicht auf die Dinge haben, sind nach Möglichkeit auszuschließen bzw. finden selten Eingang in die „offiziellen“ Lesarten von Raum und Designs von Karten. Dass die Vorstellungen von Welt immer auch die Repräsentation von Erfahrungen und sozialer Praxis sind, lässt sich an den vielen unterschiedlichen Karten und visualisierten Raum-(Welt?)-Vorstellungen zeigen, die z.B. in dem Band „Personal Geographies“ versammelt sind (Harmon 2004). Diese zeigen persönliche, sehr individuelle Sichtweisen auf die Welt oder den eigenen Erfahrungshorizont und die Ideen über das, was eventuell im Verborgenen liegen mag. Das *counter-mapping* (Rilling 2006), welches eine andere Welt bzw. die Welt anhand anderer Maßstäbe zeigt, will den Erfahrungshorizont über die gängigen Modelle von Welt hinaus erweitern. Diese Art der Karten unterlaufen gängige Narrative, wie die Welt zu sein hat oder wie sie nach genauen vermessungstechnischen Methoden tatsächlich ist. Gerade mit der Digitalisierung der Methoden und Techniken des Kartierens haben sich auch die Möglichkeiten erweitert, solche alternativen Modelle zu produzieren und zu veröffentlichen. Das auch bei den alternativen Modellen von Welt diese genauso modelliert wird wie andere ist selbstverständlich. Die Frage ist, wozu etwas modelliert wird und in welcher Weise die Geodäsie – die Erhebung geographischer Daten – und andere Statistiken eingesetzt werden. Beim *counter-mapping* geht es zu allererst um die Aufklärung, um die Dekonstruktion bestehender und herrschender Narrative. Bei der „offiziellen“ als auch der kommerziellen Kartierung geht es um die „*Integration der geodätischen Produkte in das multidisziplinäre ‚Monitoring‘ des Systems Erde*“ (Ladstätter 2009). Und somit sind Karten ein Schlüssel, um Überwachung als Strategie zu untersuchen, mit der das Unbekannte kontrolliert, eingeeht, erklärbar und verstehbar gemacht werden soll. Kartographieren ist überwachen.

3.3 Karten und Überwachung

Der naheliegende Weg, um die Verbindung von Karten und Überwachung gedanklich zu ziehen, ist über den Raum selbst. Es besteht ein vielfältiges Verhältnis zwischen der Karte als Artefakt (und imaginärem Konstrukt), dem Raum als materieller Umgebung, als sozialer Konstruktion und als kartographischer Repräsentation. In dem gleichen Sinn, in dem Karten eine materialisierte, festgeschriebene Ordnung der Welt sind – bzw. der Versuch, die Welt erklär- und nachvollziehbar zu machen – kann auch Überwachung als Versuch angenommen werden, Orientierung zu schaffen und gleichzeitig die Ordnung der Welt zu überprüfen. Dabei handelt es sich um eine Ordnung, die durch die der Überwachung zugrunde liegenden Klassifizierungen generell erst geschaffen wurde. Sehr vereinfacht gesagt wäre Kartographieren eine Form der Überwachung – und umgekehrt. Die Bedeutung von Kartierung für Überwachung und von Kartierung als Überwachung im Sinne einer Orientierung im (unbekannten, undisziplinierten) Raum ist der Schlüssel, um die auf den ersten Blick ungewöhnliche Gleichsetzung von so verschiedenen Phänomenen zu verstehen.

Karten und Überwachungspraktiken verbindet ein sehr elementarer Aspekt: Beide sind Methoden um Komplexität zu reduzieren; beide haben eine verbesserte Orientierung zum Ziel, welche jederzeit überprüfbar sein soll. Dazu könnte u.a. ein Abgleich von vorgefundener Realität und ihrer Repräsentation auf der Karte selbst durchgeführt werden. Die Frage ist, inwieweit eine solche Repräsentation, das visualisierte Bild, mit der vorgefundenen Wirklichkeit tatsächlich übereinstimmt und warum es an welcher Stelle abweicht? War die Karte ungenau oder haben sich die materiellen, physischen, politischen o.a. Bedingungen verändert? In ähnlicher Weise operieren Überwachungsregime, indem sie beobachten, zum Teil vorausschauen und immer wieder die im Vorhinein festgelegte Idealvorstellung mit der vorgefundenen Wirklichkeit vergleichen. Abweichungen lösen dann je nach Grad der Abweichung bestimmte Routinen aus. Dadurch werden in beiden Fällen Strukturen sichtbar und überschaubar, die zu einer besseren Orientierung nötig sind oder als wünschenswert erachtet werden. Beide Phänomene konstruieren so Wirklichkeit, wirken auf Vorstellungen ein und werden gleichzeitig von ihnen beeinflusst. Entscheidend ist, dass Karten auf einen für den Kartenproduzenten unbekanntem oder bisher unvollständig erfassten Raum hin orientiert sind – wenn alles bekannt wäre, bräuhete man keine Karten, die aus der Vielzahl an vorhandenen Informationen jene komprimiert darstellen, die den Produzenten wichtig erschienen, um eine bestimmte Sichtweise hervorzuheben. Das Gleiche gilt für Überwachung, insbesondere für die Überwachung von Räumen – sowohl von bestimmten Orten als auch von Raum als formbare, jedoch zunächst unspezifische Größe. Raum als Kategorie, und Referenz ist gerade für die neuen Formen der Überwachung (vgl. Marx 2005) von enormer Bedeu-

tung. Dort steht nicht ein bekanntes Individuum im Mittelpunkt der Überwachung, der Überprüfung oder der Kontrolle, sondern die Überwachung bezieht sich auf Räume, Kontexte und Gruppen von Personen. Überwachung geschieht auf der Grundlage von klassifikatorischen und kategorialen Repräsentationen, deren Grundlage komplexe Datensammlungen sind. Durch die Referenz auf diese Daten, die ebenfalls nur die Repräsentationen einer weit aus komplexeren Welt sind, wird „eine“ Wirklichkeit konstruiert, die nach je nach Anlass anders beschaffen sein kann. Praktiken der Überwachung beruhen so zu einem großen Teil auf Annahmen und konstruierten Bildern der Welt und Wirklichkeit, berühren aber gleichermaßen die Welt jenseits der Datensammlungen. Raum ist eine der Kategorien dieser Datensammlungen, ein Parameter der Überwachung, der ver- und geformt wird und so auch auf die Objekte der Überwachung zurückwirken kann. Die einfachste Form des Verhältnisses von Überwachung und Karte ergibt sich, wenn letztere als Orientierungsraster benutzt wird um einen Raum zu überwachen. Die moderne Form des Verhältnisses wird über Geokoordinaten hergestellt, über die jede Person, jeder Körper oder jedes Objekt weltweit durch Geokoordinaten auf dem Globus lokalisiert werden kann und so durch diese Koordinate repräsentiert wird (vgl. auch DeNicola 2006: 246f). Aus der Karte wird auf diese Weise eine Echtzeitbeobachtung oder zumindest eine Momentaufnahme, die einem eindeutigen Zeitpunkt zugeordnet und auf einer Karte mit anderen zusammengeführt werden kann. Mit Karten können diese Koordinaten und die damit referenzierten Personen oder Objekte visualisiert und nachvollziehbar gemacht werden. Mit modernen GIS-Technologien werden dabei räumliche und zeitliche Aspekte dynamisch und veränderbar aufgezeichnet und somit form- und nutzbar.

Über solchermaßen begründete Karten, lassen sich sozial-räumliche Zusammenhänge visualisieren, die nicht nur eine objektive Lokalisierung von Personen oder Objekten darstellen, sondern die Integration von Alltagsdaten als Grundlage für ein Monitoring auf räumlicher Basis, wie es etwa bei den Kriminalitätskarten in Hamburg und anderswo geschieht. Das einfachste Verhältnis von Karten und Überwachung wird durch den praktischen Nutzen von Karten als Instrumente der Übersicht und Orientierung hergestellt. Satelliten und die aus ihren Aufnahmen produzierten Karten beschreiben so gewissermaßen das Idealverhältnis von Karte und Überwachung, indem sie durch den überhöhten Blick aus dem All direkt überwachen und diese Blicke in Form von Karten langfristig speichern können.

Orientierung und Kategorisierung

Karten sind auf Kategorien und Klassifizierungen angewiesen, um die Umwelt (oder was immer sie abbilden wollen) in reduzierter Komplexität darzustellen. Nur wenn es eine Auswahl der zu repräsentierenden Dinge und damit

eine Konzentration auf das „Wesentliche“ gibt, ist Orientierung für den Nutzer sinnvoll möglich. Indem Karten in Überwachungspraktiken, z.B. bei der Kontrolle von Räumen (oder anderen „Landschaften“, Topographien oder Topologien) verwendet werden, eröffnet sich über diese Praktiken die Möglichkeit, Orientierung in oder über komplexe Beziehungen entsprechend der Anforderungen jederzeit passgenau abzurufen. Das gilt insbesondere für Karten, die auf Grundlage von Geoinformationssystemen entstanden sind, da die Daten in kurzer Zeit, wenn nicht in Echtzeit, verarbeitet werden und somit aktuell zur Verfügung stehen können. So erhält auch die Komponente Zeit eine neue Bedeutung oder zumindest eine neue Dynamik innerhalb der Kartographie. Karten sind nicht länger in Zeit gefrorene Repräsentationen, sondern die in Echtzeit reduzierte Komplexität räumlich-sozialer Wirklichkeiten, entsprechend vorgegebener Parameter. Worauf diese Parameter beruhen und wer entscheidet, welche Parameter zur Auswahl welcher Daten zum Einsatz kommen, muss dabei noch geklärt werden. Zunächst geht es darum, die Rolle von Kategorisierungen für Orientierung und somit für die Überwachung mittels Karten zu beschreiben. Das wiederum bedarf einer zumindest vorläufigen Klärung, was Überwachung eigentlich ist oder wie sie definiert werden kann.

Ein Vorschlag für eine „Definition“ von Überwachung stammt von Lyon (2001: 4; 2007: 14). Er definiert Überwachung als Phänomen zur Schaffung, Steuerung und Erhaltung gesellschaftlicher Ordnung. Das heißt, mit ihr soll Orientierung geschaffen werden, mit Hilfe von Normen, die dann überprüft werden können. Dabei handelt es sich nicht um ein Synonym für das Phänomen der sozialen Kontrolle (siehe Kap. 4), sondern um eine gezielte Einflussnahme, für die eine auf Ungleichheit aufbauende, hierarchische Kontrolle und Steuerung von Gesellschaft oder einzelner Teile zentral ist. Diese Art der Überwachung kann grob in alte und neue Formen unterteilt werden. Das Panopticon mit seinem zentralen Beobachter und seinen dem Blick des Wärters unterworfenen Gefangenen, ist das Modell der alten Formen von Überwachung. Das Modell der Stasi in der DDR, wo gezielt bestimmte Individuen ausspioniert und unter Druck gesetzt worden sind, wäre ein weiteres Beispiel. Neu an den „neuen“ Überwachungsformen ist, dass für sie nicht länger die direkte Kontrolle durch Beobachtung zentral ist, sondern die Überprüfung bestimmter Sachverhalte (vgl. G.T. Marx 2004). Nicht eine spezielle Person steht unter Beobachtung, sondern jede Person innerhalb eines Beobachtungsraumes kann potentiell das Objekt der routinemäßigen Überprüfungen anhand vorher festgelegter Parameter werden. Bei einer Übereinstimmung können dann weitergehende Maßnahmen eingeleitet werden – Fehler eingeschlossen. Ein solches System ist weniger personen- als vielmehr kontextbezogen und basiert auf Vorstellungen und Repräsentationen von Räumen, Orten, Zeitabschnitten, Kategorien von Personen und Variationen von Wirklichkeiten (vgl. auch Graham & Wood 2003). Die Welt wird codiert, eingeteilt, Handlungen, Akteure, Räume, physische Gegebenheiten und soziale Konstel-

lationen werden über einen Code repräsentiert. Da solche Formen in der Regel mit computerbasierten Systemen operieren, ist es eine Codierung im doppelten Sinne, denn auch die Software besteht aus Code und kategorisiert die so klassifizierte Welt ein weiteres Mal. Aus der Welt wird eine Repräsentation, deren Essenz als Datensatz in einen Computer gelangt, um dort kodifiziert zu einer neuen Interpretation der Welt zu kommen, die ihr ursprünglicher Ausgangspunkt war. Die Möglichkeiten der (ungewollten) Verzerrung sowie der Einflussnahme auf die entstehenden Bilder ist enorm. Beide sind Teil eines Kreislaufes aus Kontrolle über die Klassifizierungen, der Wahrnehmung der neuen Bilder und dem Abgleich zwischen Repräsentationen (Karten) und gelebter/wahrgenommener Realität, was die Dynamik, die daraus entsteht, eigentlich nicht kalkulierbar macht. Dieses bedeutet jedoch auch, dass wir als handelnde und interpretierende Individuen die Diskurse der Überwachung mitbestimmen und mit konstruieren – indem unsere Wahrnehmung zwischen den Bildern und der wahrgenommenen Realität oszilliert und dabei wiederum weiter Sichtweisen, Bilder und Interpretationen produziert, die in diese Rückkopplungsschleife dann integriert werden. Das bedeutet nicht eine bloß willenlose Unterwerfung unter die technischen Instrumente der Überwachung, sondern beschreibt auch die Machtkonstellationen und den gesellschaftlichen Kontext von Personen, in denen sie mit Überwachungspraxen in Kontakt kommen (Ball 2002: 580).

Überwachung erzeugt so Übersichten über die Gesellschaft oder spezifische Bereiche, die für eine Orientierung sorgen. Die Gesellschaft als solche zu überwachen ist nicht nur unpraktisch, sondern auch unsinnig, wenn es keine Anhaltspunkte gibt, auf wen oder was zu achten ist. Um spezifische Auskünfte über einzelne Felder zu erhalten – z.B. zu Terrorverdächtigen, Kriminellen, verfassungsfeindlichem Verhalten usw. – bedarf es eines Monitoring der Gesellschaft – einer konstanten, spezifischen Beobachtung von gewissen Kategorien und Klassifikationen, Werten und Normen, analog zu der „Überwachung“ eines Patienten auf einer Intensivstation, wo auch der Mensch lediglich als Träger von Messwerten und Reaktionen interessant ist. Auf Karten können dabei einerseits die überwachten Räume dargestellt sein, andererseits können damit alltägliche Handlungen verräumlicht und mit Geokoordinaten versehen werden (vgl. DeNicola 2006: 261). Diese Kombination bereitet die Grundlagen für eine Rekonfiguration räumlicher Wahrnehmung (ebd. 2006: 245).

Diese Repräsentationen, sei es über Bilder oder Datenbanken (oder deren Kombination), generieren wiederum neue Kartierungen bzw. Abbilder der Wirklichkeit, die scheinbar die Umwelt und Gesellschaft überschaubar, steuerbar und kontrollierbar machen. Geschaffen und verwendet in politischen und sozialen Kontexten wirken sie auf unsere ganz eigenen Gesellschaftsbilder (als *cognitive mapping*) zurück oder bilden deren originäre Grundlage. Dieses Geflecht aus Abhängigkeiten zeigt die zum Teil schwer zu durchdrin-

gende soziale, politische und kulturelle Dynamik, in der die Flüsse der Kommunikation nicht klar zuzuordnen sind. Was wen wie beeinflusst, ist auf den ersten Blick daher nicht ganz zu klären. Wohl aber ist festzustellen, dass Repräsentationen der Wirklichkeit, ihre Verwendung und die darüber ausgeübte Definitionsmacht im Zusammenhang mit Überwachung zielgerichtet sein können und eine oft kaum vorherzusehende Eigendynamik annehmen, durch die sie sich in der fortlaufenden Projektion immer weiter von ihrem Ausgangsobjekt entfernen.

Indem Repräsentationen geschaffen werden, deren Objekte die maßgeblichen Objekte der Überwachung, also einer zielgerichteten Aufmerksamkeit sind, wandeln sich solche Karten von den Hilfsmitteln der Überwachung zum Zweck der Orientierung zu allgemein gesellschaftlich akzeptablen Mustern gesellschaftlicher Orientierung. Kategorien, die als Raster Teil einer Überwachungspraxis waren, werden zu gesellschaftlichen Orientierungskordinaten. So schaffen die Kategorien und Klassifikationen, die der Überwachung dienen sollten, gleichzeitig neue Übersichten mit einer eigenen Dynamik. So wie Karten eine Ordnung schaffen und der Orientierung dienen, soll auch mit diversen Praktiken der Überwachung, die Gesellschaft in ihrer Komplexität orientierbar und letztlich kontrollierbar werden. Der Blick auf Gesellschaft durch Geoinformationssysteme ist dabei nur der bisher letzte Schritt, Überwachung als Orientierungsmaßnahme mithilfe von Karten zu unterstützen. Allein die Aufmerksamkeit, die einem bestimmten Phänomen, Merkmal oder einer Personengruppe im Rahmen von Überwachung zukommt, hebt dieses als gesellschaftlich relevant hervor. Wird ein solches Merkmal mit räumlichen Koordinaten und Attributen gekoppelt, kann sich die Wahrnehmung solcher Räume bzw. die sozial-räumliche Dynamik hinsichtlich der Wahrnehmung ändern. Karten sind also nicht nur Hilfsmittel, um den Raum der Überwachung festzulegen, sondern werden selbst zum Mittel der Überwachung, indem sie neue Übersichten, die in Wirklichkeiten zurückführbar sind, produzieren. Karten sind wichtig um die sozial-räumlichen Szenarios, die es durch Überwachung abzuwehren oder zu kontrollieren gilt, darzustellen. Indem Karten nicht nur Wirklichkeit in reduzierter Komplexität repräsentieren, sondern auch inszenieren, werden sie zu einem elementaren Element von Überwachung und deren Raster und Kategorien selbst.

Inszenierung, Simulation, Risikoausschluss

Karten können einerseits die topographischen Grundlagen für eine Überwachung sein oder deren Ergebnis. Andererseits ist die Praxis der Kartierung mit ihren vielen Komponenten – Produktionsbedingungen, technischen Möglichkeiten, Instrumenten, Distributionskanälen, Absichten bis hin zu den Artefakten der Karten (vgl. dazu auch Latour 1987) – eine Form der Überwachung. Indem mit Karten Szenarios entwickelt werden, die auf Basis sozial-

räumlicher Daten entwerfen, wie Gesellschaft aussehen könnte und damit auch begründet wird, warum bestimmte Maßnahmen notwendig sind (z.B. Videoüberwachung, Grenzregime, Biometrie oder militärische Operationen), wird der Unterschied zwischen dem Überwachungsregime und den Kartierungspraxen minimal. Mit Karten wird nicht nur dargestellt, sondern sie inszenieren nicht selten eine Wirklichkeit, für die häufig erst die Verwendung gefunden werden muss.

Für Überwachungspraktiken ist dieser Aspekt kartographischer Artefakte von besonderer Bedeutung. Diese Verbindung gewinnt an Dynamik, wenn dazu die Verarbeitung digitaler Daten in Geoinformationssystemen kommt. Darin kann die Verbindung von Karten zur Konstruktion von Simulationen oder Szenarien das herstellen, was Miller mit dem „virtuellen Moment“ beschreibt (vgl. ebd. 2003), mit dem er die Abstraktionen hervorgerufen durch die Überprüfungsstandards von der sie zu untersuchenden „Realität“ bezeichnet. Für digitale Formen der Überwachung, die auf Datenbanken und simulierte Wirklichkeiten angewiesen sind, gilt dieses in besonderer Weise.

Digitale Datenbanken sind ein zentraler Knotenpunkt neuer Formen der Überwachung, in denen die Wirklichkeit in Codes gewandelt und in Datensätzen zusammengefasst gesammelt wird. Diese sind nicht, wie bereits ausgeführt, mit einem getreuen Abbild der Wirklichkeit gleichzusetzen, vielmehr lässt sich über sie eine Repräsentation von dieser Wirklichkeit generieren. Es werden je nach Bedarf verschiedene eigenständige Realitäten geschaffen, die in Form von Karten den unterschiedlichsten Zwecken dienen können, z.B. im Katastrophenschutz zur Abschätzung von Gefahren oder der Planung von Einsätzen im Falle eintretender Ausnahmezustände (vgl. Monmonier 1997; 2002; Lakoff 2006). Diese neu erzeugten Realitäten werden auch als „Hyper-Realitäten“ bezeichnet (Bogard 1996: 27ff; 2006). Sie entwickeln eine eigene Dynamik und führen eine eigenständige, aber nicht unabhängige Existenz. Als Hyper-Realitäten wirken sie auf die ihnen vorausgehenden „Realitäten“ und tatsächlichen Lebensumstände zurück. Allerdings können diese Hyper-Realitäten neue Standards setzen, womit alte Praktiken, bisherige Legitimitäten oder Ziele von Organisationen verändert, wenn nicht obsolet werden können (vgl. auch Schuurman & Pratt 2004/2002: 128). Dabei sind Hyper-Realitäten als Formen der Repräsentationen keine Erfindungen, die in einem freien Raum entstehen – keine virtuellen Realitäten im Sinne künstlicher Welten, sondern real in ihren Konsequenzen. Die Systeme der Datenverarbeitung und Zusammenführung, die im Wesentlichen mitbestimmen, was in den Karten wie dargestellt wird, sind auch ein wichtiger Teil kartographischer Arbeit – gerade im Bereich der für viele bedeutsamer werdenden Geoinformationssysteme, die den wissenschaftlichen und anwendungsbezogenen Mainstream längst erreicht haben. So sind die neuen Bilder/Wirklichkeiten/Hyper-Realitäten letztlich eine Konsequenz der Datenverarbeitung selbst. Allerdings keine

zufällige, sondern eine bewusste, mit der eben auch gearbeitet und überwacht wird.

Was bedeutet Überwachung in diesen Fällen und speziell im Zusammenhang mit Karten, über die solche Hyper-Realitäten visualisiert werden? Bogards Auffassung von Kontrolle beschreibt sehr genau, inwieweit Szenarios für die Überwachung wichtig sind. Für ihn hat Kontrolle heute (die ich in diesem Fall als Synonym mit Überwachung setze) viel mehr mit der ständigen Überprüfung von Abweichungen von den Standards eines Simulationsmodells zu tun, als damit, in einem Territorium tatsächlich zu patrouillieren (Bogard 2006: 60; vgl. auch Rossmo et al. 2008). Der Prozess der Überwachung bedeutet, dass Standards sozial-räumlicher Verhältnisse gesetzt und überprüft werden. Außerdem werden mit Simulationen zukünftig mögliche, aber nicht unbedingt immer auch wahrscheinliche und tatsächlich eintretende Verhältnisse als gegeben dargestellt. So wie Überwachung eine Orientierung angesichts der vielen unbekanntenen Größen jenseits der eigenen Erfahrungswelt herstellen möchte – und darüber dessen Kontrolle – so wird mit Simulationen versucht, Unsicherheiten angesichts einer nicht vorhersagbaren Zukunft zu minimieren (vgl. Lakoff 2006: 269). Mehr noch sollen Simulationen nach Möglichkeit die in diesen Modellen auf verschiedenen Datengrundlagen erdachten Ernstfälle verhindern, in dem sie durch die Überwachung der Abweichungen ein Eingreifen weit vor dem Fall denkbar und tatsächlich möglich machen. Ob auf GIS basierende Repräsentationen solcher Denkspiele dabei immer eine wirkliche Hilfe zur tatsächlichen Verhinderung der Katastrophe sind, wird verschiedentlich auch von damit befassten Praktikern bezweifelt. „GIS Karten sind ein großartiges Mittel für PR und stellen unbezahlbare Daten für Kommunen bereit, um an Mittel für Katastrophenhilfe zu gelangen“ (Monmonier 2002: 65, mit Bezug auf GIS Nutzung zur Flächenbrandbekämpfung in den USA). Es scheint, als ob hier über virtuelle Repräsentationen Wirklichkeiten geschaffen werden sollen, die auch Konsequenzen für die haben, die darin nicht oder mit anderen Vorstellungen vorkommen. Erfahrungen verschwinden in der Virtualität oder Simulation und werden unter die neuen, von der Simulation gesetzten Standards geordnet. Das bedeutet, dass die jeweils eigene Erfahrung und Interpretation der Welt nur als zweitrangige, nachgeordnete weiter existieren kann.

Die Kontrolle solcher Standards bedeutet auch die Kontrolle der Vorstellungen und hat so einen direkten Einfluss auf das *cognitive mapping*, in dem sich auch Sicherheits- bzw. Unsicherheitsvorstellungen widerspiegeln würden. Die Szenarios liefern weiterhin die Begründungen für alle Maßnahmen, die nötig sind um den simulierten Fall daran zu hindern tatsächlich Gestalt anzunehmen. Die Simulation wird so zum Abbild der Wunschvorstellungen und Wahrnehmungen ihrer Subjekte. Auf diese etwas vertrackte Weise gestaltet und definiert die Simulation die Wahrnehmungen einer Realität, die sie selbst geschaffen hat, um die darin enthaltenen Katastrophen eigentlich aus-

zuschließen. Auch ESRI wirbt auf seinen Webseiten mit dem Service, den das amerikanische Heimatschutzministerium durch GIS ermöglichen kann, die Vorausschau und Simulation sind dabei ebenfalls erwähnt: „*Improve threat, risk, and vulnerability assessments to safeguard communities and critical infrastructure – Facilitate better emergency planning, response, mitigation, and recovery efforts.*“⁸

Damit sind die Simulation und die möglicherweise konstruierten Ängste und Unsicherheiten die Begründungen für eine konkrete Überwachung dieses Szenarios. Karten und verschiedene kartographische Artefakte und deren Datengrundlagen spielen dabei immer mehr eine zentrale Rolle. Über sie werden die Zugänge zur Welt wie sie ist, sein könnte und sein sollte, geöffnet und gesteuert (vgl. u.a. Graham 2005). Indem sie nur bestimmte Ausschnitte präsentieren, verweigern sie alternativen Modelle die Berechtigung – oftmals einfach dadurch, dass diese nicht den gesetzten Standards entsprechen, welche über GIS mit quasi objektiver Autorität verbreitet werden. *Counter mapping* und *radical cartography* sind Ansätze diese Definitionsmacht zu brechen.

Das Ziel der Simulationen und Szenarios sind einerseits erstzunehmende Monitoringverfahren zur Vorausschau, um beispielsweise das Wetter generell oder potenzielle (Natur-) Katastrophen vorauszusagen. Die Klimaforschung nutzt solche Simulation in der täglichen Arbeit. Weitergehend können Simulation für die Arbeit von Hilfskräften genutzt werden, wenn durch die Szenarios die Auswirkungen von „Ernstfällen“ (z.B. Hurrikans oder ähnlichen katastrophalen Ereignissen) vorausberechnet werden können. Ob und wie das im Einzelfall tatsächlich möglich ist, muss hier offen bleiben. Das Beispiel Haiti, welches im Januar 2010 von einem Erdbeben schwer getroffen wurde, verdeutlicht auch, das die Katastrophe nicht nur in dem Beben selbst lag, sondern auf Faktoren zurückzuführen ist, die gesellschaftlich und vor allem politisch zu verantworten waren. Ob es dafür Simulationen gegeben hätte, muss leider offen bleiben. Was diese Simulationen aber auf jeden Fall erzeugen oder über den eigentlichen Nutzen und Nutzer hinaus bereitstellen können sind Perspektiven auf die Welt, Fenster für die Konstruktion von Weltbildern und umgekehrt Einblicke in die Weltbilder ihrer Erzeuger. Ein Beispiel hier ist das *crime mapping*, welches in verschiedener Form mit Karten operiert und so Fenster zur (vermeintlich unbekannt) Welt öffnet – nicht ohne vor dieser zu warnen.

8 Siehe: http://www.esri.com/industries/public_safety/business/homeland_security.html.

Fenster zur Welt

Karten zur Visualisierung von Kriminalität werden immer mehr zu einem Mittel polizeilicher Arbeit. Betitelt mit „Die Hamburg-Karte der Straßengewalt“ zeigt das Hamburger Abendblatt (Balasko 2009⁹) eine Karte mit den Grenzen der sieben Hamburger Bezirke, darin ein paar bunte Balken mit Zahlen, die einen Vergleich zwischen 2008 und 2009 herstellen sollen. Es geht um die Straßengewalt, die gestiegen ist, obgleich die Kriminalität in Hamburg insgesamt gefallen ist. Im Artikel selbst wird dann von Sicherheitsempfinden gesprochen, welches durch die steigende Zahl von Straßengewalt nicht reduziert werden kann. Abgesehen von den fast schon als absurd zu bezeichnenden Aussagen zum Sicherheitsempfinden, für das weder Politiker noch die Polizei ausreichend valide Messmethoden haben, ist mit dieser Art von Karten einiges nicht in Ordnung. Und Kriminalitätsatlanten wie dieser sind keine Ausnahme, sondern ein seit ein paar Jahren gern verwendetes Hilfsmittel, um den Zustand der Welt in Bezug auf urbane Kriminalität und die Folgen drastisch – und leider vor allem falsch – deutlich zu machen. Die Kritikpunkte in diesem Fall sind zum einen die Verwendung der Polizeilichen Kriminalstatistik, deren Datengrundlage unzureichend ist, um Karten mit solch absolut und vor allem objektiv scheinenden Aussagen machen zu können (vgl. u.a. Busch 2004). Töpfer beschreibt sie als eine Leistungsbilanz der Polizei, die so keinen räumlichen Überblick über das kriminelle Verhalten geben kann (ebd. 2008: 67). Ein weiterer, ebenfalls gravierender „Fehler“ liegt in der Auswahl der Karte und wie die Daten der Statistik dabei auf der räumlichen Grundlage angeordnet wurden. Die Bezirke sind eine viel zu große Grundlage. Um ein räumlich realistischeres Bild zu präsentieren, wäre es besser auf die Ebene von Straßenzügen o.ä. zu gehen (zur generellen Kritik an solchen Kriminalitätsatlanten der Polizei, Töpfer 2008). In dieser Hinsicht hat die präsentierte Karte keine Aussagekraft. Auch hier gilt die von Monmonier wiedergegebene Kritik an solchen Karten – gut für PR oder um Mittel zur (in diesem Fall) Kriminalprävention zu akquirieren – oder wie im vorliegenden Fall, Politik mit undurchsichtigen Daten zu betreiben.

Auch wenn es sich hier um ein besonders schlechtes Beispiel für die Anwendung von *crime mapping* handelt, ist der Trend dahin weltweit ungebrochen. Verschiedene Polizeien in Europa und weltweit haben extra dafür eingerichtete Stabsstellen und versammeln immer mehr Kompetenz („Zentren der Kalkulation“). So hat die Metropolitan Police in London ein eigenes Crime Mapping Unit und auch in den USA und anderen europäischen Ländern hat diese Methode eine weite Verbreitung (vgl. Monmonier 1997: 239ff, 2002: 110ff; Perkins 2006, Dunworth 2006; Gundhus 2011). Was mit dem in meinem Beispiel schlechten Material und dem inkompetenten Um-

9 Siehe Karte im Download.

gang aber auf jeden Fall gelingt, ist ein Fenster zu einer Welt zu schaffen, von welcher der normale Bürger keine Ahnung zu haben scheint und vor der er geschützt werden soll. Der Expertenblick auf das Geschehen suggeriert Kompetenz und eine objektive Sichtweise, wenn es sich doch nur um eine Perspektive auf Raum, Kriminalität und Welt als Ganzes handelt. Das Fenster, welches hier geschaffen wird, ist eines der Simulation, des vorgeschobenen Szenarios, auch oder gerade weil es auf tatsächlich erhobenen Daten basiert, aber eben nur mit beschränkter Aussagefähigkeit. Das Bild des Fensters stand lange Zeit im Mittelpunkt des Strebens in Wissenschaft und Kunst um ein visuelles Modell der Welt zu konstruieren (Krysmanski 2001: 118). Die mit den *crime maps* geschaffenen Bilder konstruieren nicht nur ein Modell, vielmehr simulieren sie eine wirkliche Welt und verschleiern den Modellcharakter hinter der scheinbar objektiv operierenden Technologie der Geoinformationssysteme. Wie Krysmanski zeigt, ist die Metapher des Fensters nicht auf die Renaissance-Welt mit der Entdeckung der Zentralperspektive oder die Kunst im Allgemeinen beschränkt. Wohl hat diese Metapher eine lange Geschichte, aber eben auch eine aktuelle Bedeutung, wenn nämlich ein Fenster auch die Form eines Bildschirmes haben kann und sich daran geradezu banal die ausschnittshafte Wirklichkeitswahrnehmung von Überwachung vorführen lässt – u.a. hinsichtlich der Videoüberwachung. Fenster sind keine Einwegspiegel, so dass sie auch als Bild für eine Verbindung von Innen- und Außenwelt stehen können. Dennoch verbinden sie diese beiden Sphären über einen Ausschnitt, der dann vorgibt, was wie zu sehen ist und was nicht. Zwar haben sich in der Cyberspace-Moderne die Bilder verändert, die Wirkungsweise der Fenster oder Interfaces (Johnson 1997) ist aggressiver geworden, dominanter. Wenn eine Karte von einem Territorium entstehen kann ohne mit diesem in Verbindung zu stehen, und so Virtualisierung und Realität in einem Artefakt zusammenfließen, dann werden auch solche Fenster alternativlos, weil der Blick auf das Territorium schon den möglichen Ausschnitt gleich mitdenkt. Karten sind in diesem Sinne auch Interfaces, Bedienungsmanuale der Wirklichkeit, die sich erst über ein solches Interface erschließen kann. Ihr „Design“ sowie die Ressourcen, diese zu gestalten, werden zu einem Faktor der Macht und zu einem Aspekt widerstreitender Entwürfe (vgl. Rilling 2006; Zurawski 2006).

Crime mapping – und auch alle anderen Formen und Anwendungen proaktiver, präventiver Simulation und Risikoanalyse – können zu einem solchen Fenster werden, besonders dann, wenn damit der Übergang von einer deskriptiven zu einer analytischen Kartographie verbunden ist (vgl. Töpfer 2008: 68), also Vorausschau und Simulation betrieben wird. Die empfindlichen Punkte in diesen Systemen sind die Sammlung der Daten, ihre Verwendung innerhalb der Systeme sowie ihre visuellen, kartographischen Darstellungen, die dann zu den Analysen führen, die ein Risiko als solches definieren und damit Kategorien von Ausschluss, Gefährlichkeit oder Gefährdung

von Räumen und Personen begründen. Allein die Frage nach den Grundlagen der Daten ist elementar, denn bereits hier wird deutlich, dass GIS keine objektiven Sichtweisen bieten kann. Schuurman & Pratt (2004/2002) schlagen eine feministische Kritik an der „positivistischen“ Natur von GIS vor, die nach den „Rissen“ in der Perspektive oder der Technologie sucht – und zwar am besten von einer Perspektive, die nicht allein von außen kommt.

Aus dem Zusammenspiel von Datensammeln, Überwachungsparadigmen und der Repräsentation von Wirklichkeit durch Muster ergeben sich weitreichende Konsequenzen. Kartierungen – mentale oder kartographische –, die auf diesen Daten und ihren sozial-räumlichen Imaginationen aufbauen, sind vielfältig und können folgenreich für mögliche Betroffene sein. Monmonier verlangt für solche und ähnliche Fälle eine „*locational privacy*“ – also das Recht auf unerkannten Aufenthalt, auf Wohn- und Bewegungsanonymität (2002; auch Garfinkel 2000). Andere fordern einen Geodaten-Schutz (vgl. Ladstätter 2007: 15), denn die Verfügbarkeit der Daten ist zusammen mit Technologien der Lokalisierung und Fernerkundung eine Gefahr für jeden Einzelnen und dessen Selbstbestimmung über seine persönlichen Daten.

Was hier über eine kartographische Darstellung von Daten möglich wird, ist die gezielte soziale Sortierung von Menschen und Gruppen anhand von Ort und Raum (vgl. auch Lyon 2001: 52f). Dabei geht es nicht mehr um das Individuum, sondern um statistische Gesamtheiten, die eine eigene Wirklichkeit bilden und eventuell ein Eigenleben bekommen, welches dann direkt auf die sozial-räumlichen Vorstellungen anderer Menschen zurückwirkt. Es entsteht eine Rückkoppelungsschleife (*feedback loop*) einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung. Ob die Sammlung von allen möglichen Daten sinnvoll ist, steht als Frage dabei nicht im Mittelpunkt. Ein Sinn entsteht erst in der Auswertung und Zusammenführung der Daten bei ihrer Verarbeitung (vgl. Norris 2007 zur Informatisierung des Britischen Strafrechtswesens und den Konsequenzen von Datenbanken für die Bevölkerung hinsichtlich ihrer Überwachung). Dabei ist das Zusammenspiel von technischen Systemen und den Menschen wichtig. Einen Sinn erhalten der Daten durch die von Menschen erstellten Parameter des Systems. Die „Parameter der Überwachung“ haben ihren Ursprung wiederum in gesellschaftlichen Diskursen sowie einem *cognitive mapping* von Individuen – letztlich einer interpretierten Wirklichkeit, einer sozial-räumlichen Imagination. Und genau um solche Imaginationen, aber auch um Konstruktionen einer (strategischen) Wirklichkeit geht es, wenn Daten aus Karten weggelassen werden, wenn die materielle Welt mit Karten umgebaut wird, wie in vielen Kriegs- und Krisenfällen – auch heute noch, wie das Beispiel GoogleEarth mit seinen Aufnahmen vom Irak zeigt. Diese wurden entsprechend amerikanischer Militärbedürfnisse verändert. Dort wurden ganze Gebiete verändert oder einfach gelöscht (vgl. Rötzer 2007). Auch diese Art der Simulation, der Virtualisierung ist Teil von Über-

wachungsstrategien, wobei der Begriff als solcher nicht immer und überall genau passend erscheint.

Überwachung, das wurde in den vorangegangene Kapiteln und auch hier deutlich, beschreibt sehr unterschiedliche Formen, Anwendungsbereiche und besitzt teilweise gegenläufige Zielorientierungen. Es scheint, als wenn der Begriff, so griffig und eindeutig er auch scheinen mag, sich zwischen dem Monitoring von Phänomenen und Abläufen zu ihrer Optimierung (Wissenschaft, Medizin) oder Vorhersage (Katastrophenschutz), über eine kontrollierende Überprüfung von Normen zur Aufrechterhaltung von (nicht nur öffentlicher) Ordnung bis hin zur panoptischen Disziplinierung und Kriminalitätsbekämpfung sowie guter alter Spionage bewegt. Die Beobachtung von Wetter per Satellit, die Kontrolle von Herztönen bei Intensivpatienten, das Messen von Hirnströmen können ebenso darunter fallen, wie der Abgleich von Mustern zur Identifizierung im Falle biometrischer Identitätsüberprüfung, sowie die Simulation von Wirklichkeiten, die täuschen oder die Zukunft erklären sollen. Überwachung ist aber auch die Kontrolle öffentlicher und privater Räume mit Videoüberwachung sowie viele Formen nicht technischer, aber disziplinierender Kontrolle durch Personen in Institutionen und im Alltag. Es scheint, als ob dieser eine Begriff all den darunter gefassten Formen nicht gerecht werden kann (vgl. auch Haggerty & Ericson 2006), ohne eine grundlegende Definition oder ein grundlegendes Verständnis davon zu entwickeln, welche Rolle Überwachung in Gesellschaften spielt – und warum das Phänomen nicht nur ein Aspekt von Sozialität ist, sondern eventuell eines ihrer strukturellen Merkmale.

Kapitel 4: Überwachung

Wenn Überwachung wie in diesem Buch als Folie genutzt wird und weitgehend den Subtext der Analyse stellt, muss auch der Versuch einer Definition gewagt und geklärt werden, ob eine exakte Begriffsbestimmung umfassend überhaupt möglich oder wünschenswert ist. Überwachung ist eigentlich ein sehr pauschaler Begriff, der mehr Phänomene und Prozesse fassen will, als manchmal sinnvoll und möglich erscheint (vgl. Kap 3.3). Satellitenbilder von der Erde zur Wettervorhersage und Klimaanalyse fallen genauso darunter wie ein Gefängnisregime oder biometrische Verfahren zum Identitäts- und Sicherheitsmanagement an Flughäfen, technische Überwachungs- und Monitoringsysteme genauso wie nicht-technische, z.B. administrative oder solche, in denen Personen die „Überwacher“ sind. Lyon sieht daher Überwachung als ein Phänomen, welches sich zwischen den entgegengesetzten Polen Kontrolle und Fürsorge hin und her bewegt (vgl. Lyon 2001, 2003) – ein Bild, das ein Kontinuum beschreibt und weniger die möglichen Verschränkungen berücksichtigt. Zwischen der Verhinderung von Terroranschlägen und der Vorhersage von Naturkatastrophen bis hin zur Kontrolle von Personen und Räumen, ist manchmal nur schwer auszumachen, wo auf einem solchen Kontinuum man sich gerade befindet. Fallen nicht Kontrolle und Fürsorge z.B. in der Terrorbekämpfung zusammen? Oder bei der Überwachung öffentlicher Orte? Bedeutet nicht deren Überwachung auch meine Sicherheit vor Verbrechen? Und wann beginnt das Datensammeln der wohlmeinenden, fürsorglichen, zumeist staatlichen Initiativen, z.B. im Gesundheitswesen, Überwachung zu werden, in Persönlichkeitsrechte einzugreifen oder einfach bevormundend zu sein?

Im vorherigen Kapitel hatte ich vorgeschlagen, Überwachung als Phänomen der Schaffung, Steuerung und Erhaltung gesellschaftlicher Ordnung zu betrachten. Über Überwachung soll Orientierung geschaffen werden. Dafür werden Normen vorgegeben, die dann mit technischen oder nicht-technischen Monitoring-Systemen überprüft werden können. So gesehen soll Überwachung nicht nur ein modisches Synonym für soziale Kontrolle sein. So ist typisch für Überwachung eine tendenziell auf Ungleichheit aufbauende, hierarchische Kontrolle und Steuerung von Gesellschaft, während soziale Kontrolle im Ansatz oft egalitär und Teil sozialer Selbstorganisation sein kann. Es gibt sowohl Überschneidungen als auch Unterschiede der beiden Phänomene, dennoch ist es nützlich diese analytisch zu trennen. Letztlich soll der Begriff Überwachung auch nicht darauf verkürzt werden, dass es sich hierbei nur um soziale Kontrolle mit modernen, vor allem digitalen Technologien handelt. Die ohnehin stattfindende Informatisierung von Gesellschaft in vielen Bereichen ist kein Grund, eine Kamera synonym mit Überwachung zu setzen oder bei jeder Datenbank gleich an Rasterfahndung zu denken. Gegenwärtige Dis-

kussionen über Datenschutz, Biometrie, Kriminalität und Terrorabwehr legen eine solche Vermutung nahe. So allerdings würde ich nur auf die Symptome schauen ohne zu versuchen zu verstehen, was Überwachung im Besonderen ausmacht und wie es in die gesellschaftliche Dynamik eingreift oder diese in einigen Bereichen erst möglich macht. In diesem Kapitel geht es deshalb darum zu diskutieren, was Überwachung ist, welche Formen sie annehmen kann und welche Konsequenzen die jeweiligen Formen dabei jeweils haben. Kann Überwachung generell als eine Folie oder Perspektive für die Untersuchung von Gesellschaft verwendet werden?

4.1 Was ist Überwachung?

Vigilare – wachen – überwachen

Überwachung und darüber gesteuerte Kontrolle sind nicht das Produkt der Moderne oder des modernen Verwaltungsstaates, wie er sich mit der Entstehung der Nationalstaaten im 18. und 19. Jahrhundert herausgebildet hat. Auch wenn eine Verbindung gerade damit und vor allem aus heutiger Sicht am plausibelsten gezogen werden kann. Ich möchte argumentieren, dass überwachen und damit verbunden Kontrolle (hier nicht weiter spezifiziert) zu den grundlegenden gesellschaftlichen Praktiken gehören, welche in unterschiedlicher Form ein Aspekt des Sozialen an sich sind. Der Nationalstaat hat sich allerdings in besonderer Weise auf die administrativen Formen der Überwachung, der Bestrafung, Kontrolle und der panoptischen Disziplinierung gestützt, z.B. in vielen durch ihn begründeten oder verfeinerten Institutionen (vgl. u.a. Foucault 1994/1976), und damit entgegen der ihm vorausgehenden Gesellschaftsformationen (Reiche, Feudalgesellschaften, segmentäre, akephale Gesellschaften) eine unvergleichbare Durchsetzungskraft über eine vergleichsweise große Mitgliederanzahl vor allem nach Innen entwickeln können.

Überwachung, so meine Ausgangsüberlegung ist ein *fait social total* – d.h. eine Tatsache „*die die Gesellschaft und ihre Institutionen in ihrer Totalität in Gang halten*“ kann (vgl. Mauss 1989: 137f; auch Hennaff 2009 185ff). Während Mauss' Überlegungen an Betrachtungen der Gabe und des Tausches anschließen und diese als wirtschaftliche, religiöse, juristische oder morphologische Phänomene begreift, so ist das analog auch für das Phänomen der Überwachung möglich: Überwachung berührt sowohl das juristische System als auch Teile religiöser Strukturen im Sinne einer sozialen Kontrolle, die u.a. über den Verweis an ein göttliches Wesen hergeleitet wird; die binäre Aufteilung von Überwachung in Kontrolle und Fürsorge verweist auf ihren gesellschaftlich integrativen und morphologischen Charakter (wobei negative Um-

kehrungen dieses Verhältnis nicht widerlegen); die Kategorien, mit denen Überwachungspraxen überhaupt erst sinnvoll innerhalb ihrer eigenen Logik funktionieren können, produzieren unterschiedliche soziale Gruppen; und nicht zuletzt kann über die Verfügung über Kontroll- und Überwachungsmaßnahmen Macht ausgeübt werden, und entsprechend der Reichweite dieser wie auch immer ausgeformten Macht, kann Überwachung alle gesellschaftlichen Sphären berühren.

Durch diese Auffassung werden eine Reihe bestimmter Praktiken des Beobachtens zum zentralen Aspekt von Gesellschaft, die sich durch die zielgerichtete Perspektive vom bloßen Sehen, Hinschauen oder eben dem zweckfreien Beobachten unterscheiden. Beobachten deshalb, weil es der etymologische Kern des Wortes *surveillance* / über-wachen ist, welches sich vom lateinischen *vigilare* (wachen) ableitet. Dort wird es hauptsächlich als die Überwachung von Kranken oder das Wachen bei einem Kranken benutzt (auch als das Durchwachen einer Nacht im Sinne von „zu wenig Schlaf“, vgl. Kluge 2002). In der Wandlung hat es dann aber die Bedeutung angenommen, welche die gezielte Beobachtung von Personen oder Umwelt zu ihrer Kontrolle und zur kontrollierenden Überprüfung meint – um zu kontrollieren, zu disziplinieren, um zu helfen oder zu schützen. Dieses gilt insbesondere für moderne und postmoderne Gesellschaften, ist aber als Phänomen nicht darauf beschränkt, sondern vielmehr Teil des bereits skizzierten Dilemmas menschlicher Erkenntnis und der Kompensation und Überbrückung der sich auftuenden Lücke zwischen bekannter und unbekannter Welt.

Für die Moderne wurde Überwachung zu einem der wichtigen und bestimmenden Merkmale, ohne welches diese nicht eine solche Dynamik hätte entfalten können. Insbesondere in Verbindung mit dem Nationalstaat rückten bestimmte Formen der Überwachung, Steuerung und Kontrolle in den Vordergrund – vor allem solche, die mit der Theorie des Panopticons beschrieben worden sind. So hätten nationalstaatlich mobilisierte Identitäten und deren Organisation auf einem weiträumigen Territorium ohne eine entsprechende Administration und deren verschiedene Institutionen nicht durchgesetzt werden oder sich entwickeln können. Überwachung und Kontrolle waren dort Teile der administrativen Expansion des Nationalstaates (Giddens 1988: 180f, 238; 1996: 77f, 206) und integrale Bestandteile der Macht- und Herrschaftssicherung durch den Staat und seine Institutionen – z.B. in Form von Sprachstandardisierungen (vgl. Anderson 1996), Kartierungen (vgl. Laughlin 2001: 227ff; Calhoun 2007: 74f) oder ethnischen Klassifizierungen (vgl. Hobsbawm 1991; Gellner 1991; Smith 1995; Zurawski 2000; Calhoun 2007).

Trotz der Weiterentwicklung des Systems der Nationen, welches durch regionale und globale Zusammenschlüsse auch dessen teilweise Erosion bedeutet, bleiben die gleichen Mechanismen, die innerhalb nationalstaatlicher Systeme wichtig waren, bestehen. Sie haben sich inzwischen ausgedehnt und dienen innerhalb eines global operierenden Warenwirtschafts- und Politiksys-

tems zu deren Erhaltung (vgl. u.a. Stolle & Singelstein 2006), auch wenn die Macht des alten Systems durch Globalisierung und neue Vernetzungen an manchen Stellen inzwischen aufgeweicht wurde. Gerade die Instrumente, die zu einer Aufweichung geführt haben – neue Informationsnetze und technische als auch administrative Strukturen – entwickeln sich nun zu wichtigen Bestandteilen neuer Kontroll- und Überwachungsregime, die sich nicht mehr mit dem panoptischen Paradigma analysieren lassen, wie es im Anschluss an Foucault die Diskussion bis heute bestimmt hat (vgl. Haggerty 2006).

Informationstechnische Vernetzungen wie sie durch die Internet-Technologie und durch vor 30 Jahren noch unvorstellbare Computerkapazitäten möglich wurden, haben u.a. die Polizeiarbeit in Bezug auf vorausschauende Kontrolle, Profiling oder Formen der Fahndung revolutioniert (vgl. Norris 2007; Töpfer 2008). Neue und seit dem Ende des Kalten Krieges intensiviertere inter- und supra-nationale Bündnisse oder administrative Einheiten, wie z.B. die EU in ihrer heutigen Form, haben auch dazu beigetragen, dass die bisher auf nationalen Territorien beschränkten administrativ organisierten Überwachungs- und Kontrollstrukturen nun nicht mehr auf ein solch eng umgrenztes Territorium beschränkt sind. In Zweifelsfall ist das Gebiet der Überwachung die ganze Welt, bedenkt man die technischen Möglichkeiten von Satelliten und dem Internet sowie die (macht-) politischen Verschränkungen und neuen Sicherheitsregime, auch, aber nicht nur im Anschluss an den 11. September 2001. Es hat sich nicht nur das Maß von Überwachung erhöht, sondern auch die Art der Aufmerksamkeiten und die Formen der Überwachungsmechanismen verschoben. Während es bei Giddens um die administrativen Akte ging, für die die Informationen über einen Bürger gespeichert und verwendet wurden und in Foucaults panoptischer Perspektive um die institutionellen Zwänge, sind eine Reihe von neuen Datensammlungen und Überwachungslogiken dazu gekommen, die algorithmisch und dabei nicht zwingend nationalstaatlich, hierarchisch, wohl aber auch am Erhalt von Macht und bestimmten Strukturen von Herrschaft orientiert sind. Diese Ausführungen zeigen zwar deutlich die Verbindungen von administrativer Herrschaft im Zuge der Etablierung von Nationalstaaten als vorherrschender Form ideologisch-administrativer Verfassung von Staaten, daraus darf sich aber nicht die Schlussfolgerung ergeben, dass Überwachung damit erst beginnt oder gar mit dem Fokus auf den Staat endet. Es findet hier eine enorme Intensivierung statt, die eine weitere Ebene mit der Informatisierung von Gesellschaft und der allgemeinen Globalisierung erklimmt. Noch soll der Eindruck entstehen, dass Überwachung allein auf staatlicher Verwaltungsmacht beruht und damit vor allem die panoptische Variante, wie sie im Anschluss an Foucault Karriere gemacht hat, den Kern von Überwachung darstellt (vgl. Lyon 2006; Haggerty 2006). Dazu sind die Phänomene, die man alltagssprachlich als Überwachung bezeichnet, zu konträr, als dass ein einziger Begriff diese Vielfalt der Erscheinungsweisen fassen könnte. Das gilt sowohl hinsichtlich der Form der Technologien, wie

der Ziele und Subjekte von Überwachung als auch in Bezug zu ihrer unterschiedlichen Einbettung in Herrschafts- und Machtregime, wobei letztere nicht das maßgebliche oder grundsätzliche Kriterium für eine Definition oder analytischen Rahmen von Überwachung sind.

Ohne eine eindeutige Definition aufbieten zu können, fällt es zunächst schwer klar zu machen, warum Überwachung grundlegend für eine Gesellschaft sein kann. Die Frage ist allerdings, ob es tatsächlich möglich ist, eine Definition von Überwachung zu finden, die sowohl die panoptischen Varianten als auch eher netzwerkartige Modi, die strafenden als auch die vergnüglichen Formen umfassen kann. Es scheint mir in diesem Fall passender, nach Faktoren zu suchen, die Überwachung ausmachen, die konstitutiv für sie sind und auf diesem Wege zu einer negativen Begriffsbestimmung zu kommen – nämlich wo die definitorischen Grenzen des Phänomens liegen könnten. Dieses ist nötig, um der Gefahr zu entgehen alles als Überwachung zu bezeichnen – vor allem dann, wenn in dem Wort die durch die panoptische Variante negativ geprägte Konnotation vorherrschend ist. Ob panoptisch oder nicht – Überwachen hat in seinem Kern etwas damit zu tun, „über jemanden oder etwas zu wachen“, einen Blick oder eine andere Form der Aufmerksamkeit auf jemanden oder etwas gerichtet zu haben, was in kontrollierender, beeinflussender oder aufklärender und vorausschauender Absicht geschehen kann.

Formen des Beobachtens, der Überwachung letztlich mit dem Ziel der Kontrolle oder des Monitoring sind nichts Neues und weder ein Produkt der Moderne, noch zwingend an die Existenz von Technologien gebunden (Lyon 2004). Überwachung geht dabei über die populären Assoziationen der Kriminalitätskontrolle und nationaler Sicherheit hinaus (Marx 2005). Auf die Rolle und die Bedeutung des Auges, des elementaren Sinnesorgans der Beobachtung, haben vor allem kulturgeschichtliche Perspektiven hingewiesen. Thomas Kleinspehn (1989) hat dargestellt, wie sich die Rolle des Auges und des Sehens in der Neuzeit verändert hat. Das Auge als eines der wichtigsten Sinnesorgane erfuhr eine Wandlung vom passiven, bloß aufnehmenden Organ hin zu einem aktiven, kontrollierenden Faktor der Macht, Beobachtung und Überwachung. Es geht nicht länger nur um das Sehen, sondern auch um das Gesehenwerden (ebd.:77). Der Blick, die Richtung des Blickes unterscheidet zwischen einem Subjekt und einem Objekt und konstituiert eine Identität (vgl. auch Habermas 1981:7ff). Der Blick wird zu einem Teil der Kontrolle (Kleinspehn 1989:132). Die symbol-geschichtliche Betrachtung zeigt, wie sich die Verwendung des Symbols Auge über die Jahrhunderte verändert hat (Henatsch 2004; auch Kammerer 2008: 103ff). Vom sehenden und omnipräsenten göttlichen Auge über den „aufklärerischen“ Blick des Auges im 18. Jahrhundert, ist es in der Gegenwart, unter den Bedingungen aktueller biometrischer Technologien, zum Träger der personalen Identität geworden, wenn mit einem Iris-Scan die Identität eines Menschen unzweideutig festgestellt werden soll (ebd.:11). Das Auge ist damit nicht länger auf die Außenwelt ge-

richtet, sondern ermöglicht inzwischen Anderen den Blick in das eigene Innere mit dem Ziel der Kontrolle und Überwachung (ebd.:11). Die „Gefährlichkeit“ des Sehens, im Sinne der Verlängerung und Übertragung des Blickes auf das Zielfernrohr eines Gewehres, ist für gewalttätige Konflikte von Bedeutung. Feldman zeigt am Beispiel Nordirlands, wie das Sehen, die Kontrolle des Blickes in der Situation eines Konfliktes bewertet werden kann (Feldman 1997; auch Zurawski 2005). Mit der Gleichung „*Seeing is killing*“ beschreibt er die Macht des Blickes, des Beobachtens und der Identität im Zusammenhang mit terroristischer Gewalt in einem eng umgrenzten urbanen Raum. Sehen, Beobachten als Essenz von Überwachung und Kontrolle gewinnt unter Bedingungen von Macht, Ausgrenzung und möglicher Vernichtung eine erschreckende Bedeutung. Die Umkehrung des Blickes, die Sichtbarkeit, die Möglichkeit gesehen zu werden bedeutet demnach Verletzlichkeit, Schutzlosigkeit, ausgeliefert sein. So sind hohe Zäune und andere (private) Sicherungsvorrichtungen und die Überwachung von Zugängen nicht zufällig eng an die Überwachung und Kontrolle der Öffentlichkeit, des Nicht-Privaten gekoppelt (z.B. in *gated communities* und ähnlichen Abschottungsformen sozialer Gruppen oder in Konfliktgebieten). Dennoch bleiben auch damit zwei Fragen ungeklärt, nämlich ob jeder Blick, jede Art der Aufmerksamkeit Überwachung bedeutet und warum Überwachung für eine soziale Formation so grundlegend ist, wie ich wiederholt formuliert habe?

Panopticon und anderes Theoretisches

In der Literatur, die sich mit dem Phänomen Überwachung befasst, gibt es einerseits eine große Anzahl an theoretischen Ansätzen, die zu erklären versuchen, wie Überwachung aussieht, welche Form sie annehmen kann oder wie sie sich warum wandelt. Es gibt aber kaum eine Definition, die versucht, grundlegend das Phänomen zu beschreiben. Überwachung entzieht sich also einer eindeutigen Definition, welche dennoch hilfreich sein könnte, wenn man das Phänomen als analytische Kategorie nutzen möchte, um damit z.B. die Formen und Ausprägungen von Überwachung heute und historisch einzuordnen. Es sei vorausgeschickt, dass Überwachung weder das Panopticon ist, noch damit beginnt oder gar endet – auch wenn Foucaults Werk zu dem am häufigsten zitierten und sein Konzept fast ein Standard vieler komplexer, aber auch sehr einfacher Sichtweisen von Überwachungspraxen und ihren Technologien ist (vgl. Foucault 1976/1994). Dennoch kombiniert Foucault in seiner Analyse gesellschaftlicher Disziplinierung im Anschluss an die Ideen des britischen Sozialreformers Jeremy Bentham und dessen Ideen des Panopticons zwei Dinge, die wesentlich sind für viele Formen der Überwachung: Wissen und Macht – wobei Überwachung sich aus der Kombination der beiden in unterschiedlichen sozialen und institutionellen Konstellationen ergibt. Bei Foucault ist es jedoch immer das Panopticon, der zentrale Blick, der

durch die gestörte Reziprozität zur Selbst-Disziplinierung des Insassen oder der Objekte des überwachenden Blickes wird. Die Kritik an diesem Modell, vor allem die Frage, ob es in der oft konstatierten Absolutheit noch zeitgemäß ist und auf alle Phänomene von Überwachung, Monitoring, Steuerung (*social engineering*, vgl. auch Krasmann 2004:167) oder sozialer Kontrolle anzuwenden ist, wird intensiv diskutiert (vgl. Haggerty & Ericson 2000; Haggerty 2006; Lyon 2006; Kammerer 2008). Der populärste Gegenentwurf zum Panopticon oder seiner Nachfolger sind die rhizomatischen Netzwerke der Deleuze'schen Kontrollgesellschaft, die Kontrolle nicht mehr zentral und disziplinierend, sondern de-territorialisiert und die Kontrolle nicht auf Zwang, sondern auf Verführung begründet (Lyon 2006; Bogard 2006; Kammerer 2008). Die *surveillant assemblage* (Haggerty & Ericson 2000; Bogard 2006) ist das prägende Bild dieser Art von Überwachung – verstanden als eine Maschine, welche menschliche Körper von ihren räumlichen Fixierungen löst und in eine Reihe unterschiedlicher, separater Ströme wandelt. So transformiert existieren Menschen dann als Daten-Double oder Hyper-Realität (Bogard 1996) in einer Netzwerkstruktur informationstechnischer Apparate, in denen Sinn dann erst wieder neu und beliebig re-kombinierbar geschaffen wird. (vgl. Lyon 2007; Haggerty 2006; Bogard 2006).

Ziel dieser Simulationen solcher Hyper-Realitäten ist die vorausseilende Risikokontrolle, das Ausschließen von möglichen Gefahrenszenarien soweit im Vorwege, dass ein Einschreiten angesichts tatsächlicher Gefahren überflüssig wird. Räumliche Bezüge werden hier über die Risikoräume einer simulierten Überwachung hergestellt. Sie können in der Konsequenz Diskurssteuernd wirken. So geschaffene räumliche Anordnungen sind elementar für Überwachungspraktiken, da über sie Ein- und Ausschlüsse definiert werden, denn die Beschaffenheit der Räume definiert auch den Kreis der überwachten Zielpersonen bzw. die Risikogruppe, die es im Vorwege abzuwehren gilt.

Andere alternative Konzepte zum Panopticon sind vielfältig – vom Super-Panopticon (Poster) über das Ban-Opticon (Bigo) bis hin zum Synopticon (Mathiesen) und variieren oder verwerfen das ursprüngliche Modell in unterschiedlichster Form (für alle Begriffe vgl. Haggerty 2006: 26). Dennoch beschreiben sie alle weitgehend nur Formen und Modi der Überwachung in Variationen, die im Original-Panopticon nicht erfüllt sind oder hiermit erweitert werden. So hilfreich sie auch sind, um Überwachung in bestimmten sozialen Kontexten und Formationen zu erklären und die panoptischen Grundannahmen des Gefängnismodells umzukehren, zu erweitern oder mit neuen Ansätzen der sozialen Wirklichkeit näher zu bringen, sie erklären selten Grundlegendes zu Überwachung – also worum es im Kern geht, unabhängig von einer Technologie, einer Regierungsform oder einer gesellschaftlichen Formation. Haggertys Versuch, über das Panopticon hinauszuschauen, es gemäß des Aufsatz-Titels „einzureißen“ („*tear down the walls: on demolishing the panopticon*“, 2006), liefert Kategorien, mit denen man einzelnen wichtigen As-

pekten von Überwachung nachgehen kann und so Antworten auf grundlegende Fragen näher kommt.

Haggerty teilt seine Analyse ein, indem er jeweils nach den Gründen, Zielen, den Akteuren und der Dynamik von Überwachung und außerdem nach den Hierarchien von Sichtbarkeit fragt. Die wichtigen Punkte, die mit dieser Analyse hervorgehoben werden, sind zum einen, dass Überwachung zwar in der Regel einen Grund hat, was aber nicht heißt, dass sich daraus nicht andere nicht-intendierte Nebeneffekte oder Anwendungen ergeben können, an die bei der ursprünglichen Maßnahme niemand gedacht hat (der so genannte *function creep*, vgl. Haggerty & Ericson 2006). Weiterhin wird deutlich, dass Überwachung nach differenzierten theoretischen Betrachtungsweisen verlangt, da es sich bei den Zielen um so unterschiedliche Dinge wie die Agrarüberwachung per Satellit, medizinische Überwachungsstudien von Krankheiten bzw. der Entwicklung von Keimen oder eben der visuellen Beobachtung der Bevölkerung auf einer beliebigen Straße handeln kann. Letztlich kritisiert Haggerty die oft verengte Sichtweise von Überwachung als Form des Regierens oder Technik der Herrschaft, als eine Sichtweise, die jeder Form von Überwachung von vornherein kritisch gegenüber steht. Dass sich mit dem routinemäßigen Sehen, dem zielgerichteten Beobachten, der bewussten Überwachung auch Lust und Spaß erzeugen lassen – sowohl für Beobachter als auch für die Objekte des Blickes, die dann vielleicht gar keine Objekte mehr sind – wird mit dieser herrschaftskritischen Sichtweise vergessen (vgl. auch Haggerty 2006: 36f). Diese Einwände sprechen weder gegen eine kritische Herangehensweise, noch dagegen, dass wir neue Ansätze und Modelle zum analytischen Verstehen entwickeln und benutzen, um Phänomene von Herrschaft, Überwachung oder Kontrolle, durch z.B. die zunehmende Einflussnahme digitaler Netzwerke oder gentechnischer Verfahren, auf unsere Gesellschaften und uns als Individuum untersuchen und beschreiben. Bennett (2008: 12ff) hat eine auf die Rollen bezogene Definition von Überwachung entworfen, bei der nur die Beobachtung von Individuen durch Organisationen Überwachung genannt wird, während andere Konstellationen nicht darunter fallen:

Abbildung 6: Rollen der Überwachung (aus: Bennett 2008)

<i>Watchers</i>		
<i>Watched</i>	Organisations	Individuals
Organisations	1. Oversight	3. Sousveillance
Individuals	2 Surveillance	4. Peer Monitoring

Diese Typologie hat den Vorteil einer Trennschärfe zwischen verschiedenen Arten von Überwachung im Hinblick auf die Beschaffenheit der Akteure und ihrer Beziehungen untereinander. Feld 2 allein wäre dann die Art der Überwachung, die mit dem panoptischen Blick in Verbindung gebracht werden kann. Die anderen Beziehungen zeigen deutlich, dass das Panopticon Grenzen hinsichtlich seiner Erklärungstragweite hat. Feld 4 würde dann auch Dinge wie soziale Kontrolle und andere oft auf Gegenseitigkeit beruhende „laterale“ Beobachtung beinhalten. Der Mensch und seine institutionellen Formen der Überwachung stehen nach dieser Typologie im Mittelpunkt, seine Beeinflussung oder Steuerung bzw. Management könnten als das Ziel formuliert werden. Auch wenn eine solche Einteilung das Problem einer klaren Definition nicht löst, denn auch hier bleiben zu viele ungeklärte Verhältnisse unberücksichtigt, so hat sie doch den Vorteil, nicht zu sehr auf moderne Gesellschaften und Technologie verengt zu sein. Denn theoretische Ansätze von Überwachung haben fast ausschließlich moderne Gesellschaften und ihren Wandel im Blick, und beschreiben damit hauptsächlich den Wandel der Überwachungsregime und Praktiken zu einer postmodernen Gesellschaft – vom Panopticon zur Assemblage. Es fehlt ein Erklärungsansatz, wieso menschliche Gesellschaften Überwachung überhaupt in ihrem sozialen Repertoire haben und offenbar andauernd haben wollen.

Die Etablierung und Sicherung von Herrschaft wäre eine Erklärung, die jedoch übersehen könnte, dass auch auf Gleichheit ausgerichtete Gesellschaften Formen der Überwachung und sozialen Kontrolle kennen – oftmals sogar als Mittel, um einer Herrschaftsbildung vorzubeugen. Die Mechanismen sozialer Kontrolle in nicht-staatlichen Gesellschaftsformen, z.B. akephalen Gesellschaften, basiert ebenso auf dem Prinzip der Beobachtung und Überwachung der anderen mit dem Ziel der Kontrolle von Normabweichungen von Regeln, welche sich die Gesellschaft selbst gegeben hat und über deren Einhaltung sie ebenfalls wacht. Hexerei (vgl. u.a. Kapferer 1997), öffentliches Anprangern und andere Mittel der sozialen Kontrolle haben schon immer, auch ohne eine staatliche Herrschaft (vgl. auch Hess 1983: 104f; auch Gluckmann 1989), für die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung gesorgt – und dabei gleichzeitig zentrale Machtbildungen verhindert (vgl. Clastres 1976; Sigris 1989: 146ff, 1994; Wagner 2005). Überwachung stellt hier ein Mittel zur Erzeugung von Gleichheit und Gerechtigkeit dar – und ist die disziplinierende Maßnahme, wie sie auch für Foucaults Thesen bestimmend sind. Die Regeln können dabei über Rituale z.B. in Initiationen vermittelt werden, denn sie sind auch ein konstitutiver Teil einer kollektiven Identität (vgl. auch Assmann 2000: 56). Die nicht selten in solchen Ritualen verankerten Gewaltakte mögen auch als vorausgenommene Formen einer Disziplinierung gesehen werden, in dem die Identität der Gruppe, ihre Gesetze (wie etwa in Kafkas „Strafkolonie“ 1989: 100ff) sowie die Zugehörigkeit über den Körper eingeschrieben werden. (vgl. u.a. Foucault 1994; 174ff; Clastres

1994; Bloch 1986; Aijmer 2000). Die historischen, sozialen und politischen Dimensionen von Überwachung lassen es zu, zunächst die kursorische Definition des Phänomens Überwachung „*der Schaffung, Steuerung und Erhaltung gesellschaftlicher Ordnung*“ (in Anlehnung an Lyon 2007) beizubehalten. Damit bleibt auch die Möglichkeit herrschaftskritischer Ansätze erhalten sowie die Analyse von Machtverhältnissen hinter den Kräften dieser Ordnungsleistungen. In diesem Zusammenhang wäre auch ein ganz anderer anthropologischer Rückgriff von Interesse, der hier nicht unerwähnt bleiben soll. In Anlehnung an René Girard und seine Theorie der mimetischen Gewalt als Ursprungssituation von Gesellschaft, Normen und Recht, ließe sich Überwachung auch als ursächlich notwendig für menschliche Gesellschaften beschreiben. In diesem Sinne wäre Überwachung eine Abwehrhandlung zur Eindämmung einer Übermacht des anderen und die gegenseitige Beobachtung eine mimetische Handlung, eine gegenseitige soziale Kontrolle, um den jeweils anderen im Hinblick auf das gleichermaßen begehrte Objekt der mimetischen Begierde in Schach zu halten (vgl. Girard 1992/1972; Gans 1981). Trotz der Kritik, die es an den Theorien von Girard (vgl. u.a. Zurawski 2000) gibt, bietet sich hier die Möglichkeit einer grundlegenden anthropologischen Erklärung, mit der deutlich gemacht werden kann, dass Überwachung weder von Technik abhängig oder bestimmt, noch allein eine Machtoption ist, sondern diese beiden Aspekte an etwas anschließen, das als soziales Phänomen ohnehin vorhanden ist. Überwachung ist elementarer Teil von Strategien, mit denen das eigene Weltbild abgesichert, mit denen das (eigene) Verhältnis zur Welt kontrolliert und gesteuert werden kann. So beschrieben werden viele Aktivitäten und Maßnahmen nicht als Überwachung wahrgenommen, sondern als Sicherung, als Recht, als Schutz oder Prävention, deren Objekte definiert sind. Überwachung als soziologische oder anthropologische Kategorie besitzt in der Alltagswahrnehmung einen anderen Stellenwert. Oftmals lässt sich die hier gemachte Definition nur auf Aspekte anwenden, die als Teil sozialer Praxen oder sozialen Handelns gar nicht als Überwachung oder Kontrolle beschrieben werden. Das trifft z.B. auf die Foucault'schen Technologien des Selbst oder der Macht zu, aber auch auf konkrete Kontrollmaßnahmen, wie biometrische Verfahren oder bestimmte Aspekte von Kameraüberwachung, die als Sicherheitstechnologien wahrgenommen werden. Damit fehlt der als negativ empfundene überwachende, fremdbestimmte und freiheitseinschränkende Charakter, der im Begriff Überwachung alltagssprachlich mit-schwingt. Auch wenn der ambivalente Charakter von Überwachung im Alltag dessen Wahrnehmung erschwert, so ist es dennoch möglich, eine operative Definition zu finden, mit der sich das Phänomen für eine Analyse klar fassen lässt.

Damit komme ich noch einmal auf die von Lyon vorgeschlagene Definition zurück, die in ihrer erweiterten Form über den Versuch einer auf die Moderne orientierten Erklärung hinausgeht (vgl. Lyon 2007: 14ff, ähnlich auch

2001: 4). Er schlägt vor Überwachung als die fokussierte, systematische und routinemäßige Aufmerksamkeit gegenüber persönlichen Details zu betrachten um so zu beeinflussen, zu managen, zu schützen oder zu leiten. Überwachung ist am Ende auf Individuen gerichtet – auch wenn es sich um aggregierte Daten dieser Individuen handelt – hat ein Ziel und sollte weder als schlecht, noch generell unsozial betrachtet werden. Überwachung ist eine Ansammlung von Praktiken und im Zusammenhang mit Machtverhältnissen zu sehen, welche die Beobachter privilegieren. Lyon Interesse ist auf die Konsequenzen von Überwachung in modernen Gesellschaften sowie ihre potenziellen Effekte gerichtet (ebd. 2007: 47). Damit hat Lyon einen deutlich grundsätzlicheren Definitionsansatz formuliert, der eingeschränkt wird durch die Fokussierung auf Technologien und den Ansatz der sozialen Auslese (*social sorting*), einer eher an Macht- und Ungleichheitsfragen interessierten Fragestellung. Ich möchte diesen Ansatz an einigen Punkten ergänzen. Überwachung, die Beobachtung als systematisch und routinemäßige Tätigkeit, ist nicht nur auf persönliche Daten, Menschen oder Gruppen von Menschen orientiert (vgl. auch Haggerty 2006). Letztere sind allerdings ausschließlich die Beobachter – wenn auch oftmals vertreten durch Maschinen und technische Statthalter, die unabhängig von Personen operieren, jedoch nicht ohne von diesen eingesetzt zu werden. Die Überwachung der Umwelt ist ähnlich bedeutend, denn auch mit ihr und den natürlichen Folgen und den Konsequenzen menschlicher Einflussnahmen müssen sich Gesellschaften und ihre Mitglieder auseinandersetzen (vgl. z.B. Monmonier 1997; auch Davis 1999). Dazu braucht es Informationen, die über den bloßen Blick in den Himmel hinaus gehen. Deshalb handelt Überwachung grundsätzlich von der Beobachtung und Überprüfung des Unbekannten, der eigenen Zukunft und dessen, was nicht vertraut ist und deshalb potenziell gefährlich sein mag. Das schließt weder die Existenz von lustvollen, positiven Varianten der Überwachung aus, wie sie Haggerty einfordert, noch die Möglichkeit, Überwachung als Macht und Herrschaftsstrategie zu analysieren.

Die Annahme hier ist, dass Überwachung eine Strategie der Überwindung des menschlichen Dilemmas ist, das sich darin ausdrückt, dass immer Teile der Welt unbekannt bleiben – auch wenn Gesellschaften und Individuen beständig davon ausgehen werden, diese Lücke tatsächlich schließen zu können. Indem die Umwelt, andere soziale Gruppen oder Individuen überwacht werden, wirken die unterschiedlichsten Strategien der Überwachung gleichzeitig als soziale Dynamik sowie als Regel- und Kontrollkraft in einer sozialen Gruppe oder Gesellschaft. Diese Sichtweise von Überwachung ist weder an eine Gesellschaftsform, noch an wie auch immer geartete technische Umsetzungen von Überwachung gebunden, da das Unbekannte selbst ein elementarer Bestandteil jeder Gesellschaft ist. Und dabei ist es gleich, ob es ein genuines Unbekanntes ist („hinter dem Berg“) oder ein konstruiertes Unbekanntes, um damit Überwachungsmaßnahmen zu begründen, wie z.B. eine

ständige äußere Gefahr. Als deren letzte Inkarnation kann man u.a. den viel beschworenen internationalen Terrorismus einordnen, ohne die sozialen und politischen Realitäten von Anschlägen und Terrorbewegungen negieren oder klein reden zu wollen.

Überwachung als soziale Kontrolle

Überwachung und Kontrolle sind aneinander gekoppelt – nicht nur in modernen Gesellschaften und nicht ausschließlich in Verbindung mit den Technologien der Überwachung, welche gegenwärtig im Mittelpunkt vieler Diskussionen stehen (Kameras, RFID-Chips, biometrische Daten). Aber sie sind nicht notwendigerweise deckungsgleich, dennoch kommen sie oft in Kombination bzw. als Grund oder Konsequenz des jeweils anderen vor.

Die Erschließung des Unbekannten und die Kartierung der Umwelt, der Lebenswelt, der Gesellschaft und der sozialen Beziehungen sind Teil von Überwachung. Alle diese Prozesse sind zielgerichtet, eine ihrer grundsätzlichen Qualitäten, die sie mit Überwachung in Verbindung bringen. Welche Überwachungsstrategien auch immer angewendet werden – egal ob technisch oder nicht-technisch – die Welt wird mit ihnen geordnet und es wird versucht, das darin Unbekannte zu erkunden, zu kontrollieren oder zu beherrschen. Überwachung ist somit konstitutiv für ein Weltbild, welches sowohl Ergebnis als auch Ursprung sowie das argumentative Rückgrat von Überwachung an sich ist. Indem das Unbekannte erkundet oder aber mit einem Weltbild eine Brücke zu dem noch Unbekannten gebildet wird, wird Identität geschaffen bzw. erhalten, da auch das eigene Verhältnis von Individuen, aber noch wichtiger das von Gruppen zu anderen und zur Umwelt, darüber bestimmt wird. Es wird ein Innen und ein Außen geschaffen, welche beide die Objekte von Überwachung werden können. Im Falle des Innen kann diese Kontrolle zielgerichtet sein – Überwachung – oder als Teil der Regeln der Gruppe/Gemeinschaft/ Gesellschaft existieren, mithin als soziale Kontrolle, die nicht zwingend systematisch, routinemäßig und zielgerichtet sein muss, wie Lyons Definition für Überwachung es festlegen würde. Das Außen wird in jedem Fall überwacht, da es potentiell als unbekannt oder gefährlich gilt (vgl. auch Zurawski 2005, über den Zusammenhang von Innen- und Außenüberwachung in Nordirland; auch Zureik 2010). Die Grenzen zwischen Überwachung und sozialer Kontrolle sind fließend, es lässt sich aber jeweils ein Kern ausmachen, mit dem man das jeweilige Phänomen beschreiben kann. Es bleibt trotz des grundsätzlichen Argumentes hier unstrittig, dass sich Überwachung durch den Einsatz von Technologien immer weiterentwickelt und Gesellschaften vor immer neue Herausforderungen gestellt hat, auch was die Kontrolle und Überwachung des Unbekannten angeht – etwas, das sich heute auch in uns selbst befinden kann, in unseren Gehirnen, unseren Genen und unserem Verhalten. All dieses wird ebenfalls zunehmend kontrolliert, vielfach durch das,

was Staples (1997: 3) die „*pedantischen (meticulous) Rituale der Macht*“ nannte, welche sich in unseren Alltag eingeschlichen haben und so gut wie omnipräsent sind, dass er eine Kultur der Überwachung heraufziehen sah. Diese Kultur der Überwachung hat sich seitdem verändert, ist aber nicht verschwunden, sondern greift in neuen Formen verstärkt in viele Aspekte unseres Lebens ein. Wie alles ist auch Überwachung kein absolutes Phänomen, sondern besteht entlang eines Kontinuums, welches von „weichen“ bis hin zu „harten“ Formen der Vorausschau, Kontrolle, des Monitoring und der Steuerung reicht, an dessen extremen Ende sicherlich auch die Überschreitung einer körperlichen Grenze und somit die Verletzung und Inbesitznahme des Körpers steht. Soziale Kontrolle ist einer der wichtigen Aspekte auf diesem Kontinuum.

Auch wenn die Bedeutungen und Eigenschaften der Phänomene soziale Kontrolle und Überwachung eng beieinander liegen, so bezeichnen sie nicht zwangsläufig dasselbe. Überwachung kann Teil sozialer Kontrolle sein, muss es aber nicht. Und umgekehrt ist soziale Kontrolle nicht immer zielgerichtet und systematisch und beschreibt somit etwas Eigenständiges, das nicht Überwachung ist. Die Überwachung des Wetters ist keine soziale Kontrolle, ebenso wenig die Sammlung von Daten – z.B. die Überwachung der Erde durch Satelliten zur vorausschauenden Kontrolle des Wetters im Hinblick auf die Abwehr von Naturkatastrophen (was sie eigentlich nur sind, weil Menschen dabei zu schaden kommen können. Abgewehrt werden also streng genommen nur die Effekte dieser Ereignisse, z.B. durch rechtzeitige Evakuierung oder besseren Deichschutz). Mit entsprechenden Sammlungen können Formen der sozialen Kontrolle ausgeübt oder unterstützt werden, sie sind es aber nicht per se. Wohl sind sie Teil von Überwachung oder eine Überwachungspraxis an sich, wenn auch keine, die sich mit der klassischen Metapher des Sehens versinnbildlichend darstellen ließe.

Überwachung erfordert, wie ich bereits argumentiert habe, nicht zwingend die Existenz einer Form übergeordneter und systematischer (sozialer) Kontrolle. Und soziale Kontrolle bedeutet nicht zwangsläufig eine systematische Überwachung, die sich auf ein Objekt konzentriert und geleitet durch externe Kategorien und Klassifizierungen bewertet und entsprechend Handlungen auslöst. Überwachung als soziale Kontrolle bedeutet, einen bestimmten Ausschnittsbereich sozialen Lebens zu benennen, in dem Überwachung stattfindet. Die zuvor beklagte Ungenauigkeit fällt dann weg, denn es ginge in diesem Fall konkret um die Überwachung von Menschen durch Menschen, die auch über Technik vermittelt sein kann. Schwierig an der möglichen Verbindung mag allein sein, dass der Begriff der sozialen Kontrolle selbst nicht eindeutig definiert ist und als ein soziologischer Grundbegriff viel diskutiert ist (vgl. für eine tiefere Geschichte Scheerer 2000:153ff). Vor allem in Verbindung mit abweichendem Verhalten spielt der Begriff eine zentrale Rolle. Abweichendes Verhalten darf dabei nicht nur in einem krimi-

nologisch-strafrechtlichen Sinn verstanden werden, sondern muss sich auf Normverletzungen ganz allgemein beziehen. Soziale Kontrolle zielt auf die Einhaltung gesellschaftlich geschaffener Normen ab, mit denen eine Gesellschaft (oder Teile von ihr) ihren Zusammenhalt begründet und im Zweifelsfall (notwendigerweise) auftretende Konflikte regelt oder vermeidet. Soziale Kontrolle ist ein immanenter Teil von Gesellschaft. Im positiven Sinn als Teil der sozialen Integration oder bei Normenverletzungen zur Disziplinierung des Einzelnen (vgl. Stolle & Singelstein 2006: 95ff). Scheerer schlägt vor, soziale Kontrolle als das „*Ensemble all dessen zu definieren, was unerwünschtes Verhalten verhindern soll und/oder faktisch verhindert*“ – wobei auch der Versuch der Verhinderung ein Kontrollverhalten sein kann. Ebenso soll alles, was auf unerwünschtes Verhalten reagiert, als soziale Kontrolle definiert sein (Scheerer 2000: 167). Scheerer weist damit keiner Institution diese spezielle Rolle zu, sondern lässt den Begriff bewusst im Hinblick darauf offen, von wem eine solche Kontrolle ausgehen kann – Familie, Dorf, Ethnie, durch informelles und formelles Recht, mit oder ohne Gewalt und Zwangsmaßnahmen der direkten Bestrafung, Bürokratie. Das würde auch eine subtile Führung beinhalten, wie sie z.B. in den Gouvernementalitäts-Ansätzen vertreten wird (vgl. u.a. Foucault 1994; Krasmann 2003). Überwachung kann zu einem immanenten Bestandteil sozialer Kontrolle werden, ist aber nicht zwingend diese selbst. Die Kontrolle von unerwünschtem Verhalten kann Teil von sozialem Verhalten selbst sein, durch die Verinnerlichung von Codes oder durch Praktiken des Alltags – und dann ebenso spontan geahndet werden.

Durch Überwachung bzw. Systeme und bestimmte Formen der Überwachung wird diese Kontrolle verstetigt. Mit der Einführung von Überwachung wird ein abweichendes Verhalten von vornherein und quasi jederzeit angenommen. Das Vorhandensein von Überwachungsmöglichkeiten soll darauf hinweisen, dass ein solches abweichendes Verhalten nicht geduldet, zumindest aber nicht übersehen wird (insbesondere wenn es sich um Kameras als Mittel der Überwachung handelt). Mit einer auf Normenbrüche fixierten (technologischen) Strategie wird es dann möglich festzustellen, wann welche Normen gebrochen worden sind. Die Instanz der Kontrolle wird verändert – im Falle von Kameras fällt die mögliche Reziprozität der Anwesenheit zuungunsten des Beobachteten weg. Die Kontrolle ist außerdem nicht mehr auf einen bestimmten Kontext angewiesen, in der eine Norm gilt oder in der diese Norm eventuell einer Variationsbreite von Akzeptanz unterliegt und offen ist für Interpretation. Überwachung funktioniert wesentlich schematischer und ist in ihrem Urteil zunächst unumkehrbar. Dazu kommt, dass eine Überwachung anders als eine sozialen Kontrolle, deutlich unabhängiger von Ort und Zeit ist – d.h. dass auch solche Ereignisse, Handlungen oder Orte im Visier stehen, die weder zeitlich unmittelbar sein müssen, noch muss der Überwacher den gleichen räumlichen Bezug haben wie der Überwachte.

Es kann auch nachträglich festgestellt werden, wer, wo und wann diese Normbrüche verübt hat (Rule 1974: 22f). Rule grenzt soziale Kontrolle von Überwachung dahingehend ab, dass Überwachung primär mit dem Sammeln und Auswerten von Informationen – in diesem Sinne zielgerichtet ist – zu tun hat, während er Systeme der Kontrolle als notwendig bezeichnet, um Sanktionen zu verhängen und durchzusetzen. Ich möchte mich dieser minimalen, aber weitreichenden Unterscheidung anschließen. Überwachung ist somit angelegt auf die Sammlung und Verarbeitung von Daten gleich welcher Art (diese müssen nicht notwendigerweise digital sein). Dazu werden Kategorien und Klassifikationen geschaffen, nach denen eine Überwachung stattfinden kann, an der sie sich orientieren kann – darin ähnelt sie sozialer Kontrolle. Das bedeutet auch, dass es sich nicht zwingend um soziale oder rechtliche Normen handeln muss, die überwacht werden, sondern Überwachung auch losgelöst von diesen stattfinden kann und so Machtverhältnisse und Strukturen widerspiegelt, die nicht mit dem deckungsgleich sind, was sozial akzeptiert und was ein sozialer Normbruch im weitesten Sinn ist. Im Idealfall fällt beides zusammen. Je bürokratisierter jedoch die Formen der Überwachung und je zentraler die Instanzen ihres Ursprungs werden, desto deutlicher können sich Überwachung und soziale Kontrolle unterscheiden.

Zur Überwachung werden statische Klassifikationen und Kategorien entworfen, um möglichst exakte Trennungsmarken zur Hand zu haben, die eine zielgerichtete und nicht die offene und spontane Beobachtung erlauben. Wie weiter oben bereits beschrieben, hat sich Überwachung dabei von der tatsächlich auf ein Individuum ausgerichteten Beobachtung hin zur Überwachung und Überprüfung von Kontexten gewandelt, in denen die Subjekte zusammengesetzte Merkmale sind, die sich bestenfalls wieder zu einem Menschen zusammenfügen. Dabei handelt es sich im Ergebnis um eine zufällige Summe von Merkmalen, die dann ein dazu passendes Individuum oder eine Gruppe ergeben können. Überwachung bedeutet im Gegensatz zur sozialen Kontrolle die Möglichkeit der Ordnung von, sowie der Orientierung in Gesellschaft, während soziale Kontrolle den Zweck der Integration verfolgt – über und durch den Ausschluss normverletzenden Verhaltens.

Es wäre zu kurz gegriffen, jedweder Überwachung den Zweck zu unterstellen, eine wie auch immer definierte Freiheit einzuschränken oder eine (staatliche) Ordnung durch Zwang durchzusetzen. Überwachung bzw. die zielgerichtete Überprüfung von Regeln ermöglicht auch die Schaffung von Möglichkeiten demokratischer Teilhabe und gewährleistet Fairness, z.B. im Falle von Ansprüchen an Versicherungen oder staatliche Sicherungssysteme. Damit ist allerdings nicht gesagt, dass jegliche Form der Überprüfung oder Strategie zur Überwachung der Anspruchsteller demokratisch, fair und rechtens sein muss. Das sehr feine Verhältnis von Macht, Kontrolle und Fürsorge, welches hier mehr als anderswo deutlich wird, kann seine Balance nur allzu leicht verlieren. Die beiden oft widerstrebenden Aspekte von Überwachung,

Kontrolle und Fürsorge, stehen im schwierigem Verhältnis zueinander (vgl. Lyon 2003). Sie bedingen einander, stehen sich gegenüber und oder schließen sich unter Umständen sogar aus. Im extremen Fall können Überwachung und Kontrolle dazu genutzt werden, dass eben gerade nicht für Menschen gesorgt werden muss. Die Ausschließung von Menschen in Lagern – Migranten in Nordafrika, auf Lampedusa oder in Nordfrankreich, so genannte feindliche Kombattanten in Guantanamo – könnte als eine Kontrolle bezeichnet werden, deren Zweck es ist, eben gerade eine Fürsorge zu verhindern. In dem Migranten in den Lagern in Nordafrika oder sonst wo gehalten werden (vgl. u.a. Ticktin 2005), verweigern die Staaten auf einfache Weise einen fürsorglichen Umgang mit diesen Menschen. Überwachung bedeutet Einschluss bzw. Ausschluss aus der sie umgebenden Gesellschaft, die sich idealerweise um sie kümmern müsste, wie um ihre sonstigen Mitglieder auch. Sie sind damit zurückgeworfen auf das, was Agamben (2002) als das „nackte Leben“ bezeichnet. Von sozialer Kontrolle im Sinne einer Vermeidung von Normabweichungen zur Integration der Normabweichler kann in diesem Fall der Überwachung dann keine Rede mehr sein. Diese werden nur noch ausgeschlossen, eine Normabweichung kann gar nicht mehr festgestellt werden. Die Insassen des Lagers sind allein durch ihre Existenz jenseits aller Normen und müssen deshalb überwacht werden.

Digitalisierung, Klassifizierung, Informatisierung

Dass Überwachung als Form sozialer Kontrolle so erfolgreich sein konnte und Debatten zu Überwachung sich hauptsächlich um eine Handvoll Themen drehen (Kriminalität und deren Prävention, Terrorbekämpfung, Konsumenten-Profilung sowie Datenschutz) ist u.a. auf die Computerisierung der Überwachungspraktiken zurückzuführen. Und auch die wissenschaftliche Beachtung von Überwachung als sozialem Phänomen in den letzten 15 bis 20 Jahren ist mit diesen qualitativen Wandel verbunden. Für eine Diskussion von Überwachung ist diese Entwicklung von einiger Bedeutung, auch vor dem Hintergrund, dass ich mich für meine Argumentation weitgehend auf eine Studie zu Videoüberwachung stütze.

Allein durch den informationstechnischen Sprung, den Computer spätestens gegen Ende der 1960er Jahre ermöglichten, hat Überwachung sich zu etwas entwickelt, das sich Jeremy Bentham, während er das Panopticon entwickelte, nicht hätte vorstellen können. Es ergaben sich nun neue Möglichkeiten Daten zu erfassen, auszuwerten und ordnungstechnisch einzusetzen. Überwachung wandelte sich von der direkten und disziplinierenden Kontrolle, wie sie noch im Panopticon (ein in seinen Ursprüngen sozial-reformerisches Projekt, vgl. Kammerer 2008) erdacht wurde, hin zu einer Überprüfung von Kategorien, Maßnahmen, Personengruppen und vordefinierten Szenarien. So ungewohnt es auch klingen mag, die Ideen, die hinter dem (nie

gebauten) Panopticon Benthams standen, hatten den “besseren“ Menschen im Blick, der durch die Disziplinierung wieder ein (unterwürfiger) Teil der Gesellschaft werden sollte. Kirchenreformer wie Johann Hinrich Wichern haben ähnliche, oft religiös gefärbte Ideen in ihrem Wirken verfolgt. Dessen Arbeit im Berliner Gefängnis Moabit steht daher auch nicht im Gegensatz zu seiner fürsorglichen Arbeit im *Rauhen Haus* in Hamburg, wo er verwahrlosten und verwaisten Jungen eine Familie bot und für ihre Ausbildung sorgte (vgl. Schmuhl 2008). Wicherns Ideen vom Strafvollzug waren an dem Menschen selbst interessiert. Dass heute ein derartiger Strafvollzug indiskutabel ist, beeinträchtigt nicht die Fortschrittlichkeit der Ideen zu ihrer Zeit. Diese Art der Gefängnisse stehen dann auch im diametralen Gegensatz zu den Lagern Agambens, denn im Panopticon sind die Menschen bei aller Disziplinierung eben nicht auf ihr „nacktes Leben“ zurückgeworfen. Und auch moderner Strafvollzug ist an dem Menschen interessiert, sofern er sich an der Resozialisierung der Subjekte orientiert, auch durch die Einübung von Disziplin. Für ein Verständnis von Überwachung ist es wichtig zu verstehen, inwiefern das Panopticon und dessen nachwirkendes Erklärungspotential auf den Menschen gerichtet war, auf seine Seele, auf die Internalisierung von Verhaltensweisen. Und wenn es einen Bruch gibt zwischen der Foucault’schen Disziplinargesellschaft und einer Kontrollgesellschaft, wie sie nach Deleuze gern zitiert wird (vgl. dazu Kammerer 2008, 2009), dann ist dieser am ehesten mit der Digitalisierung von Überwachung eingetreten, zumindest aber ist der Bruch dort vollendet worden.

Bereits 1974 wies James Rule auf die ordnende und sortierende Qualität der Computer und ihre Bedeutung für unsere Privatsphäre hin. In „*Private Lives and Public Surveillance – Social Control in the Computer Age*“ analysiert er genau jene Konsequenzen, die sich durch die damals aufkommende Computerisierung der Bürokratie und damit der massenhaften Erfassung persönlicher Daten abbildeten. Bei dieser neuen Qualität von Überwachung reicht es nicht zu sagen, was früher ohne Computer ablief, wird nun nur durch und mit Informationstechnologien vereinfacht. Nicht nur die Schnelligkeit der Informationsverarbeitung, sondern auch die Formen und Arten der Daten und Datensammlungen haben sich drastisch verändert – andere Daten können gesammelt und neue Verknüpfungen gezogen werden, wodurch sich auch die Wahrnehmung von Welt verändert. Die Digitalisierung der Kontrolle und Überwachung hat bisher nicht bekannte Konsequenzen, auch wenn die Systematisierung von Überwachung lange vor dem Computer begonnen hat. Die Verfahren des Alphonse Bertillon und seiner Kriminalitätsfotografien und die Geschichte des Fingerabdrucks in der Kriminalistik sind Beispiele für frühe Formen der Klassifizierung von Merkmalen, mit dem Ziel der Kontrolle bzw. der Identifizierung und des Kenntlichmachens von Personen über Raum und Zeit hinweg. Graham & Wood (2003) argumentieren, dass die Durchsetzung von Kategorien und Klassifikationen Überwachung bedingt.

Dieses hätte historisch durch religiöse und kulturelle Normen stattgefunden. Das wäre eine Sichtweise, die die Informatisierung als einfache Verlängerung sozialer Kontrolle mit anderen Mitteln beschreiben würde. Wichtiger als eine vermeintliche Kontinuität ist den Autoren jedoch das Neue an der Digitalisierung von Überwachung, welches sich vor allem durch Flexibilität und Ambivalenz auszeichnet. Während analoge Methoden danach streben, ein genaues Abbild des Originals zu erhalten, ist die Digitalisierung nur an bestimmten Merkmalen interessiert, die sich dann im binären Code von 1 und 0 ausdrücken lassen.

Mit diesen Überlegungen und den ihnen vorausgegangenen Ideen zur neuen Qualität von Überwachung (vgl. Gandy 1993; Poster 1995; Marx 2002) kann der Diskurs ganz klar in den Diskussionen über eine Informationsgesellschaft und ihre allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungen verortet werden. Allerdings haben sich diese Diskussionen, die vor allem zu Beginn der 1990er Jahre boomten, für Überwachung nur am Rande interessiert – obwohl sie ein zentraler Aspekt dieser Entwicklung war. Die Entstehung von Organisationen wie dem *Electronic Privacy Information Center* (EPIC) in den USA oder des FiFF in Deutschland wären ein Hinweis darauf, aber deren Augenmerk lag zunächst hauptsächlich auf dem Umgang mit Daten, der Meinungs- und Redefreiheit sowie dem freien und offenen Zugang zu Informationen, mithin eine Demokratisierung von Informationen im Zuge des Ausbaus elektronischer Netze und Kommunikationsmöglichkeiten. Seitdem haben sich die informationstechnischen Möglichkeiten vervielfacht – im Bereich der Überwachung sind Computer zu dem zentralen Instrument der Auswertung und Steuerung fast allein bestimmend geworden und haben ihr Potential noch lange nicht voll ausgeschöpft. Überwachung wird zunehmend algorithmisch, vorausschauend und ist damit angewiesen auf Klassifikationen und Kategorien von Verhalten, Mustern, Personen, Handlungen, Kontexten, Verbindungen neuer Formen der Identifikation. Nicht mehr Disziplinierung des Einzelnen, sondern die Überprüfung von Normen, wie sie in Szenarien produziert und für allgemein gültig gehalten werden, steht jetzt im Mittelpunkt. Und genau dafür sind Computer gemacht worden. Mit ihnen lassen sich Abgleiche von Mustern und vorbestimmten Parametern am besten bewerkstelligen. Hinsichtlich der Betrachtung von Weltbildern und der sozial-räumlichen Vorstellungen sowie der Rolle von Kategorien bei Kartierungen, ist eine Einteilung der Welt in Kategorien, Klassifikationen sowie die Orientierung anhand von Stereotypen so neu nicht. Neu ist sie für die Formen der Überwachung, die sich vom Individuum weg hin zur einer amorphen Gesamtheit bewegen, die nur zu fassen oder zu überprüfen ist, wenn sie in ihrer Komplexität reduziert wird. Selbstverständlich fußten auch die Ideen des Panopticons und anderer sozial-reformerischer Projekte auf Weltbildern, die vereinfachten um eine Orientierung zu ermöglichen – wer, wann zu disziplinieren sei, wurde auch über die aus diesen Weltbildern hervorgehenden Nor-

men und Regeln (religiös und weltlich) begründet. Mit der Digitalisierung jedoch gewinnen diese Kategorien, Klassifikationen und Muster ein Eigenleben, welches sich eben nicht mehr auf Individuen zurückführen lässt, sondern diesen vorausgeht, sie imitiert, simuliert oder in letzter Konsequenz auch konstruiert.

Die Beispiele für diese Form der Überwachung sind vielfältig und schon eine Auswahl zeigt, wie eingebettet in unseren Alltag Kontrollmechanismen bereits sind. Dass dabei der Schwerpunkt wiederum auf den Argumenten Terror- und Kriminalitätsbekämpfung liegt, verschleiert nur die wirkliche Breite automatisierter Überwachung vieler Lebensbereiche – und die dahinterstehenden Verfahren sozialer Kontrolle, die auf den alten Ideen der „besseren Menschen“ abzielen, ohne dabei konkrete Subjekte im Auge zu haben. Die Anwendungen, welche zur Überwachung genutzt werden – auch in dem Sinn, dass damit eine (unbekannte) Welt erschlossen, kontrolliert und überprüft werden kann – sind vielfältig: Kameras in allen Ausprägungen, die Räume und Personen filmen und aufzeichnen; biometrische Verfahren zur Identifikation; Datenbanken, in denen alles nur Erdenkliche gesammelt, sortiert und neu zusammengesetzt wird, was in irgendeiner Weise mit menschlichem Handeln in Verbindung gebracht werden kann; Programme, die Verhaltensmuster, Stimmen oder – so der Traum – Gedanken erkennen können, ohne dass die betroffenen Personen davon etwas mitbekommen. Wie bereits zu Beginn des Kapitels erwähnt, lassen sich mit diesen Technologien und Verfahren auch Daten zu nicht-menschlichem Handeln, wie z.B. zu Naturereignissen, Wasserständen, Wetter, sammeln und verarbeiten. Zielgerichtet lassen sich somit über menschliches Handeln hinausgehende Daten beobachten und sammeln. Modelle zur Simulation von Wetter o.ä. sind durch die Verarbeitung der Daten mit Computern möglich. Szenarien und Simulationen von natürlicher, materieller und sozialer Welt erzeugen neue Realitäten, die ohne Zweifel auch beeinflussen werden, wie Welt wahrgenommen wird.

Im Folgenden sollen exemplarisch zwei Strategien und die damit verbundenen Technologien sowie ihre Narrative (allgemeiner auch als „Überwachungsmethoden“ bezeichnet) beschrieben und im Hinblick auf ihre Rolle bei der Orientierung in der Welt, der Kontrolle und der Überprüfung des Unbekannten analysiert werden. Es handelt sich zum einen um die Videoüberwachung, die auf den Raum gerichtet ist, vielfach als Instrument der sozialen Kontrolle bezeichnet wird, und von der gemutmaßt werden kann, dass sie auf die Art und Weise, wie Räume und Welt insgesamt wahrgenommen werden, Einfluss hat. Danach wende ich mich den biometrischen Verfahren zur Identifizierung zu und versuche zu klären, in wieweit diese das Verständnis von Identität berühren oder gar verändern. Als Verfahren, die Welt zu erschließen und Orientierung zu schaffen, sind sie ein hervorragendes Beispiel, denn Kategorien und Mustererkennung sind die Grundlage, auf der sie funktionieren.

Interessant ist vor allem, dass das Konsequenzen impliziert, die nicht ausschließlich technologischer, sondern weitgehend auch sozialer Natur sind.

4.2. Videoüberwachung als räumliche Kontrollstrategie

Wenn es eine ikonographische Darstellung von Überwachung geben kann, dann ist die Kamera das entsprechende Symbol. Die Überwachungskameras wurden in der Diskussion über Überwachung, den Überwachungsstaat, die Freiheitsrechte der Bürger und neue Kontrolltechnologien zu deren Ikone. Kaum ein Zeitungsartikel oder Buch zum Thema, das nicht mit einem solchen Apparat (oder stellvertretend einem menschlichen Auge) illustriert wurde. Kameras, die alles sehenden Augen, symbolisieren in vielen Zusammenhängen Überwachung, ungeachtet ihrer eigentlichen Qualitäten oder der vielfältigen Formen von Überwachung selbst. Dabei handelt es sich bei der Videoüberwachung um eine sehr spezifische Form der Überwachung, deren symbolische Kraft sowohl in der Analogie zum alles sehenden Auge liegt, als auch in der mythischen Überhöhung von Fotografie insgesamt und der Macht der Bilder im Besonderen (vgl. Kammerer 2008: 227ff). In der Praxis sind Kameras zu einer ubiquitären urbanen Infrastruktur geworden (vgl. auch Töpfer 2008), mit deren Hilfe Räume (im soziologischen Sinn) konstruiert und angeeignet werden und die als soziale Kontrolle innerhalb sehr spezifischer Rahmenbedingungen wirken sollen. Ob sie dieses immer entsprechend der ursprünglichen Vorstellungen tun, ist nicht abschließend zu sagen, dass Kameras jedoch Konsequenzen für Raumwahrnehmung und die Bedeutung von Räumen für Personen haben, soll hier diskutiert werden.

Kameras sind eine spezielle Überwachungstechnologie und Strategie, die in besonderer Weise auf Räume gerichtet ist. Im Anschluss an die Überlegungen von Überwachung als Erkundung, Kontrolle und Überprüfung des Unbekannten angesichts des Dilemmas einer bewussten Beschränkung menschlicher Wahrnehmung und Erkenntnis, soll hier die Videoüberwachung als Raumkontrollstrategie und Instrument sozialer Kontrolle diskutiert werden; auch und gerade weil das Auge – und daran anschließend die Kamera – und „*der Gesichtssinn im Vergleich zu den anderen Sinnen den herausragenden Modus der Welterschließung dar[stellt]*“ (Kammerer 2008:104). Wie anhand vieler Aspekte der Überwachung kann auch die Videoüberwachung zum einen direkt, als technologisch induzierte Kontrollstrategie betrachtet werden; zum anderen können durch sie als Technologie und mit ihr als Strategie andere daran angeschlossene oder gekoppelte Aspekte von Gesellschaft untersucht werden – z.B. der Umgang mit Sicherheit und Unsicherheit im politischen Diskurs, Entstehung und Verfestigung von Vorurteilen und Stereotypen beim Überwachungspersonal. Hier soll es primär darum gehen, welche Zusammen-

hänge zwischen der Wahrnehmung eines Raumes und Videoüberwachung bestehen und wie dieses Verhältnis beschrieben werden kann, wenn es denn als solches generell zu erfassen ist. Es geht somit um die Aspekte der Wahrnehmung und Wirkmächtigkeit von Kameras. Die vorrangigen Fragen sind daher:

- In welchem Verhältnis stehen Kameras und der von ihnen überwachte Raum zueinander?
- Können Kameras als Teil von Mechanismen der Welterschließung betrachtet werden?
- Welche Zusammenhänge bestehen zwischen Kameras, Diskursen von Sicherheit (und Sicherheitsgefühl) sowie den betroffenen Räumen? (Mit Kameras sind hier sowohl die Kameras selbst, als auch die techno-sozialen und politischen Systeme gemeint, die dahinter stehen.)

Im Rahmen einer wie auch immer ausgerichteten Forschung zu Überwachung nimmt die Videoüberwachung eine besonders hervorgehobene Stellung ein. Das liegt nicht zuletzt daran, dass die Kameras in der Regel sichtbar sind, über Schilder auf sie hingewiesen wird – was einerseits gesetzlich geregelt ist, andererseits der Abschreckung dienen soll – und sie durch die Analogie zum alles sehenden Auge fast mythisch aufgeladen sind. Letzteres kann durch die empirisch überprüfbare Praxis allerdings nur bedingt nachvollzogen werden, ebenso wenig wie andere Versprechen und auf sie projizierte Wünsche, z.B. hinsichtlich der Verbesserung eines subjektiven Sicherheitsgefühls.

Formen und Kontext

Kameras auf dem Bahnhof, Kameras in Geschäften, Kameras auf den Straßen – Videoüberwachung ist allgegenwärtig, auch in den Diskussion über Sinn und Unsinn solcher und ähnlicher Maßnahmen für alle Formen abweichenden und kriminellen Verhaltens von Taschendiebstahl bis Terrorismus. Seit dem 11. September 2001 hat das Argument der Terrorabwehr das der Kriminalitätsbekämpfung zwischenzeitlich überlagert, was auch bei anderen Überwachungspraktiken festzustellen war, z.B. bei der Telefonüberwachung, wo es vor 9/11 vor allem um die Bekämpfung der Organisierten Kriminalität ging, nun aber um die Terrorabwehr und die Kontrolle und Überwachung von so genannten Gefährdern im Land selbst. Für alle öffentlichen und medialen Diskussionen und Darstellungen als auch die politischen Debatten über den Einsatz von Videoüberwachung derzeit gilt, dass sie in der Regel zu kurz greifen und daran krankt, dass es kein Phänomen gibt, welches sich adäquat als die Videoüberwachung bezeichnen ließe (vgl. Töpfer 2007; 2008). Zu unterschiedlich sind die Verwendungszwecke und Ziele, die von der Tunnelüberwachung und der Sicherung von Betriebsabläufen bis hin zur Kriminali-

tätsprävention und Aufklärung von Straftaten reichen. Videoüberwachung ist eine Risikotechnologie, die Risiken vermindern, verhindern oder im Nachhinein aufklären soll (vgl. auch Töpfer 2008). Damit ist sie auf das Unbekannte gerichtet. Videoüberwachung soll helfen, es sichtbar zu machen um es letztlich zu kontrollieren. In der Logik der Videoüberwachung heißt das auch, dass die potenzielle (und unbekannte) Gefahr im besten Fall nicht stattfindet, die Überwachung als Simulation den Kontrollfall nicht eintreten lässt, da die (unbekannte) Gefahr von vornherein ausgeschlossen werden kann, z.B. durch Abschreckung (vgl. Bogard 1996: 55f; 2006).

Wenn es aber keinen eindeutigen Begriff davon gibt, was mit Videoüberwachung gemeint ist, dann ist für eine Analyse dieser Technologie und Überwachungsstrategie eine Kontextualisierung nötig. Damit wird ein adäquater Rahmen geschaffen, um den Einsatz und die Konsequenzen einer bestimmten Maßnahme zu beurteilen. In einer generellen Diskussion zu Videoüberwachung ist das allerdings nicht immer machbar. Pauschale Aussagen zu Videoüberwachung sollten also berücksichtigen, in welchem Kontext diese vorkommt und wovon geredet wird (vgl. Czerwinski & Zurawski 2007). Das fällt bei der Analyse der Wahrnehmung von Kameras weniger ins Gewicht, als wenn es um eine Beurteilung einer spezifischen Maßnahme geht oder um die immer wieder gern gestellte Frage, ob eine Kameraüberwachung denn generell funktionieren würde oder nicht. Töpfer weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass nicht die Frage entscheidend ist „*ob sie funktioniert*“, sondern wie sie das tut – und wem sie nutzt oder schadet (ebd. 2007: 43). Gerade in Bezug auf die Wahrnehmung von Raum ist die Frage des „Wie“ entscheidend. Wenn es also nur um die Kontextualisierung von Videoüberwachung geht, dann kann man feststellen, dass sehr wohl ein Unterschied besteht zwischen der Kontrolle von so genannten „Kriminalitätsschwerpunkten“ und den Kameras in U-Bahnen, oder zwischen den Objektiven, die ein Betriebsgelände im Auge behalten und denen im Kaufhaus, die auf die Kunden und auf die Mitarbeiter zu unterschiedlichen Zwecken gerichtet sind. Kameras, die zur Terrorbekämpfung in Wohnungen spähen dürfen (gemäß BKA-Gesetz), unterscheiden sich in ihrer Bedeutung und dem sozio-technischen Kontext ebenfalls deutlich von denen, die auf Straßen öffentlich den Raum überwachen. Bei allen Unterschieden ist das verbindende Element auch hier die Frage, wem eine solche Maßnahme nutzt oder schadet und wie sie letztlich funktioniert. Ob deswegen die eine Maßnahme weniger in die bürgerlichen Freiheiten von Menschen eingreift als eine andere, ist damit nicht zu beantworten. Bei der Überwachung gemäß BKA-Gesetz handelt es sich um eine verdeckte Überwachung, die wie andere Kamera-Maßnahmen auch vor der Überwachung Unverdächtiger nicht halt macht, darüber hinaus allerdings die Unverletzlichkeit der Privatsphäre in Frage stellt. Diese Formen der Videoüberwachung mit den gleichen Argumenten zu begründen bzw. mit den gleichen analytischen Mitteln zu untersuchen, ist aus forschungs-praktischer und

rechtlicher Perspektive fragwürdig. Tatsächlich handelt es sich um zwei komplett verschiedene Praktiken, die unterschiedlich zu bewerten und hinsichtlich ihres Verhältnisses zu Raum und räumlicher Wahrnehmung auch völlig anders zu untersuchen sind. Allein schon deshalb, weil sich ihre strategischen Ziele, die Auswahl der Objekte und der sozial-räumliche Kontext zentral unterscheiden. Die „Ausspähungen“ sind für eine Untersuchung von Raumwahrnehmung zu vernachlässigen, während die Maßnahme auf der anderen Seite erheblich zur Überhöhung der Kamera als Überwachungsikone beiträgt. Jedwede Begründung für oder gegen Videoüberwachung sowie jeder Versuch einer Bewertungen ihrer Nützlichkeit müssen sich im Endeffekt mit diesen Erkenntnissen auseinandersetzen. Nur so könnte eine wirkliche Verständigung über die „Risikotechnologie“ (Töpfer 2007) gelingen, die bereits zur fünften Säule urbaner Infrastruktur geworden ist (vgl. Graham 2002) – gesellschaftlich und politisch. Für die Analyse des Verhältnisses von Kameras, Raum, Sicherheit und Wahrnehmung stellt diese Diskussion den diskursiven Hintergrund, den es mit zu bedenken gilt, der aber hier weniger eine Rolle spielen wird.

Zu diesem Hintergrund gehört auch die Frage nach der rechtlichen Verankerung der Kameras, insbesondere die Frage, wer sie zu verantworten hat und ob eine ausgewählte Maßnahme in öffentlicher oder privater Hand liegt? Diese Frage spielt für die Wahrnehmung eine nur untergeordnete Rolle, an ihr lässt sich allerdings zeigen, welches Wissen über Videoüberwachung als infrastrukturelle Maßnahme urbaner Sicherheit besteht (vgl. Czerwinski & Zurawski 2006). Daran gebunden ist die u.a. Frage der rechtlichen Verantwortlichkeit zum Beispiel hinsichtlich des Datenschutzes. Während jede öffentliche Überwachung durch Kameras von politischen Diskussionen begleitet wird und auf einklagbaren und überprüfbaren rechtlichen Grundlagen basiert, fehlen derartig eindeutige Grundlagen bei der privaten Videoüberwachung, speziell wenn es sich um Kaufhäuser oder Shopping Malls handelt. Auch die Kameras im öffentlichen Personennahverkehr sind rechtlich privat, werden aber in der Regel von Diskussionen begleitet, die eine breitere rechtliche Basis ermöglichen, ja geradezu erzwingen. Kameras in privaten Räumen basieren auf keiner einheitlichen und besonderen rechtlichen Grundlage. Die Datenschutzregelungen sind minimal und ihre Transparenz und Überprüfbarkeit fast nicht vorhanden, wie die bekannt gewordenen Überwachungspraktiken beim Lebensmitteldiscounter Lidl und anderen Discountern und Einzelhändlern gezeigt haben (vgl. u.a. Ceballos-Betancur 2008; Tiedemann & Beschnitt 2008). Nicht jede Kamera, die öffentlich sichtbar ist, ist auch öffentlich reguliert. Zwar gelten für private Kameras Regeln, die das Filmen des öffentlichen Raumes (z.B. vor einem Geschäft) einschränken oder verbieten, dieses ist jedoch nicht immer überprüfbar. Auch wenn solche Kameras nicht miteinander vernetzt sind, so können sie allein durch ihre Präsenz den Eindruck einer dauerhaften und omnipräsenten Überwachung erwecken, zumal viele

Bürger keine genaue Kenntnis von der rechtlichen Stellung der Kameras haben (vgl. Czerwinski & Zurawski 2006). Öffentliche Kameras, einschließlich solcher in vielen Systemen des Öffentlichen Personennahverkehrs (ÖPNV) und bei der Bahn, hingegen sind in weiter gefasste Systeme eingebunden, die vernetzt arbeiten, deutlich zielorientiert sind und zumindest in der Theorie eine unmittelbare Eingriffsmöglichkeit vorsehen. Die rechtlichen Grundlagen für die öffentlichen Systeme, mehrheitlich aufgestellt an so genannten „Kriminalitätsschwerpunkten“, ist gedeckt durch die Polizeigesetze der Länder (vgl. Töpfer 2005), die in nahezu allen Bundesländern seit 2002 sukzessive angepasst wurden.

Blick der Kameras?

Überwachung per Kamera ist vielschichtig. Sie kann nicht auf das Vorhandensein einer Kamera reduziert werden. Sie besteht aus einer Ansammlung von Praktiken und Technologien, die unter unterschiedlichen Bedingungen zu verschiedenen Ergebnissen führen und andere Konsequenzen nach sich ziehen. Grundlegend geht es bei der Videoüberwachung um die Überwachung von Menschen und Orten aus der Ferne, dauerhaft und (mutmaßlich) objektiv. Dabei macht es einen bedeutenden Unterschied, ob es sich dabei um ein System handelt, das aus nur einem Bildschirm und einer Kamera besteht, welche die Bilder eines umgrenzten Raumes aufnimmt und speichert (Tankstelle, kleines Geschäft), oder um ein System vernetzter Kameras handelt, die aufzeichnen und über die gleichzeitig live beobachtet werden kann (U-Bahnen, öffentliche Videoüberwachung); oder ob es ein System ist, das außer den Kameras noch Abgleiche mit anderen Datenbanken vorsieht und Technologien wie Gesichts- oder Verhaltensmuster-Erkennung integriert. Es ist unnötig hier die vielfältigen Kombinationen von Merkmalen nachzuzeichnen, die sich aus den technologischen und räumlichen Voraussetzungen sowie den sozialen Beziehungen in einem überwachten Gebiet ergeben. Der Großteil der empirischen Forschung zu Videoüberwachung hat sich öffentlichen Systemen zugewandt und ihre sozialen, politischen und rechtlichen Konsequenzen, Funktionsweisen oder Effekte auf Kriminalität, Sicherheit, Polizei oder ihre Rolle bezüglich panoptischer Konsequenzen für Gesellschaft sowie Öffentlichkeit untersucht (z.B. Norris & Armstrong 1999; McCahill 2002; Newburn & Hayman 2002; Gill 2003; Töpfer 2005; Goold 2003, 2009; Hempel & Metelmann 2005; *urbaneye working papers* 2003-2006). Die Rolle, die Kameras bei der Produktion von Räumen dabei hatten, waren seltener zentrales Thema von Untersuchungen, obwohl die Kameras genuin auf einen konkreten Ort gerichtet sind und die Bedeutung der Kameras auch in Bezug auf die an diesem Ort stattfindenden Aktionen untersucht wurde (dazu vgl. Franck 2005; Coleman 2004; Müller & Boos 2004; Klausner 2004, 2005, 2006; 2007; Metelmann 2005; Wehrheim 2006 in Ansätzen).

Obschon Videoüberwachung weit verbreitet ist, handelt es sich nicht um ein geschlossenes, ineinander greifendes System, welches zentral kontrolliert wird – auch nicht im Musterstaat der Kameraüberwachung, in Großbritannien. Der Zugriff, die Qualität und die Verwendung der Aufnahmen sind (noch) zu unterschiedlich, als das allein die Vielzahl der Kameras die Annahme einer zentral gesteuerten Totalüberwachung zulassen würde. Wohl aber spielen die Kameras in ihrer Gesamtheit als Teil einer erneuerten, konsumorientierten, urbanen Infrastruktur eine besondere Rolle, die auf Ausschluss, Kontrolle von unbekanntem, abweichendem, störenden oder einfach nur missliebigen Gruppen ausgerichtet ist. (vgl. u.a. Norris & Armstrong 1999; Lyon 2001: 52f; McCahill 2002; Wehrheim 2006; Töpfer, Eick, & Sambale 2007; Kammerer 2008: 96ff; Singelstein & Stolle 2008: 44f). Wenn es um räumliche Aspekte von Kameras geht, ist letzterer Aspekt von Bedeutung. Aus Sicht der Überwachten muss man allerdings eine Sichtweise revidieren, die den Schwerpunkt auf das System der Kameras oder ihre Funktionsweisen legt, und auch ob es eine Totalüberwachung de facto gibt oder nicht. Denn aus der Perspektive der Überwachten werden vor allem die Kameras als konkrete Techniken sowie als Symbole von Sicherheits- oder Überwachungsdiskursen wahrgenommen und nicht primär die Systeme dahinter. Für mögliche Verhaltensänderungen, für das Gefühl der Überwachung und die als persönlich wahrgenommenen Einschränkungen, die sich daraus ergeben, sind die vorangegangenen systembezogenen Einschränkungen fast unerheblich. Videoüberwachung wird als allgegenwärtig wahrgenommen, mit entsprechenden Konsequenzen für Gefühl, Verhalten und die Raumwahrnehmung der Bürger. Kameras haben Personen im Visier – jede Maßnahme öffentlicher Videoüberwachung fußt auf dieser (nicht nur unausgesprochenen) Annahme, die als Warnung an diejenigen verstanden werden kann, deren abweichendes oder kriminelles Handeln die Kameras letztendlich begründen soll. Schaut man aber etwas genauer auf jene die Einführung von Kameras begleitenden Argumente, fällt auf, dass es in der Regel um abstrakte Gefährdungen, um Deliktarten in Verbindung mit ganz bestimmten, zumeist fest umrissenen Orten geht. Personen kommen eigentlich nur in Verbindung mit abstrakten „Sicherheitslagen“ oder als Träger von Gefahren vor – seltener als von den Kameras zu schützende Subjekte (vgl. Björklund & Svenonius 2013).

Wohin also geht der Blick der Kameras? Auf den abstrakten Raum oder eine konkrete Örtlichkeit? Auf die Personen, deren Verhalten auffällig sein könnte oder die sich an Orten aufhalten, die dauerhaft durch anwesende Personen zu beobachten zu schwierig, zu teuer oder schlicht nicht nötig ist? Im letzten Fall ist die Betonung der Möglichkeit von Auffälligkeiten das zentrale Argument für die Kameras und stellen eines der schwerwiegendsten Probleme ihrer Präsenz überhaupt dar. Dadurch wird die konstitutive Grundannahme von Kameras der Generalverdacht. Als Instrument sozialer Kontrolle liegt gerade hierin das entscheidende Potential von (sichtbaren) Kameras.

Das Wissen um die Kameras, so die Annahme ihrer Befürworter, zwingt zu einem konformen Verhalten und verhindert Abweichungen von vornherein. Gerade weil der Blick der Kamera starr ist und die Art der antizipierten Abweichung unklar bleibt, sollen Kameras wirken. Ob sie diese Versprechen allerdings tatsächlich einlösen, muss zumindest zunächst offen bleiben. Soziale Kontrolle als integrativ wirkendes Korrektiv von sozialer Abweichung innerhalb von kohärenten Gruppen hat mit Videoüberwachung wenig zu tun. Die über Kameras ausgeübte „soziale“ Kontrolle ist eine Farce, eine verzerrte, groteske Parodie sozialer Kontrolle. Die Normen, zumindest unter den Bedingungen einer konsumorientierten Urbanisierung, sind keine soziale Normen im Sinne einer gesellschaftlichen Verständigung über diese, sondern Kontroll- und Überprüfungsnormen, die nicht an Personen, sondern wiederum an Kategorien und Klassen von Personen in einem bestimmten Raum zu einer bestimmten Zeit interessiert sind. Der Blick der Kameras ist unklar. Sind es die Personen, die im Blick der Kameras sind oder geht es nur um die räumlichen Abschnitte, die mit einer Kamera überwacht werden? Anders gefragt – interessiert sich die Kamera für die Normenverletzungen außerhalb des beobachteten Gebietes, wenn es um räumlich kontextualisierte Normen geht? Die Frage muss zumindest für solche Abweichungen mit „nein“ beantwortet werden, die sich unterhalb strafrechtlich relevanter Vergehen bewegen, dennoch einen Normbruch im Sinne derjenigen darstellen, die über den Raum verfügen. Insofern sind es Kameras, mit denen sich vielfältig Raum aneignen, gestalten und diskursiv bestimmten lässt. Eine Kamera ist Teil der Definitionsmacht von Räumen und der in ihnen geltenden Normen. Für Klauser, dessen Arbeit sich explizit mit den verschiedenen Beziehungen von Kameras zu Räumen und den Auswirkungen des Verhältnisses auseinandersetzt, sind Kameras Mittel zur Raumdifferenzierung, womit in wichtige und unwichtige Räume unterteilt wird. Wichtig könnte z.B. die wirtschaftliche Attraktivität eines Raumes sein, in dem besondere Normen gelten könnten (und häufig auch gelten, Klauser 2006: 126f; vgl. auch Töpfer, Eick & Sambale 2007). Kameras sind für Klauser Mittel der sozialen Rauman eignung – und damit beziehen sie sich zuallererst auf einen Raum und dann auf die diesen durchquerenden Personen.

Kameras rahmen die Welt

Räume werden durch die Beobachtung durch Kameras in ihrer sozial-räumlichen Komplexität reduziert (vgl. Klauser 2006: 122f). Eine solche Reduzierung von Raum wirkt in mehrere Richtungen. Zum einen auf die Bedeutung von Raum und auf die Möglichkeiten, die einer Person bleiben sich mit einem bestimmten Raum auseinanderzusetzen, sich darin zu bewegen und diesen eventuell mit neuen Bedeutungen und Zuschreibungen zu versehen; weiterhin gestaltet eine solche Reduzierung, wenn öffentlich debattiert – z.B. als

politischer Diskurs – das Raum-Bild und gibt damit fast definitorisch eine Interpretation und die daraus erwachsenden Möglichkeiten seiner Wahrnehmung vor; und schließlich reduzieren die Kameras den Raum auch für diejenigen, die sich diesen durch die Objektive ansehen. Eine Kamera filmt nur einen Ausschnitt, mehrere Kameras produzieren ein Collage eines Raumes mit im schlimmsten Fall toten Winkeln und nicht einsehbaren Bereichen. Der Raum wird fragmentiert. Die Kamera rahmt den Raum und bestimmt somit zunächst für die Beobachter den Ausschnitt von Welt, den sie wahrnehmen können. Es entsteht ein Raum zweiter Ordnung, der sich deutlich von dem überwachten Raum unterscheidet (vgl. Klauser 2006: 123). Dieses allerdings ist nicht die einzig mögliche Verzerrung und Veränderung, denn allein durch davon unabhängige Zuschreibungen, wird ein Raum bereits semantisch besetzt und verändert die Möglichkeiten seiner Aneignung. Kameras sind eine Form der Aneignung, die äußerst wirkmächtig sein kann. So ist auch das Welt-Bild der Kamera notwendigerweise eingeschränkt und wird durch das Objektiv und die Technik wiederholt vermittelt und verzerrt. Gleichzeitig wird der beobachtete Raum in seinen Funktionen nicht nur reduziert, sondern auch auf wenige mögliche Zuschreibungen eingeeengt und essentialisiert. Ein so konstruierter Raum soll nicht mehr offen sein – wie es Räume generell sein sollen (vgl. Thrift 2006: 141) –, sondern wandelt sich vielmehr zu einer Bühne vorhandener Risiken, wobei nicht klar ist, ob diese von dem Raum oder den darin befindlichen Menschen ausgehen können. Raum bzw. die Wahrnehmung von Raum wird durch die Kameras in mehrerlei Hinsicht beeinflusst. Hierbei ist nicht hauptsächlich die Raumwahrnehmung durch die beobachteten Menschen gemeint, sondern grundsätzlicher die Kategorisierung von Räumen durch Kameras und erst dadurch die daran anschließende Wirkung auf die Menschen. Videoüberwachung teilt Räume auf, in einen überwachten und nicht-overwachten Teil (vgl. Klauser 2006: 25f). Beide Kategorien korrespondieren dabei mit weiteren Qualitäten, z.B. mit wirtschaftlichen oder kriminalistischen Aspekten, über die ein Raum auch ohne die Beurteilung seiner Besucher oder Bewohner mit den Attributen sicher oder unsicher versehen wird. Erst daran anschließend und in Abhängigkeit dazu können sich nun die Besucher ein eigenes Bild von dem Raum machen. Die Kategorisierung durch die Kameras geht dem allerdings bereits voraus. Von einer unabhängigen Einschätzung kann dann nicht mehr die Rede sein. Es ist dennoch fraglich, ob in Räumen, die durch Kameras als „unsicher“ kategorisiert werden, Kameras letztlich auch zu einer Wiederherstellung eines beeinträchtigten Sicherheitsgefühl führen –, wo sie doch durch ihre Präsenz zualtererst für jedermann deutlich eine Unsicherheit „konstruierten“, zumindest aber diese sichtbar gemacht haben.

Das Objektiv der Kamera bestimmt gleichzeitig den wahrnehmbaren Welt-ausschnitt sowie den verbliebenen Handlungsrahmen, sowohl für Überwacher als auch für die Überwachten. Über die Monitore wird eine weitere,

durch spezifische Vorgaben und Sinn der Kameras vorgegebene Interpretation von Welt vermittelt, die in der Praxis der Überwachung auch durch andere zusätzliche Faktoren beeinflusst werden kann. Anschließend an die obige Diskussion zur Beschaffenheit von Kamerasystemen, muss bei einer Bewertung auch das Personal mit bedacht werden, das hinter den Monitoren sitzt und die Bilder entweder live oder zeitversetzt anschaut und entsprechend handelt. Dass gerade an diesem Punkt die Qualität solcher Arbeit sehr unterschiedlich sein kann, wird deutlich in den Untersuchungen, die sich auf die Kontrollzentralen konzentriert haben (vgl. Norris & Armstrong 1999; McCahill 2002; Newburn & Hayman 2002; Smith 2004; für eine Zusammenfassung anderer Untersuchungen vgl. Kammerer 2008: 143ff). Die hier stattfindenden menschlichen Interaktionen mit Technik haben Konsequenzen für den Einsatz von Sicherheitskräften und die Bewertung der Handlungen in den überwachten Räumen sowie für die Wahrnehmung dieser Räume und Örtlichkeiten selbst. Für die Bewertung einer Überwachungspraxis ist zusätzlich von Bedeutung, dass außer der Videotechnik noch der Gebrauch anderer Technologien anschließt, wie etwa von mobilem Funk oder Alarmsystemen, die ausgelöst werden. Die Möglichkeiten, Fehler zu produzieren, wachsen mit der zunehmenden Komplexität der Technologie sowie den beteiligten Menschen, die damit interagieren oder Teil eines solchen Systems sind. Derartig verzahnte Systeme haben in ihrer praxisrelevanten Funktionalität Grenzen, über die hinaus sie nur begrenzt einsetzbar oder in praktische Betriebsabläufe integrierbar sind (vgl. u.a. McCahill 2002: 84ff). Zusätzlich zu diesen Interaktionen kommen solche des Sicherheits- und Kontrollpersonals untereinander. Die Arbeitsbedingungen, Qualifikationen und Ambitionen des Personals hinter den Kameras variieren beträchtlich. Kompetenzgerangel zwischen Kontrollpersonal und Polizei, wie sie McCahill (2002) beschrieben hat, oder die von Langeweile und Vorurteilen bestimmten Arbeitsroutinen, die Norris & Armstrong (1999) bei ihren Feldstudien beobachten konnten, haben einen Einfluss auf die Effizienz eines Systems, auf die Konsequenzen und die Wirksamkeit von Videoüberwachung. Die durch das Videobild geformte Weltansicht der Überwacher und damit die handlungsrelevanten Konsequenzen für räumliche Anordnungen machen aus der Kamera ein Instrument der Weltaneignung. Die unbekannte und notwendigerweise unsichere Welt jenseits der Monitore wird durch die Kameras erfahrbar. Dass diese Art der Welterfahrung auch durch ökonomische Rationalitäten erzwungen wurde, in dem auf diese Weise viele Örtlichkeiten von vergleichsweise wenigen Personen überwacht werden können, zeigt wie auch „bekannt“ und „unbekannt“ konstruierte Größen sind, mit deren Hilfe eine gesellschaftliche Steuerung möglich gemacht wird. Misstrauen ist Teil der Arbeitsgrundlagen für die Beobachter von Überwachungskameras, basierend auf Annahmen, die nicht auf den tatsächlich im Bild stattfindenden Wirklichkeiten beruhen müssen. Misstrauen, wie es eine grundlegende Eigenschaft für die Überwachung durch

Kameras ist, ist eine soziale Konstruktion (Norris & Armstrong 1999: 118; auch Smith 2004: 381f; Kammerer 2008: 156). Im Zusammenspiel von Kameras, Beobachter und der durch die Kameras gerahmten Umwelt entsteht eine Dynamik, die auch auf die Materialitäten des Systems „Überwachungskamera“ verweisen würde. Die Parameter der Überwachung sind nur relevant in dem von Kameras, Bildausschnitten sowie den Sicherheits-/Unsicherheitsdiskursen konstruierten Rahmen, in dem die Konstruktion des Misstrauens überhaupt nur einen Sinn hat und gleichzeitig grundlegend ist. Wenn es bei der Betrachtung von Dingen, wie in diesem Fall Überwachungskameras, darauf ankommt zu schauen, „*wie die Dinge, die wir machen, uns machen*“ (Miller 2005: 38), dann bedeutet dieses, dass die Videokameras, die zur Überwachung der Welt installiert worden sind, ein Bild von der Welt erst während der Beobachtung selbst mit entwerfen. So sehr also Vorannahmen die Arbeit der Beobachter beeinflussen, so sehr werden diese Vorannahmen durch die Arbeit und die Kameras erst konstruiert.

Im Sinne einer gesellschaftlichen Verortung dient die Überwachung durch Kameras auch zur Absicherung eines eigenen Weltbildes. Das allerdings bedeutet etwas anderes für die Beobachter als für die Beobachteten. Erstere bringen ihre persönlichen Vorannahmen, Vorurteile und Stereotypen in die Beobachtungspraxis bereits mit und sehen diese dort bestätigt bzw. suchen nach einer Bestätigung mithilfe der Technik, die letztlich auch ihren Arbeitsplatz begründet. Je mehr sie ihre Annahmen durch die Bilder der Kameras bestätigt sehen, desto fester werden die Weltbilder, die wiederum einen Einsatz der Kameras rechtfertigen. In dem bestimmte Parameter für die Einführung von Kameras gesetzt werden, die dann in der Praxis bestätigt werden bzw. die anschlussfähig an die ohnehin vorhandenen und neuerlich geförderten Vorurteile der Beobachter sind, scheint es, als ob die Kameras einen empirischen Beweis für ihre eigene Existenz an einem Ort bereithalten. Die Beobachteten hingegen haben nur die Chance ihre Vorstellungen auf die Kameras zu projizieren. Die Begründungen für eine Installation der Kameras werden den Beobachteten in Form von Sicherheits-/Unsicherheitsdiskursen und den darüber nach außen gedruckenen Vorannahmen oder Parametern der Überwachung vorgelegt. Die eigenen Erfahrungen oder Vorstellungen werden damit abgeglichen, die Argumente dann entsprechend in Einklang mit eigenen Weltbildern gesetzt, angepasst oder verworfen. Auch hier kann es dann zu dem Phänomen kommen, dass die Kameras als Grund ihrer Existenz an einem bestimmten Ort aufgefasst werden.

Der vorgegebene Rahmen aus räumlich-örtlicher Konstellation, der Lokalisierung von Unsicherheit an einem Ort, den technischen Bedingungen sowie vorhandenen räumlichen Zuschreibungen nimmt bestimmte Deutungsmuster bereits vorweg. Das vermeintlich Unbekannte wird daraufhin überprüft, ob es den Vorstellungen entspricht, die gemäß der Ausgangslage gar nicht anders sein können. Parameter der Überwachung geben somit die

Formen und Muster der Überwachung und zu einem gewissen Grad auch die Ergebnisse bereits vor. Die Überwachung selbst wird erst manifest, indem die einzelnen Teile entworfen und zu dem entsprechenden Rahmen zusammengefügt werden. Inwieweit ein Raum dabei von sich aus wirkt, also seine Materialität einen Einfluss hat, und wie durch die gesetzten Parameter und Diskurse Räume „gemacht“ werden, denen in diesem Prozess paradoxerweise jede semantische Flexibilität und Wandelbarkeit abgesprochen wird, kann konkret am Beispiel der rhetorischen Figur des „Kriminalitätsbrennpunktes“ gezeigt werden. Wie sich dieser Prozess auf die Wahrnehmung von Räumen auswirkt und welche Wirkung Räume durch ihre Materialität generell haben können, kann über die Atmosphäre eines Raumes erschlossen werden.

Atmosphäre eines Raumes

Die Idee, dass Räume eine Atmosphäre haben, geht zurück auf die Materialität von Raum und gleichzeitig auf seine Immaterialität, denn eigentlich ist Atmosphäre etwas, das weder gebaut oder eingerissen, noch angefasst oder umgangen werden kann. Dennoch ist sie da und wirkt – auch über die materiellen Objekte (vgl. Miller 2005; Wells 2007: 139) oder die sozialen Güter hinaus (vgl. Löw 2001). Ein Raum wirkt auf vielfältige Weise – durch seine baulichen Eigenheiten, die Formen des Konsums sowie durch seine Aneignung. So gesehen machen Menschen nicht nur den Raum, sondern der Raum kann auch Menschen machen, Beziehungen definieren und als etwas wirken, das mutmaßlich durch unsere Aneignung – im Sinne einer Inbesitznahme und Interpretation – erst entstanden ist (vgl. u.a. Miller 2005: 44; zu Atmosphäre auch Böhme 2002). Wenn es um die Bewertung und Analyse von Videoüberwachung geht, ist auch die Beschaffenheit eines Raumes ein entscheidender Faktor. Denn es ist für die Wirkung, die Ergebnisse und möglichen Konsequenzen von Bedeutung, ob dieser menschenleer, funktionsgebunden oder offen, multifunktionell und voller Menschen ist. Weiterhin ist wichtig, welche Attribute einem Raum zugeschrieben werden, insbesondere im Zusammenhang mit der Installation von Kameras. Ob ein Raum als sicher oder unsicher beschrieben wird und welche Rolle Kameras innerhalb eines solchen Diskurses spielen sollen, sind äußerst relevante Aspekte bei der Betrachtung von Videoüberwachung. Es muss klar sein, von welchen Kameras man in welchem räumlichen Zusammenhang spricht. Es spielt nämlich eine Rolle, wie präsent eine Kamera an einem Ort ist und ob sie mehr als eine bloße Fernüberwachung eines leeren Raumes, eines Betriebsablaufes oder tatsächlich der Kontrolle von Menschen dienen soll, die die Maßnahme aber gar nicht wahrnehmen oder wahrnehmen können. Kameras, die nicht sichtbar einen Raum überwachen, können auch keinerlei Auswirkungen auf die Wahrnehmung haben, diese nicht beeinflussen und damit auch keine Wirkung hinsichtlich einer Veränderung von Sicherheitsgefühl oder gar eine präventive

Wirkung haben. Sichtbare Kameras andererseits greifen in die Aneignung von Raum ein, gestalten die Diskurse um einen Raum und verändern von daher auch die Möglichkeiten der Kameras und ihrer Kontrollidee. Außerdem dürften sie auch auf die Atmosphäre eines Raumes wirken, allerdings nicht allein und manchmal sogar nicht entscheidend. Für die Praxis und Technologie der Videoüberwachung macht es sehr wohl einen Unterschied, ob Kameras einen öffentlichen Raum überwachen und alles Verhalten dort beobachten oder ob es sich um die Überwachung eines Gebäudes oder die Einlasskontrolle in dasselbige handelt – ob es um Kriminalprävention in einer U-Bahn oder die Betriebsabläufe innerhalb eines U-Bahn-Tunnels geht. Dabei geht es nicht nur um die rechtlichen Aspekte, sondern auch darum, ob Kameras ihren anvisierten Zweck erfüllen können oder diesen aufgrund des größeren Kontextes verfehlen. Der beobachtete Raum ist ein entscheidender Aspekt für die Wirksamkeit, die Bewertung und die möglichen Konsequenzen von Videoüberwachung. Will man die Wirksamkeit von Kameras evaluieren, dann ist es wichtig zu unterscheiden, ob es sich um einen belebten Platz handelt, in dem sich viele Menschen aufhalten und direkt oder indirekt interagieren oder um einen eher leeren Ort, wo sich einzelne Handlungen klar zuordnen lassen, da dort die Funktion des Raums klarer bestimmbar ist, z.B. in einem Autoparkhaus im Gegensatz zu einer Einkaufsstraße. Das Beispiel eines Feldversuches des Bundeskriminalamtes zur Videoüberwachung mit automatischer Gesichtserkennung am Mainzer Hauptbahnhof hat gezeigt, das sich ein belebter Ort, zumal mit nicht immer idealem Licht, nicht für eine solche Maßnahme eignet. Ganz abgesehen von der unzureichenden technischen Entwicklung des Systems, das zu viele Fehler produziert hatte (vgl. u.a. BKA 2007). Ob und wie Kameras letztendlich bestimmend für Raum-Bilder sind, kann anhand empirischen Materials zu Wahrnehmungen von Kameras und Einstellungen zu Raum illustriert werden. Ich greife hierzu auf empirisches Material einer Studie zu Raumwahrnehmung und Videoüberwachung in Hamburg zurück, die zwischen 2003 und 2006 durchgeführt wurde. Die methodischen Einzelheiten werden in Kapitel 5 detaillierter erläutert. Es handelt sich um eine Analyse qualitativer Leitfaden-Interviews mit Personen aus zwei Hamburger Stadtvierteln, in denen über Stadt, städtische Räume und konkrete Örtlichkeiten, deren Wahrnehmung und schließlich auch über Videoüberwachung im Zusammenhang mit diesen gesprochen wurde (vgl. Czerwinski & Zurawski 2006, 2008; Czerwinski 2007). Zum Zeitpunkt der Interviews gab es keine öffentliche Videoüberwachung in Hamburg, sondern ausschließlich an Bahnhöfen, in U-Bahnen sowie in privaten Umgebungen. Eine Diskussion darüber war allerdings bereits in vollem Gang.

In der von mir durchgeführten Studie lassen sich bei differenzierterer Betrachtung 25 der 41 Befragten nicht eindeutig als Befürworter oder Gegner von Videoüberwachung klassifizieren. Die Möglichkeiten mit Videoüberwachung eine Prävention bzw. Abschreckung, Reduzierung der Kriminalität und

Steigerung des subjektiven Sicherheitsgefühls zu erreichen wurden sehr unterschiedlich eingeschätzt. 35 Befragte lehnten eine flächendeckende Videoüberwachung ab. Bezogen auf bestimmte Orte war die Zustimmung zu Überwachungskameras jedoch wieder groß. Dabei handelt es sich immer um stark frequentierte und funktionsgebundene Orte, die von allen Interviewten als öffentliche Räume wahrgenommen werden, da sie allgemein zugänglich sind, ungeachtet ihres tatsächlichen rechtlichen Status. Häufig genannte Beispiele sind Bahnhöfe sowie deren unmittelbare Umgebung, der öffentliche Personennahverkehr, Banken und Einkaufspassagen. Es gab aber auch öffentlich zugängliche Orte, an denen Videoüberwachung ganz anders bewertet wurde. Befragt nach ihren „Lieblingsorten“ in Hamburg – also nach (öffentlich begehbaren und bebauten) Orten, an denen sie sich sehr gerne aufhalten – wurden in Hamburg vor allem bestimmte Plätze an der Alster und an der Elbe sowie im Hafen am häufigsten genannt (24-mal). Auch einzelne Straßenzüge fanden häufig Erwähnung (13-mal). Solche Orte wurden bei der positiven Bewertung von Videoüberwachung insgesamt nur zweimal angeführt. Am Ende des Gesprächs wurde die Frage gestellt, ob die Befragten wissen, ob an ihren „Lieblingsorten“ Kameras hängen und ob sie diese gutheißen bzw., wenn welche installiert werden würden, ob sie diese gutheißen würden. Ausdrücklich befürworteten dies lediglich drei Personen. Gut die Hälfte der Befragten sprach sich strikt dagegen aus. Der Rest äußerte sich ambivalent, eine eindeutige Zuordnung war nicht möglich, wobei deren Aussagen ausweichend skeptisch gegenüber Kameras an den von ihnen genannten Lieblingsorten formuliert waren: *„Das könnte mir eigentlich egal sein (...) aber es würde mich stören, wenn ich beobachtet werden könnte (...) obwohl das niemandem irgendwas brächte. Ich weiß auch nicht...“* (Auszüge aus einem Interview). Dabei handelt es sich sowohl um Orte, an denen viele verschiedene Menschen aufeinandertreffen, wie z.B. die Landungsbrücken am Hamburger Hafen – als auch um solche, an denen wenig Betrieb herrscht. Einigen der „Lieblingsorte“ ist allerdings keine klare Funktionsbindung zuzuordnen. Das gilt jedoch nicht für alle genannten Orte.

An den Orten, an denen von den Interviewten mit hoher Zustimmung eine Videoüberwachung erwünscht wäre, fühlen sich zumindest einige der dort verkehrenden Personen verletztlich oder gar bedroht und betrachten Überwachungskameras als Mittel, diese Gefühle zu verringern oder sogar zu eliminieren. Auslöser dieser Gefühle konnte z.B. eine große, als anonym empfundene Menge von Menschen an einem Ort sein. Wenn dieses aber der alleinige Auslöser wäre, hätten die Befragten mehrheitlich auch einer Videoüberwachung an den Landungsbrücken zustimmen müssen. Das taten sie jedoch nicht. Aus der Funktionsgebundenheit eines stark frequentierten Ortes folgte also nicht zwingend eine größere Zustimmung zur Videoüberwachung. Deshalb muss es weitere Faktoren geben, die maßgebend auf die Meinungsbil-

dung über Kameras an einem bestimmten Ort einwirken und die auf die Bedeutung der Atmosphäre eines Raumes hinweisen.

Die Art der Funktion erlaubt genauer betrachtet eine weitere Differenzierung. Vergleicht man sowohl die Orte selbst als auch die Aussagen zu den Landungsbrücken und zum Hauptbahnhof, zeigt sich einerseits, dass sowohl die Fähren als auch die U- und S-Bahnen der Personenbeförderung im Nahverkehr dienen und diese Funktion auch jedes Mal eine wichtige Rolle spielt. Des Weiteren gibt es an beiden Orten Schnellrestaurants, Kioske sowie Einrichtungen, in denen Fahrscheine zu kaufen und Reise- sowie Touristeninformationen zu erhalten sind. So ähnlich die Funktionen, so unterschiedlich die Wahrnehmung, Nutzung und Funktionszuschreibung. Viele Interviewte gaben an, den Hauptbahnhof primär als Station zum Umsteigen auf dem Weg zur Arbeit oder von dort nach Hause zu nutzen. Dort ansässige Geschäfte und Restaurants werden meist nur in Verbindung mit Erledigungen in der Hamburger City besucht. Die Landungsbrücken werden zwar auch besucht, um die Fähren zu nutzen, aber meist in einem Kontext, der nicht auf die tägliche Arbeit und den Alltag bezogen ist, sondern auf nicht alltägliche Aktivitäten, die zum großen Teil in den Freizeitbereich der Interviewten fallen. Erhellend sind die Attribute, mit denen die beiden Orte seitens der Befragten belegt worden sind. So sei der Hauptbahnhof unter anderem „*unübersichtlich*“ und durch „*hektische Menschen*“ geprägt. Dort würden viele „*schräge Gestalten rumhängen*“, wodurch dann „*eben auch viel passiert*“, weshalb „*man schon auf der Hut sein muss und auch auf seine Sachen achten muss*“ (Interview-Aussagen). Wohingegen die Landungsbrücken vollkommen anders gesehen werden. Sie würden „*ruhig und entspannend*“ wirken (auch dort sind viele Menschen auf relativ engem Raum). Sie seien „*schön*“ und „*architektonisch nett anzusehen*“. Über das Gebäude des Hauptbahnhofs, das ebenso wie die Landungsbrücken Anfang des 20. Jahrhunderts im gleichen Stil erbaut und nicht nur als funktionales, sondern auch als repräsentatives Bauwerk konzipiert wurde, traf indes niemand eine Aussage. Räume haben eine Atmosphäre, eine Potentialität wie Löw diese raumbezogene Qualität nennt. Diese Atmosphären „*sind die in der Wahrnehmung realisierte Außenwirkung sozialer Güter und Menschen in ihrer räumlichen (An)Ordnung*“ (Löw 2001: 205) und können sich nicht nur auf abstrakte Räume, sondern auch auf konkrete Orte, Räumlichkeiten, z.B. Städte erstrecken (vgl. Löw 2008, dort dann als städtische Eigenlogik). Durch Handeln entsteht Raum als eine relationale (An)Ordnung, die wiederum auf das Handeln einwirkt und es strukturiert. Diese Ordnung beruht auf der Platzierung sozialer Güter und Menschen in einem Raum, wobei Orte als Ziel und Resultat dieser Platzierung entstehen, die durch eine Syntheseleistung zu Räumen verknüpft werden. Sowohl soziale Güter als auch Menschen besitzen neben ihrer puren Materialität jedoch auch eine Außenwirkung. Atmosphären von Räumen entwickeln sich über die subjektive Wahrnehmung dieser Wirkungen (ebd.: 210). Ob die materielle

Welt, die hier in der (An)Ordnung auf Raum, Personen und deren Verhältnis wirkt, immer als „soziale Güter“ bezeichnet werden können, kann ich nicht abschließend sagen. Eine solche Beschreibung ruft aber bestimmte Assoziationen hervor, die eventuell den „Dingen“ so nicht immer gerecht werden. Eine Betrachtung von „Dingen“ im Sinne materieller Kultur und damit nicht als genuin sozial, sondern als Dinge, über die Sozialität oder Kultur vermittelt werden kann, böte die Möglichkeit, sich z.B. Videokameras als Artefakte anzuschauen und nicht ausschließlich als Kontrollinstrument – also bei der Betrachtung als erstes ihre Einbettung in einen weiteren Kontext vorwegzunehmen. Dass über solche Artefakte und Dinge dann doch Strukturen und Konsequenzen wahrgenommen werden können, ist ein wichtiger Aspekt in einer umfassenden Betrachtung von Raum bzw. der Atmosphäre von Räumen (vgl. Wells 2007: 137f). Das heißt nicht, dass Atmosphären eine absolute Gültigkeit haben. Sie sind genau so Teil der relationalen Anordnungen, der Überlagerungen von Raum und dessen Dynamik und der fortdauernden Re-Arrangements von Dingen im Verhältnis zu Ereignissen (vgl. Thrift 2006: 144), wie sie für Räume typisch sind. Eine Atmosphäre könnte sich also ändern, wenn zum Beispiel materielle Dinge/Artefakte dazu gefügt werden, wie es im Hinblick auf Sicherheit und Kontrolle in der Stadtplanung passiert (nicht ausschließlich mit Videokameras), oder wenn Ereignisse oder geänderte Zuschreibungen andere Bewegungen und Beziehungen ergeben. Stadtplanerische Beispiele (im weitesten Sinn) gibt es hierfür viele. Davis hat in seinen Arbeiten zu Los Angeles die sozialen Folgen von räumlichen Materialitäten gezeigt. In den Konfliktzonen Nordirlands oder Israels/Palästinas lassen sich die sozialen Konsequenzen solcher Materialitäten zeigen und fast in Echtzeit beobachten. Mauern, *peace lines*, Grenzen usw. machen ebenso Raum und wirken auf die Möglichkeiten der Inbesitznahme und diskursiven Aneignung wie andere Faktoren. Vielfach sind gerade jene Faktoren, z.B. Ausschluss, Zersplitterung, Diskriminierung, über diese materiellen Dinge in den Raum eingeschrieben oder werden dort allgemein sichtbar (zu Belfast: Shirlow 2006; Zurawski 2013; zu Israel: Weizmann 2008). Aber auch in zivilen Stadtplanungsprojekten, wie z.B. der HafenCity in Hamburg, lassen sich solche die Atmosphäre deutlich prägenden materiellen Dinge finden, die explizit der Raumgestaltung dienen und eine ganz bestimmte Atmosphäre fördern sollen. Die Abbildung zeigt Sitzbänke an den Magellan-Terrassen, die in den Beton eingelassenen Stahlstifte sollen das Skateboardfahren ebendort verhindern (vor allem das so genannte *sliding*/rutschen auf den Mauerkanten).

Abbildung 7: Magellanterrassen, HafenCity Hamburg, Foto: Nils Zurawski



Atmosphären sind so gesehen machbar, steuerbar. Materielle Artefakte setzen zunächst Fakten, die nicht ohne Weiteres ignoriert werden können. Die vom Ausschluss Betroffenen müssen sich mit diesen (Arte)Fakten auseinandersetzen, um eine Rauman eignung überhaupt beginnen zu können. In diesem Beispiel werden materielle Dinge benutzt um auszuschließen. Die Umgestaltung von Räumen kann aber auch dazu führen, dass diese wieder einschließend wirken, weniger gefährlich. Der Hansaplatz in Hamburg St. Georg (in der Nähe des Hauptbahnhofes) soll mit Hilfe einer Umgestaltungsmaßnahme sein Image als „sozialer Brennpunkt“ verlieren und für die Bürger auch ohne Kameras (zeitweilig waren fünf dort installiert, vgl. Zurawski 2012) wieder attraktiv gemacht werden. Nicht zuletzt weil die Bürger selbst glauben, dass Kameras den Platz nur stigmatisieren, ihm aber keine bessere Atmosphäre verschaffen, was sich letztlich auch auf seine Rolle und Wahrnehmung als „sozialer oder krimineller Brennpunkt“ auswirkt. Die immaterielle Atmosphäre soll anhand materieller Güter verändert werden, was, wenn es gelingen würde, auch zeigen könnte, dass Stigmatisierungen rückgängig zu machen sind und ebenso einer materiellen Basis bedürfen wie mögliche Gegenentwürfe.

Die oben zitierten Äußerungen zu den beiden Orten in den Interviews können als Interpretationen räumlicher Atmosphären gedeutet werden. Inte-

ressant daran ist, dass diese Atmosphären nicht allein individuell gestaltet sind, sondern von mehreren Personen so gesehen werden. Die Attribute, mit denen der Hauptbahnhof und die Landungsbrücken in den Interviews belegt werden, sowie die damit einhergehenden Assoziationen spiegeln den Unterschied in der wahrgenommenen Atmosphäre wider. So wird von den Befragten ein Zusammenhang zwischen bestimmten Orten – hier dem Hauptbahnhof – und Kriminalität hergestellt, ohne dass sie diesen Zusammenhang faktisch untermauern können. Keine einzige befragte Person konnte von einer selbst erfahrenen oder beobachteten Straftat berichten. Die Bilder, die Menschen von bestimmten Orten im Kopf haben, können durch die direkte Wahrnehmung und/oder durch Vermittlung geprägt sein. Zudem wird der Begriff Kriminalität auf ganz unterschiedliche Phänomene angewendet. Sogar Verhaltensweisen und Einstellungen wie z.B. „Anrempeeln, Pöbeln, also so Kriminalität im kleinen Sinne“ (Interview-Aussage) fallen für einige Personen darunter, wodurch zudem das Kriminalitätsverständnis eindeutig als Ergebnis eines sozialen Beurteilungsprozesses ausgewiesen wird. So instabil Raum auch ist, so ist ein Teil des Aushandlungsprozesses der ständige Versuch ihn zu stabilisieren, d.h. für einen Raum eine gültige und bindende Definition zu finden und durchzusetzen. Dahinter steht die Annahme, dass Raum nur dann beherrschbar ist, wenn er stabil und eindeutig ist. Das solche Stabilisierungsversuche selbst Teil der Dynamik und der Offenheit von Raum sind, fällt den entsprechenden Institutionen oder Personen dabei nicht auf. Mit einem weiteren Beispiel aus der Studie zu Videoüberwachung und Raumwahrnehmung in Hamburg will ich einen weiteren Aspekt herausstellen, der zeigt, wie Kameras als Kontrollinstrument mit im weitesten Sinn Unbekanntem assoziiert werden und dabei eine Stigmatisierung von Raum gleichzeitig Konsequenz und Voraussetzung ist.

Kriminalitätsbrennpunkte und Stigmatisierung

Die Begriffe „Kriminalitätsschwerpunkt“ respektive „Kriminalitätsbrennpunkt“ wurden in den Interviews der Hamburger Studie wiederholt von den Interview-Partnern benutzt – teilweise in einem weitgefassten Kontext, teilweise ohne konkreten Ortsbezug und ohne einheitliche Definition. So wird „*eigentlich fast der gesamte Innenstadtbereich*“ ebenso als Kriminalitätsbrennpunkt bezeichnet, wie auch Orte, an denen „*einfach viele Leute auf einen Haufen sind, viele unterschiedliche Kulturen mit viel Kriminalität, die sich wahrscheinlich dort herausgestellt hat*“ (Interview-Aussagen). Worauf genau diese Einschätzungen beruhen, lässt sich nicht mit letzter Gewissheit sagen, das war auch nicht der Fokus der Studie, aber ich nehme an, dass auch Medien und ihre Berichterstattung über Hamburg allgemein bzw. in Verbindung mit konkreten Ereignissen in diesem Kontext eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Der Begriff Kriminalitätsschwerpunkt ist im Bereich der

Polizeiarbeit und kommunaler Sicherheit nicht nur in Deutschland, sondern international gebräuchlich und wird so von Medien und in der Diskussion transportiert (vgl. u.a. Chaaney, Thompson & Uhlig 2008). Mit Sicherheit wird auch dadurch die Wahrnehmung der Menschen beeinflusst. Wie stark und in welche Richtung sie das tun, ist an dieser Stelle nicht Untersuchungsgegenstand. Unzweifelhaft kann jedoch angenommen werden, dass solche Medienberichte in der Lage sind, bestimmte Begriffe z.B. aus dem öffentlichen politischen Diskurs aufzugreifen, deren (manchmal sehr vage) Definition mitzuliefern und sie im Bewusstsein der Menschen virulent zu halten. So hat u.a. die Diskussion über eine mögliche Einführung von Videoüberwachung im Zuge der Änderungen des Hamburger Polizeigesetzes den Begriff Kriminalitätsbrennpunkt auch in die öffentliche Debatte befördert. Er wurde vor allem dann benutzt, wenn Politiker die prekäre Sicherheitslage und die „ernstzunehmenden Ängste der Bürger“ thematisierten und als Mittel, um Sicherheitsgefühle positiv zu wenden, Videokameras in die Debatte brachten. Solche Diskussionen haben dazu geführt, dass über die Abstraktion von konkreten Orten feine Konzeptualisierung von Raum gefördert wurde, in der von der konkreten Lebenswelt abgelöste Bedeutungszuschreibungen möglich und dann als absolut gesetzt wurden (Belina 2000: 143, 2005; vgl. auch Glasze, Pütz & Rolfes 2005; Rolfes 2007). Im Fall der Kriminalitätsbrennpunkte wird durch sprachliche Vermittlung ein eindeutig negatives Bild transportiert. Die Bilder eines so bezeichneten Ortes und damit auch der Prozess der Raumaneynung werden eben durch die Bezeichnung vorgegeben. Antizipation und Rekonstruktion sozialer Risiken werden auf diesen Ort projiziert. Bestimmten Räumen wird so das Attribut „stark kriminalitätsbelastet“ zugeschrieben. Gleichzeitig fördert ein unreflektierter Umgang mit diesen Raumbildern eine erfolgreiche Verbreitung der dort als Problemmuster identifizierten Sachverhalte, die konsequenterweise im Verlaufe solcher Diskussion mit den Räumen selbst gleichgesetzt werden. So ist es auch keine Überraschung, dass die Zustimmung zur Videoüberwachung an Orten hoch ist, die als Kriminalitätsbrennpunkt ausgemacht worden sind: *„Wo kein himmelschreiender Brennpunkt oder Kriminalitätsschwerpunkt ist, da denke ich, kann man sagen, da verzichte ich auf einen Kameraeinsatz. Aber da, da sollte es sein“* (Interview-Aussage). Der Hauptbahnhof wurde wiederholt von Interviewten als ein solcher Kriminalitätsbrennpunkt bezeichnet. Gleichzeitig ist dort die Zustimmung der befragten Personen zur Videoüberwachung sehr hoch. Das wiederum lässt die Annahme zu, dass diese Befragten Kameraüberwachung dort, aber wohl auch generell, in einen stark kriminogen geprägten Kontext stellen. Andere mögliche Gründe für die Installation von Kameras, wie beispielsweise die Regelung von Betriebsabläufen, Personaleinsparung oder Unfallhilfe, wurden in den Interviews lediglich viermal erwähnt, wobei drei dieser Personen bei der Hamburger Hochbahn AG arbeiteten, also mit einem speziellen Vorwissen ausgestattet waren. Außerdem wurden Kameras an gro-

Ben Aus- und Einfallstraßen, die der Verkehrsregulierung dienen, zwar von 25 Befragten genannt (Frage: *Wo haben Sie in Hamburg schon einmal Kameras gesehen?*), diese aber dann mit vier Ausnahmen im weiteren Verlauf des Interviews nicht wieder erwähnt.

Auch die Landungsbrücken, für die eine Videoüberwachung von den Befragten abgelehnt wird, werden als öffentlicher Raum wahrgenommen, jedoch nicht unmittelbar mit Kriminalität in Verbindung gebracht. Anschließend an den Aspekt, das Räume und Orte eine Atmosphäre haben, ist es wohl ebenfalls wichtig für die Akzeptanz oder Ablehnung von Kameras, wie sich Personen einen bestimmten Ort aneignen und in ihrer subjektiven Lebenswelt verorten. Die Atmosphäre ist dabei einer der mannigfaltigen „Vektoren“, die die Welt konstituieren und ihre vielen Erscheinungen und Ausprägungen ausmachen (vgl. Thrift 2006: 141). Die Atmosphäre ist somit gleichzeitig das Ergebnis der Aneignungsprozesse – individuellen sowie sozialen Handelns – und als Faktor aktiv an diesen Prozessen beteiligt, deren Wirkung von den materiellen Dingen (sowie deren Beziehung und Einbettung in soziales Handeln) selbst ausgeht. Warum also die Landungsbrücken anders beurteilt werden als der Hauptbahnhof, liegt nicht an ihren Funktionalitäten, die sich auf einer phänomenologischen Ebene durchaus ähnlich sind. Vielmehr liegt der Schlüssel zum Verständnis der Beurteilungen in der Atmosphäre des jeweiligen Ortes und den damit verknüpften Bildern in den Sinnwelten der Menschen. Denn über die Atmosphäre bauen Menschen Distanzen ab oder auf und eignen sich Räume an. Eine bestimmte Art der Aneignung ist eine Voraussetzung, um einen Raum als vertraut, als privat zu empfinden oder eben nicht. Deshalb ist die Feststellung richtig, dass je näher Videoüberwachung an das herankommt, was Menschen als ihre Privatsphäre wahrnehmen, die Kameras desto mehr abgelehnt werden (Czerwinski & Zurawski 2007). Aber als wie nahe an der Privatsphäre ein Raum wahrgenommen wird, hängt eben nicht ausschließlich davon ab, ob er öffentlich zugänglich ist oder nicht. Privatheit ist also nicht notwendigerweise auf den häuslichen, intimen Bereich beschränkt, sondern hängt gerade bei öffentlich zugänglichen Orten von der atmosphärischen Zuschreibung durch die Menschen selbst ab. Mit Thrift (2006) lässt sich sagen, dass auch die Privatsphäre räumlich verteilt ist und es eine Geographie von Privatheit gibt, die sich räumlich nicht an einem konkreten Ort (zu Hause, häusliche Sphäre) festmachen lässt, sondern sich bewegt und in immer anderen Beziehungen auftreten kann. Die über die hier angeführten Aspekte formierten und als rein subjektiv empfundenen Wahrnehmungen bestimmen, ob und in welchem Maß Menschen sich einen Raum aneignen bzw. wie die Welt darin ausgestaltet ist. Die sozialen Güter oder materiellen Dinge sowie die Menschen produzieren bzw. beeinflussen eine räumliche Wahrnehmung durch ihre Außenwirkung. Hinzukommen die über einen Raum vorhandenen Bilder, welche Teil der Atmosphäre und Teil ihrer Entstehung sind. Alle vorhandenen Faktoren beeinflussen sich wechselseitig, sind

so ständig in Bewegung und produzieren Räume und setzen die Standards wie ein Raum zu betrachten ist. Kameras spielen als räumliche Kontrollstrategie in doppelter Hinsicht eine Rolle: Zum einen ermöglichen sie die Distanzkontrolle eines Raumes, einer konkreten Örtlichkeit; zum anderen werden über sie, über das Artefakt Kamera und dessen Konsequenzen, die diskursiven Möglichkeiten räumlicher Ausgestaltung und Aneignung kontrolliert. Das Vorhandensein von Kameras steuert die Möglichkeiten und die Richtung der Wahrnehmung von Raum. Dabei wird über die Kameras der Raum definiert und mit Eigenschaften versehen, die eigentlich auf Menschen bezogen sein sollten.

Die Aussagen der meisten Befragten der Hamburger Studie zur Videoüberwachung zeigte hinsichtlich der Akzeptanz von Kameras eine übereinstimmende Grundstimmung: „*Wenn es sein muss, kann ich damit leben*“; „*Es ist sicher nicht so, dass ich dagegen bin, weil es kann ja nicht schaden*“; „*Wenn es Sinn macht, ist es okay*.“ Kameras werden demnach in erster Linie als eine Notwendigkeit begriffen. Der Sinn ihrer Installation muss außerdem unmittelbar einsichtig erscheinen, damit sie akzeptiert werden. Positive Attribute waren eher die Ausnahme. Des Weiteren sagte jede dritte Person, dass sie „*persönlich nichts zu verbergen*“ habe (Interview-Aussagen). Das impliziert zum einen schon den unterstellten Sinn der Kameras – nämlich die Menschen zu erkennen, die etwas zu verbergen haben – und zum anderen, dass überhaupt Menschen da sind, die überwacht werden müssen. Wird ein Ort mit Kriminalität – und damit zumeist auch mit Angstgefühlen – assoziiert, sind einerseits beide Implikationen leichter nachzuvollziehen und andererseits ist auch ein Sinn leichter erkennbar. Videoüberwachung unterstützt diese Zuschreibungen und überträgt sie auf den Raum. Damit einher geht eine Abgrenzung – „*mich betrifft das sowieso nicht*“ – von den Personen, die vermeintlich überwacht werden müssten. Dabei müssen diese nicht unbedingt eindeutig definiert werden, wovon Ausdrücke wie „*die Kriminellen*“, „*herumlungernde Typen*“ und „*Asoziale*“ zeugen. Zudem ist die subjektive Abwägung der persönlichen Vor- und Nachteile ein sehr wichtiges Kriterium bei der Meinungsbildung (vgl. Klausner 2005: 68, der das für Erhebungen in der Schweiz belegt). An Orten, die von Menschen mit Kriminalität und Angst verknüpft werden, fällt dementsprechend eine persönliche Kosten-Nutzen-Rechnung eher so aus, dass sie Kameras akzeptieren: „*Da wo viel Kriminalität ist, müssten auch mehr Kameras hin (...), weil da leicht was passieren kann*“ (Interview-Aussage).

Anders verhält es sich an Plätzen, die von den Interviewten als „*Lieblingsorte*“ bezeichnet wurden. Hier fehlt bei allen Befragten der Kriminalitätsbezug, weshalb ihnen eine Abgrenzung von vermeintlichen Zielobjekten der Überwachung schwerer fällt und sie daher den Sinn der Kameras dort anzweifeln. Denn keiner möchte einen Ort, an dem man sich gerne aufhält, mit Kriminalität oder Angstgefühlen assoziieren. Zwei Drittel der Interviewten

gaben an, dass sie dort keinesfalls etwas sehr Intimes, stark in ihre Privatsphäre Hineinreichendes tun würden, was nicht durch Videoüberwachung beobachtet werden sollte. Jede zweite Person sieht keinen Sinn darin und empfindet die Überwachung als unangenehm. Zumindest für einige interviewte Personen lässt sich dieses Gefühl darauf zurückführen, dass sie das Ziel der Überwachung nicht erkennen können und sich selbst als potentielle Adressaten sehen, was wiederum zu Verunsicherung führen kann. Sollte ein solcher Lieblingsort dennoch mit Kameras bestückt werden, würde sich ihre Einstellung zu diesem Ort ändern. Stellvertretend für viele Aussagen, steht folgende: „Wenn sie einen Sinn darin sehen, dann ist das in Ordnung. Aber dann wäre das nicht mehr mein Lieblingsort.“ Die Kamera ändert die Atmosphäre des Raumes, die räumliche Zuschreibung und das persönliche Verhältnis und somit das Verhalten in einem als Lieblingsort konstituierten Raum.

Kameras & Sicherheit – Versprechen & Erkenntnisse

Dass Kameras räumlich wirken können, ist offensichtlich, die Frage ist, wie sie das tun und welche Konsequenzen sich daraus ergeben. Ob sie allerdings entsprechend der Verheißungen ihrer Fürsprecher wirken bzw. ob sie es so wirken, wie die Befürworter es öffentlich beteuern, bleibt fraglich. Indem sie aber die Argumentation auf (urbane) Sicherheit und die Ängste der Bürger konzentrieren, geben sie den Kameras ganz bestimmte Muster der Projektion und Wirkung auf Räume und ihre Wahrnehmung bereits vor. Zwar ist die Fokussierung auf Kriminalität nicht in den Kameras per se eingeschrieben, diese Verbindung ist aber innerhalb der Sicherheitsdiskurse so eng, dass das Artefakt Kamera allein bereits ein diskursives Argument in diese Richtung darstellt. Hinzu kommt, dass die Wirkung in einem weiteren Sinn auch von der Art des Systems und ihres jeweiligen räumlichen Kontextes abhängig ist. Hinsichtlich der Verbesserung des Sicherheitsgefühls, als Hinweis auf Unsicherheit oder Beschränkung der persönlichen (Bewegungs-) Freiheit, haben Kameras allein wegen der ihnen inhärenten Attribute und des Bildes des alles sehenden Auges eine Wirkung. Somit sind bereits die Diskurse über Videoüberwachung wirksam – in welcher Weise ist dabei häufig ungeklärt. Sicher ist, dass eine wissenschaftliche Überprüfung der Wirkung von Kameras in Bezug auf eine Minderung der Kriminalität die vorgebrachten Argumente nicht eindeutig bestätigen kann. Dass sie dennoch als Argument gegen Kriminalität ins Spiel gebracht werden, zeigt ihre allein diskursive Wirkmächtigkeit.

Das beginnt schon damit, dass eine Bewertung von Videoüberwachung kompliziert ist und durch die komplexe Technologie eine Kamera nicht gleich jeder anderen Kamera ist. Forschungen zu Videoüberwachung haben gezeigt, in welcher Weise bestimmte Systeme wirken, welche Konsequenzen sie haben, wie sie wahrgenommen werden und ob sie ihre zur Aufstellung als Ar-

gumente vorgebrachten Ziele tatsächlich erreichen, insbesondere solche, welche die Wirkung von Videoüberwachung hinsichtlich der Kriminalitätsbekämpfung und als Risikotechnologie zur Verminderung eines Unsicherheitsgefühls gepriesen haben. Denn es sind vor allem zwei Versprechen, die mit Videoüberwachung verbunden sind: Erstens die Schaffung von mehr Sicherheit – oder anders ausgedrückt, die Verbesserung eines mutmaßlich beeinträchtigten Sicherheitsgefühls auf Seiten der Bürger. Selbst das EU-Parlament sieht diesen Umstand in seiner Resolution als schlicht gegeben an, ohne eine empirische Basis dafür auszuweisen (*pace*-Resolution 1604, 2008¹⁰). Das zweite Versprechen ist die Prävention von Kriminalität im Sinne einer verbesserten Polizeiarbeit bzw. einer Reduzierung von Kriminalität durch Kameras, wie etwa in U-Bahnen oder Bahnhöfen. Kameras sollen abschrecken und so bereits die Taten im Vorwege verhindern. Kein direktes Versprechen, aber ein immer häufiger ausgesprochener Effekt sind die verbesserten Möglichkeiten der Aufklärung, wenn Kameras einen Ort überwachen. Ob und wie diese Versprechen, welche für die Diskurse der Videoüberwachung maßgeblich sind, eingehalten werden können, ist Gegenstand der meisten Forschungsansätze. Viele Forschungen beschränken sich allerdings nicht nur auf diese Aspekte, sondern beschäftigen sich darüber hinaus mit Fragen der Bürgerrechte, des Datenschutzes oder inwiefern Kameras als Teil einer *surveillant assemblage* (Haggerty & Ericson 2006) sind, also Teil von Überwachungs- und Kontrollregimen, die auf vielfältige Weise auf unsere Gesellschaft einwirken und soziale Beziehungen, das Leben miteinander, sowie das Verhältnis von Bürgern und Staat steuern und verändern.

Im Zentrum eines öffentlichen Interesses steht generell die Frage nach der Wirksamkeit von Videoüberwachung (bezogen auf die oben formulierten Ziele). Diese Frage wird vor allem in eher evaluatorisch angelegten Studien untersucht, darf aber nicht allein zentral sein. Ebenso wichtig erscheinen mir jene Untersuchungen, die direkt oder indirekt einerseits den Versprechungen von Videoüberwachung nachgehen und andererseits ihre Bedeutung für die Wahrnehmung von Sicherheit oder Raum in den Mittelpunkt rücken. Auch darüber können mittelbar Aussagen zur Sinnhaftigkeit von Videoüberwachung gemacht werden, aber eben auch andere Erkenntnisse darüber hinaus. Studien, die zu einer Aussage darüber kommen, welchen Einfluss Videoüberwachung hat und ob sie wirkt, zeichnen ein uneinheitliches Bild, mit dem sich die Wirkung, die Kameras angesichts ihrer Verbreitung haben sollen, nicht stützen lässt. Bereits 2002 hat NACRO, eine britische Organisation, die sich mit Konzepten der Kriminalitätsreduzierung beschäftigt, in einer Studie gezeigt, dass die Wirkung von Videoüberwachung uneinheitlich ist. Dabei konnte die Studie nicht nachvollziehen, warum Kameras an einem Ort wirken und an einem anderen nicht. Besonders der Aspekt der Kriminalitäts-

10 <http://assembly.coe.int/Main.asp?link=/Documents/AdoptedText/ta08/ERES1604.htm>.

reduzierung war eher gering – wobei gerade in Großbritannien die finanziellen Mittel für Videoüberwachung enorm waren und sind. Kameras zeigen in dieser Studie eine gute Wirkung gegen Kriminalität, die keine Menschen betrifft – Einbruch, Autoaufbrüche usw.. Eine reduzierende Wirkung auf Überfälle konnte nicht festgestellt werden. Außerdem scheint es auch sehr auf den Ort anzukommen. Kameras auf Parkplätzen und in Parkhäusern haben einen großen Effekt – hier handelt es sich wiederum um klar funktional strukturierte Orte, die übersichtlich sind und in denen Abweichungen von dem zu erwartenden Normverhalten leicht identifizierbar sind. Außerdem geht es in erster Linie um Dinge und nicht um Menschen, die es zu schützen gilt.

Zwei Studien des britischen Innenministeriums aus den Jahren 2002 (Welsh & Farrington) und 2005 (Gill & Spriggs) kommen zu ähnlich uneinheitlichen Ergebnissen, die zumindest die Vermutung nahe legen, dass die Gleichung „Kamera = verbesserte Prävention“ so nicht existiert. Für den deutschsprachigen Raum gibt es bisher nur wenige Evaluationen von Videoüberwachung (u.a. Reuband 2001; Klocke und Studiengruppe 2001; Hölscher 2003; Bornwasser 2005, Hempel & Alisch 2006), die die Versprechungen der Maßnahme Videoüberwachung ebenfalls nicht eindeutig stützen können. Auch wenn diese frühen Studien methodisch und vom Umfang her nicht für alle Maßnahmen sprechen können, so geben sie dennoch einen Hinweis darauf, dass Kameras als Mittel der Kriminalprävention wie auch für eine Stärkung eines angeblich brüchig gewordenen Sicherheitsgefühls nicht die Wirkung haben, die ihnen von Seiten ihrer Befürworter zugeschrieben wird. Die umfangreichen Arbeiten aus Großbritannien (Norris & Armstrong 1999; McCahill 2002; Gill 2003; Norris & McCahill 2006) zeigen die Vielfältigkeit der Forschung, die sich nicht allein auf die Wirksamkeit reduzieren lassen. Einen vergleichenden Ansatz hat das Urbaneye-Projekt gewählt (2001 bis 2004), welches europaweit verschiedene Videoüberwachungsmaßnahmen untersucht und verglichen hat. Auch hier lassen die Schlüsse nicht zu, den Versprechungen von Sicherheit und Kriminalitätsreduzierung ohne größere Einschränkungen zu folgen. Evaluationen in Deutschland, wie z.B. eine Untersuchung der Videoüberwachung in den Berliner U-Bahnen, oder die Evaluation zu den Maßnahmen in Brandenburg (vgl. Bornwasser 2005) stärken diese Zweifel.

Auch die Ergebnisse der Hamburger Studie konnten zeigen, dass Kameras nur bedingt zur Verbesserung von Unsicherheit beitragen können (Czerwinski & Zurawski 2006; Czerwinski 2007; Zurawski 2007, Czerwinski & Zurawski 2008). Sicherheit, so die Studie, hängt nicht von der Videoüberwachung ab, sondern von den Beziehungen, die Menschen zu einem Ort haben. Es sind die ohnehin vorhandenen räumlich-sozialen Vorstellungen, die entscheidend sind. Das persönliche Verhältnis, die emotionale Nähe zu einem Raum sowie die Kenntnis von diesem sind Faktoren, die einen starken Einfluss haben. Videokameras bestärken dann nur noch Gefühle der Unsicher-

heit, wenn diese für einen bestimmten Raum vorhanden sind – sie verbessern aber nicht das Gefühl der Sicherheit. Ähnliche Ergebnisse haben Gill et.al. (2007) in einer vergleichende Studie für verschiedene Maßnahmen in London herausgearbeitet. Kameras verringern nicht generell die Kriminalitätsangst. Während in einigen der untersuchten Gebiete eine solche Wirkung festgestellt werden konnte, galt das nicht für die meisten Kontrollgebiete ohne Kameras und weitere Orte mit Kameras. Auch ohne einen expliziten Raumbezug lässt Gills Studie Rückschlüsse zu, die im Einklang mit den Ergebnissen der Hamburger Studie stehen. Dort fanden wir Hinweise darauf, dass die Art des Wohnens einen Einfluss auf das Sicherheitsgefühl hatte, Hausbesitzer fühlten sich sicherer als Mieter von Wohnungen und Häusern (vgl. Gill 2007: 312). Die emotionale Nähe zu einem Raum schien hier höher zu sein, das Sicherheitsgefühl daher besser. Keine Studie konnte bisher die gemachten Versprechen – Reduzierung der Kriminalität und Erhöhung des Sicherheitsgefühls – uneingeschränkt bestätigen. Vielmehr eröffnen sich mit jeder Untersuchung neue Fragen nach dem eigentlichen Sinn der in allgemeinen Umfragen of generell befürworteten Videoüberwachung.

Eine Wirkung von Videoüberwachung hinsichtlich Sicherheit und Kriminalität ist nicht nachgewiesen und es ist daher zu vermuten, dass die Kameras und ihre suggestive Kraft des omnipotenten und objektiven Auges im Vordergrund stehen, wenn es um Forderungen geht, diese als Allheilmittel gegen soziale Missstände und zur Kontrolle der öffentlichen Ordnung einzusetzen.

Raumkontrolle und Weltaneignung

Wenn es eine gesicherte Aussage gibt, die man über Videoüberwachung machen kann, dann diese: Kameras wirken an jedem Ort anders, abhängig von den räumlichen Verhältnissen, den technischen Voraussetzungen des System und der Dynamik, die sich zwischen Mensch und der eingesetzten Technologie sowie den räumlichen Anordnungen und Bewegungen ergeben. Die Wirkung bezieht sich hier sowohl auf die intendierten Ziele von Aufklärung oder Prävention als auch auf die oben diskutierten Konsequenzen hinsichtlich Wahrnehmung und Atmosphäre von Räumen (Klauser spricht von räumlichen Qualitäten, 2006: 349). Wenn Kameras aber für jede Person an jedem Ort anders wirken, dann haben sie auch ganz unterschiedliche Bedeutungen – sowohl in Bezug auf das Sicherheitsgefühl als auch auf die Wahrnehmung der Kameras. Dass Kameras grundsätzlich Verbrechen verhindern oder das Sicherheitsgefühl stärken, ist nicht schlüssig nachweisbar. Kameras sind viel mehr Projektionsflächen für soziale Ängste und können als eine politische Reaktion auf solche Ängste und sozialen Probleme gesehen werden, ungeachtet ihrer tatsächlichen Effektivität und (letztlich nicht nachgewiesenen) Wirkung. Dass heißt nicht, dass sie nicht doch wirksam sein können, aber eben nur unter bestimmten Voraussetzungen in klar umrissenen räumlichen

und sozialen Kontexten. Die Überwachung von Gebäuden, um Einbrüche zu verhindern (durch Abschreckung) oder diese aufzuklären, wäre sicherlich so ein Fall. Die Eindämmung von Gewaltverbrechen oder die Kontrolle von bestimmten Räumen, um eine öffentliche Sicherheit zu garantieren, kann damit nur unzureichend gemeistert werden. Videoüberwachung allerdings nur daran zu messen, ob damit Kriminalität verhindern kann oder nicht, wird ihrem tatsächlichen Potential innerhalb von weit umfassenderen Sicherheitsstrategien nicht gerecht. Die Vernetzung von Kamerasystemen innerhalb der Polizeiarbeit auf kommunaler, nationaler und europäischer Ebene (und zwischen diesen Ebenen) wird von Töpfer als warnendes Beispiel genannt, wie die Strategie der Videoüberwachung mit dem Argument „lokale Sicherheit“ eingeführt, dann aber mit Blick auf andere Ziele ausgebaut wird (Töpfer 2009). Auch wenn Videoüberwachung gemessen an den eigens dafür formulierten Zielen „wirkt“ – so ist ihre Ausbreitung und Vernetzung unvermeidlich. Die distanzierte Kontrolle, die dadurch möglich wird, schafft neue Potenziale der Kontrolle von Personen und vor allem von Räumen, die bald nicht mehr nur auf bestimmte, als „kriminalitätsbelastet“ bezeichnete Örtlichkeiten beschränkt sind, sondern in ihrer eigenen Ausdehnungslogik alle „unbekannten“, nicht durch Polizeikräfte direkt kontrollierten und überwachten Räume mit einschließen soll. Im Sinne der vorausgreifenden Kontrolle sind Kameras als Instrument räumlicher Kontrollstrategien von enormer Bedeutung. Wenn man auch die Kontrolle der diskursiven Verhandlungen von Raumbedeutungen und die Möglichkeiten räumlicher Nutzung mit einbezieht, dann sind sie auch hierbei wichtig, gerade weil sie als Projektionsfläche für soziale Ängste, als Schutz vor Ungewissheit oder noch Unbekanntem dienen können. Kameras sind in diesem Sinn Instrumente gesellschaftlicher Verortung, in dem über und mit ihnen Trennungen und Grenzen gezogen werden – räumlich und sozial (vgl. auch Klauser 2006: 350; vgl. auch Koskela 2002 zu Gender, CCTV und Überwachung). Die darüber vermittelten Bilder überbrücken die Lücke zwischen den eigenen Erfahrungen von Welt mit den Vorstellungen der unbekannt Welt.

Damit wird diese Welt anschlussfähig, erschlossen und gleichzeitig in Schach gehalten (vgl. dazu die *cognitive mappings* in Kapitel 5) ohne selbst für die Ausgrenzungen und Trennungen zu sorgen. Praktisch betrachtet bedeutet das, dass Kameras als Instrumente sozialer Kontrolle Konsequenzen haben, die jenseits der „offiziell“ intendierten Ziele liegen. Dazu gehören z.B. der Ausschluss von Randgruppen aus den Innenstadtzonen, die zunehmend hauptsächlich auf einen reibungslosen Konsum ohne störende Elemente ausgerichtet sind. Videoüberwachung wirkt über ihren Diskurs der Kontrolle auf Distanz uns das (meist nicht eingehaltene) Versprechen polizeilicher und öffentlicher Handlungsstärke und als Mittel des Ausschlusses gegen bestimmte Gruppen. Das Argument einer verbesserten Aufklärung durch Kameras ist irreführend und schließt alle Gründe aus, Kameras nicht generell an allen mög-

lichen Orten aufzustellen, also eine Totalüberwachung durchzusetzen. Da Letzteres der Logik von Welterschließung entspräche, nämlich die fortwährende Ausdehnung der bekannten Welt, kann ruhig angenommen werden, dass auch Videoüberwachung eine solche Tendenz eigener Ausdehnung inne hat bzw. dass die Argumente räumlicher Kontrollstrategien auf eine fortwährende Beseitigung des unbekanntes, weil potenziell gefährlichen Raumes setzen. Daher wird Videoüberwachung beständig weiter ausgeweitet, u.a. weil die durch sie erzeugten Bilder eine suggestive Wirkung haben, die ihre Rolle als Projektionsfläche nur unterstreichen; und weil auch weiterhin versprochen wird, dass soziale Missstände mithilfe einer Technologie zu lösen seien. Hier lässt sich die Analyse von Überwachung fast nahtlos an Becks Analyse der Risikogesellschaft anschließen, in der das Versprechen auf Sicherheit mit den Risiken wächst (vgl. Beck 1986: 26, 97).

Vor allem die soziale Kontrolle und Steuerung von Gesellschaft im öffentlichen Raum im Rahmen von Urbanisierungsprozessen, der Umgestaltung von urbanen Räumen und der zunehmenden Privatisierung weiter Teile bisher öffentlicher Orte wird zunehmen und sich der Videoüberwachung bedienen. Mit Kameras wird in diesen Fällen die Welt erschlossen und gleichzeitig gemacht. Politisch wird dieses mit dem Argument der hier diskutierten Versprechungen vollzogen, die dadurch deutlich als Blendwerk für einen rein politischen Willen sichtbar werden, hier mithilfe von Technologie Handlungsfähigkeit zu demonstrieren und eine omniprésente soziale Kontrolle für bestimmte Bereiche durchzusetzen. Letztlich geht es dabei um die Kontrolle über die Vorstellungen von Welt, Kontrolle über die Potenziale von Welt- und Raumeignung und der dafür erforderlichen Definitionsmacht. Alternative Sichtweisen, die das Unbekannte und Ungewisse nicht als Sicherheitsproblem wahrnehmen, sind dabei nicht vorgesehen.

4.3. Neue Überwachungsregime und gesellschaftliche Praxis

Videoüberwachung als räumliche Kontrollstrategie ist anschlussfähig an eine Perspektive, die das Sehen selbst, auch das eigene Sehen in den Vordergrund stellt. Auch wenn man beobachtet wird, kann über den Umweg der produzierten Kamerabilder und die Projektionsfläche Kamera das eigene Sehen des Anderen aufrechterhalten werden. Überwachung ist nicht nur passiv, sondern kann als aktiv empfunden werden, man hat teil, man sieht selbst, denn im Zweifel ist man selbst nicht Ziel des Kamerablickes, sondern heimlicher Mit-Beobachter. Andere, vor allem neuere, insbesondere biometrische Überwachungspraktiken vollziehen einen Perspektivenwechsel von „ich sehe“ hin zur Diktion „ich werde gesehen“, bei der man der Beobachtung oder genauer gesagt der Überprüfung von Mustern und Formen zur Identifikation nicht

mehr aus dem Weg gehen kann. Ebenso wenig gibt es hier die Möglichkeit des „Mit-Sehens“, wie dieses durch die Bilder der Kameras und die darüber vermittelten räumlichen Vorstellungen möglich war. Das Auge als Ikone und unausweichliches Symbol für den Sehsinn und die Möglichkeiten der Beobachtung wird in den Praktiken biometrischer Identifizierungstechnologien zum Einfallstor der Überwachung – in diesem speziellen Fall über die Iris und ihre eindeutigen Muster. Und längst schon hat es diese Symbolik in die Popkultur geschafft. 2007 schaute ein riesiges Auge von der Bühne im Bodensee bei Bregenz den Zuschauern entgegen. Es war das Bühnenbild für die Operninszenierung von Puccinis Tosca. Die Oper selbst thematisiert das Sehen, das Beobachten und Lauschen, das Überwachen der anderen. Das alles sehende Auge bot sich somit wie kein anderes Symbol und wie kein anderer menschlicher Sinn an, dieses darzustellen und gleichzeitig eine Brücke zur Gegenwart zu schlagen, in der sich die Überwachungsgesellschaft mehr und mehr in unsere Alltagswirklichkeit drängt und unser Leben bestimmt. Das Symbol des Auges hat hinsichtlich Überwachung längst einen Ehrenplatz eingenommen. Kaum ein Buch zum Thema Kontrolle, Überwachung oder Datenschutz, welches auf unser hochkomplexes Sinnesorgan zur Bebilderung verzichtet. Fast ausnahmslos schauen uns Augen und Kameras an, die in der einen oder anderen Art verfremdet oder um weitere Designelemente ergänzt werden – z.B. durch Schlüssellocher, digitale Einsen und Nullen oder Bildschirme. Auch Fingerabdrücke sind häufig als Teil solcher Collagen und Buchumschläge zu sehen – diese ebenfalls ein biometrisches Merkmal. Aber während hier die kriminalistische Zuschreibung wesentlich eindeutiger ist, besteht eine solche Eindeutigkeit bei dem Symbol des Auges keineswegs. Während es bei der Praktik der Videokameras im Kern um urbane Infrastrukturen, um Bilder der Welt (und ihrer Aneignung und Erkenntnis), das Unge- wisse und dessen Eindämmung und um Kontrolle und Steuerung über Aus- und Einschluss geht, spielen bei biometrischen Techniken die Möglichkeiten der personalen Identifizierung die zentrale Rolle. Dabei unterscheiden sich die beide Perspektiven nur vordergründig in der Ausgestaltung ihrer Technologien und Praktiken, die sich zum Teil auch überschneiden können, nicht aber hinsichtlich des Wunsches, das eigentlich Unbekannte zu erfahren, zu kontrollieren und steuern. Doch während es bei der Videoüberwachung vor allem um Raum und dessen Definition ging, so stehen bei den biometrischen Verfahren Aspekte von Identität und der Möglichkeit der eigenen Verfügbarkeit über diese Identität im Zentrum. Letztlich geht es aber auch hier um die Vermessung von Welt und die Deutungshoheiten, welche nun in die personale Integrität und weit darüber hinaus (oder müsste man sagen: hinein?) gehen (vgl. Krause 2008: 355). Die Fokussierung auf die personalen Identitäten einzelner verdeckt dabei die Tatsache, dass auch biometrische Verfahren eine soziale, kollektiv vereinnahmende Dimension haben können.

„Schau(t) mir auf die Augen, ...“

Augen sind als Symbol für Überwachung sehr ambivalent, können sie doch auf zweierlei verweisen: Das Auge als Sinnbild des Beobachtens und Sehens, als omnipräsentes (göttliches) Über-Auge, das alles im Blick hat und dem nichts entgeht. Diese Symbolik des Auges ist kulturgeschichtlich gut dokumentiert (Kleinspehn 1989; Henatsch 2007; Kammerer 2008). Aber man kann das Auge auch als einen Einfallspunkt in den Menschen hinein betrachten, als Öffnung zur Seele – und ganz konkret: als Merkmalsträger für eine vermeintlich eindeutige biometrische Vermessung des Menschen, eines Individuums. Das Auge ist gewissermaßen ein Agent der Gefährdung – in dem es alles sehen kann – als auch durch seine empfindliche Beschaffenheit selbst gefährdet (vgl. Kammerer 2008: 105). Damit komme ich nochmals auf die Kameras zurück, die an die kulturelle Bedeutung des Auges anschließen, für die eine solche Zweiteilung von Gefahr und Gefährdung nur eingeschränkt Gültigkeit besitzt. Auch sie können dazu dienen uns die Welt anzudeuten, unseren Blick auf die Welt, auf andere zu richten, zu beobachten, quasi als Ausdehnung unseres Sehsinnes – andererseits sind sie auf uns gerichtet und versuchen uns zu beobachten, zu verfolgen, vielleicht sogar in uns hineinzuschauen. Aber – und da liegt der Unterschied zum Auge – Kameras sind nicht der Einfallspunkt in uns hinein. Die viel zitierte Anekdote von dem Indianer bzw. „primitiven“ Eingeborenen, der sich dem Foto durch den Ethnologen/Entdecker/Kolonisator entziehen will mit dem Hinweis, dass seine Seele dadurch gestohlen würde, ist – ob wahr oder nicht – ein schönes Sinnbild für die Macht und Bedeutung der künstlichen Verlängerungen unserer Sinne zur Beobachtung und Kontrolle anderer. Man könnte in diesem Zusammenhang fragen, was uns die biometrischen Verfahren eventuell stehlen, wenn es nicht unsere Seele ist? Dann aber müsste man zuerst beantworten, ob sie den tatsächlich in uns hinein sehen oder nur auf uns drauf? Kameras haben hinsichtlich ihrer „sehenden“ Qualitäten zweierlei Sinn: Sie helfen uns beim Blick auf die Welt, diesen zu fokussieren, Ausschnitte zu wählen, eine Dramaturgie festzulegen und uns Welt im weitesten Sinne anzudeuten. Andererseits beobachten sie uns – womit wir Menschen das Objekt der Linsen und unsere Abbilder dabei zunehmend eigenständig werden. In ähnlicher Weise wird auch über biometrische Verfahren versucht Welt zu verstehen, zu ordnen, zu klassifizieren und darauf aufbauend entsprechend zu handeln. In diesem Sinne werden Kameras theoretisch und ganz praktisch anschlussfähig an biometrische Verfahren. Durch die Verschränkung mit anderen Technologien wird es zunehmend möglich, uns in einzelne biometrische Bestandteile zu zerlegen – wir werden so zu einer Ansammlung von Kategorien, die wiederum frei kombinierbar mit anderen sind. Kameras, angeschlossen an Computer, auf denen eine Gesichts- oder Verhaltenserkennungssoftware läuft, sind solche Schnittpunkte, wo das sehende Beobachten in eine klassifizierende

Mustererkennung übergeht und eine Welt zu erschließen versucht, die dem bloßen Auge – auch dem der Kameras – auf herkömmlichem Weg verschlossen bleibt.

Es wäre sicherlich gewagt zu behaupten, dass biometrische Verfahren, wie sie sich gegenwärtig in der Entwicklung und im Einsatz befinden, mehr wollen, als bestimmte Muster zu erkennen (z.B. Irismuster, Fingerabdrücke oder standardisierte Verhaltensmuster), nämlich einem Menschen durch einen Blick in sein Inneres zu verstehen. Es soll hier aber auch nicht um ein einzelnes Verfahren oder eine bestimmte Technologie gehen (und deren Potenzial zu „verstehen“), sondern um die Praxis „Biometrie“, die mehr ist als nur die Tatsache, dass unsere Fingerabdrücke, unsere Iris, schlechthin unsere Körper mit bestimmten Methoden vermessen- und kategorisierbar sind. Diese Praxis beschreibt eine breite Palette von technischen und sozialen Aspekten, mit denen durch ihr Zusammenwirken versucht wird zu verstehen, und über die auch ein mögliches „in den Menschen hineinschauen“ beabsichtigt wird. Angefangen bei den Gesetzen, die biometrische Verfahren in den Alltag einführen (vgl. Klein 2011), über die Personen, die die Kontrollen an den Grenzen durchführen, über die Unternehmen, die an den Technologien verdienen (und diese oftmals durch Lobbyarbeit dem Staat nahebringen oder diesen dazu bekommen, solche Technologien überhaupt erst einzusetzen oder die Gesetze dahingehend zu ändern, dass dieses geschieht) – bis hin zu den Körpern, die nun vor allem als Träger von Merkmalen gesehen werden und schließlich den Praktiken der Vermessung und Überwachung selbst – sind dieses die Teile einer Praxis, die auch in uns hineinzuschauen versucht. Praktische Gründe und Begründungen für diese Hineinschau gibt es reichlich. Vor allem geht es dabei um unsere Identität, um die Frage, wer jemand ist und wie sich dieser jemand einordnen lässt bzw. wie er oder sie wiederzuerkennen sind. Andererseits interessiert sich die Praxis der Biometrie ganz und gar nicht für die Identität einer Person und will auch nicht hineinschauen, sondern nutzt die Muster, um z.B. Ausländer ohne Papiere als illegale zu klassifizieren oder Asylansprüche zu prüfen oder die außereuropäischen Grenzen zu kontrollieren (vgl. van der Ploeg 1999). Das „Was“ und „Wie“ einer Identität spielt dabei keine Rolle, eher wird hier kontrolliert und vermessen, um sich eben nicht mit den Hintergründen von Flucht und Migration auseinandersetzen zu müssen. Biometrie dient hier der sozialen Aussortierung. In beiden Fällen – Aussortierung und Hineinschau – tritt das, was eine Identität in ihrer Komplexität ausmacht, in den Hintergrund. Identität ist innerhalb der biometrischen Praxis eine verfügbare Größe der Identifizierungsmaßnahmen. Um zu identifizieren, wird Identität einerseits auf eine Kontrollfläche, ein Interface projiziert und von dem Menschen als Subjekt entkoppelt. Gleichzeitig gibt es eine gegenläufige Tendenz, über die unsere biometrischen Merkmale immer enger an Identität gekoppelt werden. Damit werden die Merkmale immer mehr zu einem (unserem) Anschluss an die Welt – Identität ist vielfach nur mit ihnen

oder durch sie zufriedenstellend nachweisbar (vgl. van der Ploeg 1999: 301; Fonio zur Ethik neuer Technologien 2007). Das gilt vor allem dann, wenn es um die Verifizierung der eigenen Identität durch andere Personen oder Institutionen geht. Biometrie kann dann ein Grund sein, Menschen auszuschließen oder eben auch, sie bei entsprechender Prüfung und Bestätigung durchzulassen. Damit wird der Anschein erweckt, dass es möglich ist, unsere Identität in ihrem sehr eigenen (und engen) Sinn unzweideutig festzulegen zu können. Das jedoch wirft die Frage auf, welche Art von Identität damit gemeint sein könnte, zu welchem Zweck und mit welchem Ziel das passiert und was von uns übrig bleibt, wenn wir in Bilder, Merkmale und digitale Zahlenkolonnen zerlegt (und neu zusammengesetzt) werden? Die Politik der Identität oder Identitätspolitik spielt bei der Einführung und Durchsetzung von Biometrie als Verfahren und Praxis eine enorm wichtige Rolle, für die Beantwortung der Frage, was als Identität wofür gebraucht wird und wieso diese mit Biometrie überprüft werden muss (vgl. auch Neyland 2009; Klein 2009). Die Einzigartigkeit des Individuums, so scheint es, wird ersetzt durch die Einzigartigkeit seiner extrahierten Einzelteile und Merkmale. Aus Identität wird ein Muster, eine Strategie der Identifikation. Dazu ist es nötig das, was eine Identität im Ganzen ausmacht, in tatsächlich identifizierbare und dafür sinnvolle Einzelteile zu zerlegen, die kategorisierbar und möglichst einmalig sein sollten. Eine wie auch immer genannte Praxis, die darauf angewiesen ist oder damit aus anderen freiwilligen Gründen operiert, verabschiedet sich vom Konzept der Identität als ganzheitlich und auch als potenziell widersprüchlich. Es wird eine neue Form konstruiert, die – wie im Falle der Biometrie – über eine Technologie an die Gesamtpraxis anschlussfähig wird.

Eine Kritik an diesem hier geschilderten Ausgangsszenario könnte lauten, dass die Überlegungen auf der falschen Annahme bzw. der falsch verstandenen Funktionsweise von biometrischen Verfahren und der Biometrie insgesamt beruhen. Kann man wirklich sagen, das biometrische Verfahren nach innen schauen? Ist die personale Identität tatsächlich etwas Inneres, das einen tiefen untrennbaren körperlichen Kern besitzt oder ist sie vor allem kulturell und sozial verankert? (vgl. dazu Kreissl & Steinert, Thome, Präg & Thiel, Lautmann alle 2008 zur Diskussion über Neurowissenschaften und Kriminalbiologie; auch Krause 2008: 176) Und wenn es um eine personale Identität zu Zwecken der Identifizierung geht, die auf den biometrischen (genetischen) Kern abzielt, welche Folgen hat das für Konzepte von Identität insgesamt und welche Möglichkeiten bleiben dem Individuum als soziales und sozial handelndes Subjekt?

Handelt es sich bei den biometrischen Merkmalen nicht eher um Oberflächlichkeiten, nämlich Fingerlinien, Irismuster, Gesichtsproportionen, Bewegungen, denen wir selbst die Stellvertretung des jeweils Eigenen eines Menschen, des Innerlichen, Intimen, gemeinhin seiner Identität einfach zuschreiben? Einige dieser Merkmale sind genetisch bedingt, wurden vererbt

und sind im Vergleich zur Vielzahl von Menschen einmalig, jedoch nicht immer und in jedem Fall eindeutig. Vergleiche von Genspuren und Irismustern operieren mit Wahrscheinlichkeiten, nicht mit absoluten Wahrheiten. Von diesen Merkmalen auf die innere Verfassung eines Menschen zu schließen ist so nicht möglich – und auch gar nicht das Ansinnen der Ingenieure und Techniker, die an diesen Verfahren arbeiten. Allerdings gibt es erste Versuche, Gehirnströme, die mit funktionalen Magnetresonanztomographien (fMRT) gemessen und visualisiert werden können, zu nutzen, um sie im Kampf gegen den Terror und das Verbrechen einzusetzen. Die Idee folgt dem alten Traum des Gedankenlesens, hier kombiniert mit der präventiven Kontrolle kriminellen Verhaltens (Quillier 2006; Rose 2006). Auch wenn in diesen Fällen mit biometrischen Daten gearbeitet wird, so geht die Intention, was damit gemacht werden kann, deutlich über die Oberflächlichkeit hinaus. Auch bei einem Gehirnscan werden nicht Gedanken protokolliert, sondern chemische Reaktionen und physische Kräfte und deren Veränderungen im jeweiligen Gehirnareal. Eigentlich liefere die fMRI nur Informationen über die Neuroanatomie, so der Neuropsychologie Lutz Jänicke zu den Wünschen, Träumen und falschen Analogien bezüglich der bildgebenden Hirnforschung (vgl. Rüschemeyer 2009). Was diese bedeuten, muss auch hier zunächst offen bleiben. Nicht die biometrischen Verfahren selbst, sondern die Wünsche und Vorstellungen, was Biometrie sein soll, was sie können soll und was in sie über die Technologien selbst hineingelesen wird, machen den Umgang und die Analyse dieser Verfahren und der Praxis Biometrie als solcher so schwierig und interessant zugleich. Diese auf die Technologie übertragenen Wünsche verdecken in der Praxis der Anwendungen und den dazugehörigen (Sicherheits-)Diskursen, die im Moment nur zu erahnenden Konsequenzen. Konsequenzen, die tief in das soziale Gefüge unserer Gesellschaften schneiden dürften (vgl. auch Neyland 2009).

Ich möchte das Phänomen Biometrie als umfassende Praxis und nicht beschränkt auf die technischen Verfahren anhand von drei Dimensionen diskutieren und damit der Überlegung folgen, dass die Verfahren letztlich nicht so oberflächlich sind, wie es mit dem alleinigen Blick auf die Technologien scheinen kann. Die Frage, warum Biometrie dabei nur erkennen, aber nicht verstehen kann, soll dabei die leitende Idee sein. Im Fokus stehen die Konsequenzen von Biometrie als Mittel um Welt zu verstehen und zu klassifizieren. Dabei spielt der Glaube an ihre Verstehensleistungen für soziale Beziehungen eine entscheidende Rolle, der ebenso wie eine Unterscheidung von Identität und Identifikation nicht trivial, sondern für soziale Beziehungen äußerst wichtig ist. Zunächst soll ein kurzer historischer Abriss zeigen, dass der Wunsch, über äußere Merkmale das Innere zu erkennen, kein neuer ist. Er tritt mittlerweile nur mit mehr wissenschaftlicher und technischer Autorität auf als noch vor 200 Jahren. Anschließend will ich die Schwierigkeiten diskutieren, die in der Überschneidung von Identität und Identifikation liegen

können und darüber reden, warum die Fixierung auf Identifizierung einer Dynamik von Identität im Wege stehen kann. Abschließend sollen grundsätzliche Konsequenzen dieser Mess- und Erkennungsverfahren mit Blick auf Identität und die Verhandlung von Identität im Prozess der Kontrolle von Personen behandelt werden.

Die äußere Vermessung des Inneren

Der Wunsch, in einen Menschen hineinschauen zu können, ist wahrscheinlich so alt wie die Menschheit selbst. Konkrete Methoden und Theorien darüber, wie man einen Einblick in das innere Wesen eines anderen Menschen bekommen kann, gibt es bereits seit der Antike (vgl. Musik 2009). Als Physiognomik machte dieser Wunsch dann spätestens seit dem 18. Jahrhundert Karriere. Im gewissen Sinne handelt es sich hier um eine frühe Form eines biometrischen Verfahrens, welches – ziemlich plump, aber nicht ohne anhaltende Wirkung – von Äußerlichkeiten auf das Innere schließen wollte. Johann Caspar Lavater (1741-1801), Schweizer Pfarrer und Philosoph, machte die Methode mit seinem Werk der „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ (4 Bde., 1775-78) bekannt. Eine Kritik an der Methode ließ allerdings nicht lange auf sich warten. Seinem Zeitgenossen Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) wird zugeschrieben, ihn mit folgenden Worten verspottet zu haben: „*Warum deutet ihr nicht kalten Winter, faule Windeln, leichtfertige Wärterinnen, feuchte Schlafkammern. Krankheiten des Kindbetts aus den Nasen?*“ Lichtenberg setzte dagegen auf eine Pathognomik, die „Krankheiten an ihren Erscheinungen erkennen“ wollte, wobei es wohl in der Hauptsache um die Mimik eines Menschen ging (Musik 2009: 34). Um 1800 etablierte der Mediziner und Hirnforscher Franz Joseph Gall die Phrenologie, die von den äußeren Formen des Schädels auf die Gehirnfunktionen schließen wollte. Dazu war es nötig, standardisierte Vermessungen des Menschen vorzunehmen. Ihren Höhepunkt hatte diese Methode zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Teile dieses Ansatzes waren durchaus sinnvoll und haben der Hirnforschung wichtige Impulse geliefert, zum Beispiel die Unterscheidung von bestimmten Gehirnarealen und ihre Bedeutung für unterschiedliche Funktionen. Doch die Annahme, Charaktereigenschaften durch die Kopfform, über den Umweg der Beschaffenheit des Gehirn, deuten zu können, war eine Sackgasse – das allerdings wurde erst später erkannt. Es dauerte rund 150 Jahre bis dieser (in der Zwischenzeit durch die Nationalsozialisten pervers gewendete) Irrtum vollends als solcher erkannt wurde. In der Zwischenzeit erfreuten sich die verschiedensten Vermessungstechniken einer zunehmenden Beliebtheit, vor allem im Zusammenhang mit der aufkommenden Kriminaltechnik und der Suche nach typischen Merkmalen von Verbrechern (vgl. Kammerer 2007, 2008; Berchtold 2007; Krause 2008: 361ff; Eberle 2008). Wie auch heute gab es damals bereits den Wun-

sch, Gefahren bereits im Vorfeld zu erkennen und zu bannen. Die heutige Debatte über Willensfreiheit und die neuronale Determination menschlichen Verhaltens knüpft mit anderen Methoden und einem hoch wissenschaftlich ausgeprägten Weltbild wieder an solche Diskussionen an (vgl. Kreissl & Steiner et al 2008; zur Debatte auch APuZ 44/45 2008; auch in Schnabel & Uehlecke 2009; Frank 2009).

Das 18. und besonders das 19. Jahrhundert zeichneten sich durch eine „Begeisterung“ an der Vermessung aus (vgl. u.a. Schneider 2003; Haustein 2007; Friebe 2009), sei es in der Geographie, der Physik oder eben der Medizin, der Wissenschaft, in der die Anfänge für die Rasterungen menschlicher Erscheinungsformen – der Biometrie – liegen. Namen wie Cersare Lombroso und Paul Broca (viel später in gewisser Weise auch Alphonse Bertillon) stehen in dieser Tradition, die mit wissenschaftlichen Methoden und Rasterungen die Kriminalitätsbekämpfung erweitern wollten und in der Tat revolutionierten und dabei den Menschen aufgrund falscher Vorstellungen vermaßen und konsequenterweise die falschen Schlüsse zogen wie Gould gezeigt hat (Gould 1999: 84ff – diese Kritik trifft Bertillon allerdings nicht). Die heute in Fernsehserien so gefeierten CSI-Teams (*Crime Scene Investigation*), die Forensiker, die fast ausschließlich auf das Mikroskop vertrauen – und wohl nur als Zugeständnis an die Action-hungrigen Zuschauer auch mal zur Dienstwaffe greifen – sind deren legitime Erben. Ihre Methoden greifen allerdings wesentlich tiefer in den menschlichen Körper ein, denn die DNA ist hier oft der Kern aller Erkenntnis. Das oberflächliche Rätselraten über Kopfformen und andere physische und psychische Äußerlichkeiten hat damit ein Ende, wenn auch nicht unbedingt mehr Erfolg, wie die jahrelangen Schwierigkeiten um den Fall des „Phantoms von Heilbronn“ gezeigt haben, das sich im Nachhinein als größte (und wohl peinlichste) Panne in der deutschen Kriminalistik herausgestellt hat. Die identischen DNA-Spuren, welche an Dutzenden Orten in Deutschland, Österreich und Frankreich festgestellt wurden, stammten allesamt von einer Arbeiterin aus der Verpackungsabteilung des Wattestäbchen-Herstellers, mit der die DNA-Spuren aufgenommen werden sollten. Dabei kamen sie so erst dorthin. Die kurze Renaissance des Psychischen (vgl. Krause 2008: 379ff), wie sie im Zuge des Psychiaters und menschenfressenden Serienmörders Hannibal Lector in den frühen 1990er Jahren einige – vor allem durch die Pop-Kultur getragene – Begeisterung erfahren hat, scheint eine Ausnahme geblieben zu sein, folgt aber doch der sich durch alle Epochen und Techniken ziehenden Grundidee: der einheitlichen Klassifizierung von Menschen durch bestimmte körperliche oder psychische Merkmale, kurzum der Rasterung von Menschen und deren Verhalten. Profiler oder Fall-Analytiker haben auch heute noch eine Bedeutung in der polizeilichen Arbeit, jedoch stehen sie nicht mehr so im Rampenlicht wie DNA-Experten und Forensiker, schon gar in der Unterhaltungskultur.

Dass sich Bertillon für seine Erfassung der Kamertechnik bediente, war nicht nur ein Zufall, weil die Technik gerade en vogue und vorhanden war, sondern nahm gleichermaßen die Machtkonstellationen des Sehens und Gesehenwerdens wieder auf. Das Auge war und blieb ein Symbol der Macht, der distanzierten Kontrolle, die nicht zwingend erwidert werden konnte. Die Ikonisierung der Kamera zu dem Überwachungssymbol schlechthin (obwohl es bessere und effektivere Technologien der Erfassung und der Kontrolle gibt) beruht auch zu einem großen Teil auf dieser Kulturgeschichte des Sehens und des Auges. Bertillon allerdings vertraute nicht ausschließlich auf die Bilder, sondern erdachte das dahinterstehende System der standardisierten Beschreibung anthropometrischer Daten und eine Methode sich darin zu rechtzufinden. Das Ergebnis war, dass nicht mehr die Identität des Verbrechers von Interesse war, sondern sein Körper direkt befragt werden konnte (vgl. u.a. Kammerer 2007, 2008: 227ff). Entscheidender für die neu aufkommenden Verfahren wie sie von Bertillon erdacht und in der Folge verfeinert wurden, waren weniger die Technologien, sondern die Praktiken sowie die Menschen- und Gesellschaftsbilder, auf denen sie gründeten. Dass diese Vergangenheit der kriminologischen und auch der kolonialen Bilder des Anderen und Fremden bis heute nachwirkt, sollte angesichts des grundsätzlichen Charakters der Debatten und Ideen nicht verwundern.

Zum einen war es der elementare Glaube an eine Objektivität, mit der alles unabhängig von den durchführenden Individuen bewiesen werden konnte. Eine Objektivität, die sich nicht hintergehen ließ und damit einen Anspruch auf Wahrheit ausdrückte. Diese Objektivität war nicht nur im Bereich der (verwissenschaftlichten) Polizeiarbeit wieder zu finden, sondern ebenfalls maßgeblich für die Wissenschaften im 19. Jahrhundert und das Bild von der Welt, als einer vermessbaren und somit zu ordnenden, zu kontrollierenden und beherrschbaren Einheit. Was in der Rückschau oftmals wie wissenschaftlicher Pioniergeist aussieht und die unzählbare Neugier von wissenschaftlichen Ausnahmetalenten, war auch eine Strategie der Überwachung und Kontrolle des Unbekannten, des sich Aneignen von Welt zu seiner Ordnung und letztlich zur Herrschaft (vgl. u.a. Schlögel 2003: 148ff; Zurawski 2006). In diesen Klassifizierungen zeigt sich allerdings nicht deren generelle Boshaftheit, sie stellen vielmehr einen weiteren, vielleicht auch in besonderer Weise zugespitzt artikulierten Drang des Menschen dar, die Welt zu ordnen und mit Kategorien zu versehen. Klassifizieren ist menschlich, wie Bowker & Star grundsätzlich feststellen (vgl. ebd. 1999: 1ff). Nicht alle sind dabei so bürokratisch und formal wie jene (pseudo-)wissenschaftlichen Kategorien, mit denen Kriminelle erfasst und geordnet wurden.

Die Crux der Ordnung und Klassifizierung von Menschen im Sinne der Biometrie liegt in ihrer Einteilung und Bewertung entlang körperlicher Merkmale. Was zunächst eine rein phänomenologische Einteilung sein soll, erinnert auf den zweiten Blick an dunkle, rassistische Ideen – daran, auch das

Innere eines Menschen erkennen zu können. Zeiten, die längst überkommen geglaubt waren. Und tatsächlich waren es die Nationalsozialisten mit ihrer menschenverachtenden Ideologie, die sich diese Ansätze zu eigen machten, zum Teil ihres Kontextes entrissen, zum Teil in der Art ihrer Zeit einfach nur konsequent und pervertiert anwendeten. Aber auch ohne die Nazis zu bemühen und ohne unselige Vergleiche anzustrengen – worum es bei den Klassifizierungen geht, die im Zuge von Rasterungen und neuen Technologien, wie im Bereich der Kriminalistik eingesetzt worden sind, ist, dass der Wunsch nach einer eindeutigen Identifizierbarkeit eines Individuums zu Kategorien geführt hat, die paradoxerweise kollektiv anwendbar sind, ja notwendigerweise sein müssen. In kriminalistischen Zusammenhängen wird schon von Steckbriefen aus dem Erbgut gesprochen. Die Begeisterung über Genanalysen ist so groß, dass im Zuge der Ermittlungsmöglichkeiten schon einmal die Belange des Datenschutzes und der nicht-intendierten Konsequenzen unbeachtet bleiben, wenn Genspuren auf Gruppen von Menschen als mögliche Täter hinweisen können, z.B. bezüglich der regionalen Herkunft (z.B. Osteuropa, Afrika oder Asien; vgl. Asendorpf 2009). Es wird in solchen Fällen dann gern von Hinweisen auf die Identität eines Täters gesprochen, wenn es sich tatsächlich doch nur um Hinweise auf Möglichkeiten zur Identifizierung eines potenziellen Täters handelt – die Identität selbst bleibt zumeist bis kurz vor Schluss unbekannt. Ein mutmaßlicher Täter, der anhand von DNA-Spuren (oder anderen forensischen Indizien) gesucht wird, ist eine Ansammlung von Kategorien von Merkmalen – kein konkretes Individuum. Bestenfalls ist es ein Phantom, ohne hier auf die negativen und dämonisierenden Konnotationen und Bedeutungen des Begriffes vor allem im Zusammenhang mit der Suche nach mutmaßlichen Verbrechern näher einzugehen.

Identität und Identifikation

Ein wesentliches Problem biometrischer Praxis ist das ungeklärte Verhältnis von Identität und Identifikation. Beide Begriffe und Konzepte sind Teil der Praxis biometrischer Verfahren, ohne dass dabei klar ist, welche Konsequenzen diese Praxis für sie haben. Problematisch ist dabei bereits die Vermischung der beiden Konzepte, die in der Tat unterschiedliche Dinge beschreiben und eher gegensätzlich als substitutiv behandelt werden müssen. Personale Identität (gleich ob ethnisch, Gender, national oder kulturell) ist kollektiv ausgehandelt, kontextgebunden und vor allem dynamisch, anpassungsfähig und verhandelbar. Es ist möglich, in einem bestimmten Rahmen verschiedene Identitäten anzunehmen und somit je nach Kontext verschiedene Rollen auszufüllen. Identifikationen hingegen haben keinerlei Spielraum, zumindest wird das im Hinblick auf messbare Merkmale so behauptet, was aber hinsichtlich der technischen Verfahren nicht zutreffend ist. Um zu identifizieren wird gemessen und es stimmt dann entsprechend eines vorpro-

grammierten Rasters überein oder es passt eben nicht. Aber nur was passt fällt in das nächste Raster. Identifikation ist individuell, im Gegensatz zur flüssigen, in Bewegung stehenden und auf andere ausgerichteten Identität. Bei Identifikation muss ich ins Raster passen um Einlass zu erlangen – aber wenn ich passe, bin ich auch auf diese entsprechende Kategorie festgelegt und damit sind Privilegien oder Diskriminierungen verbunden. Grundsätzliche Unterscheidungen sind auf verschiedenen Ebenen feststellbar:

Abbildung 8: Identität & Identifikation

Identität	Identifikation
kollektiv ausgehandelt	individuell festgelegt
bestimmt soziale Beziehung / soziale Einbettung	stellt vorher festgelegte Muster fest
Körper als (verhandelbares) Element von Identität	Körpermuster als Referenz / Träger von Identität (Körper als Ausweis / z.B. über Implantate)
regelt soziale Zugehörigkeit & Ausschluss	regelt Einlass & Restriktionen
flexibel – offen – verhandelbar	starr – festlegend – nicht verhandelbar
Identitätsmanagement – gesellschaftliche Einordnung, selbstbestimmt	Identitätsmanagement – Kategorisierung, fremdbestimmt
ganzheitlich	ausschnitthaft
kulturelle / soziale Kategorien	technisch bestimmte Kategorien, die sozial bedeutsam sind
Privatsphäre / Selbstbestimmung	Kontrolle / fremdbestimmte Klassifizierung
„ich bin xy, aber auch a & manchmal b“	„das ist xy“

Was genau Identität ausmacht, ist nicht auf eine Formel zu bringen. Man kann unterschiedliche Ansätze wählen um zu beschreiben, wie sich Identität konstituiert, was die Grundlagen und Bedingungen für kollektive und individuelle Formen der Formation von Identität sind. Identität bedeutet häufig nicht mehr als zu zeigen, dass ein Ausweispapier mit der Person in irgendei-

ner Weise übereinstimmt, das heißt mit gespeicherten Merkmalen, Daten und dem obligatorischen Bild. Dann wieder heißt Identität, vor anderen Mitgliedern einer Gruppe (ethnisch, sprachlich, (sub-)kulturell, national usw.) als ebensolches Mitglied zu bestehen, das heißt entsprechend der Beherrschung kultureller und ritueller Codes zu zeigen, dass man dazugehört. Identität bedeutet notwendigerweise eine Differenz zu denen, die diese nicht mit mir teilen, aber ebenso ist Identität eine Ressource für die Selbstvergewisserung, für Praktiken und soziales Handeln innerhalb einer Gruppe und auch im Verhältnis zu anderen Individuen und Kollektiven. Über Traditionen wird eine Rechtfertigung und genealogische Bedeutung von Identität hergestellt, ganz gleich ob es sich dabei um „konstruierte“ Identitäten oder „gewachsene“ handelt. Identität besteht aus einer Differenz zu anderen, aus unverwechselbaren Merkmalen, an denen eine Identität von außen und innen gleichermaßen festgestellt werden kann sowie aus Erfahrungen (vgl. u.a. Zurawski 2000). Die personale Identität einer Person kann mit den Daten auf einem Ausweispaß nicht annähernd zufriedenstellend beschrieben werden. Dennoch ist sie eng mit dieser verbunden und prägt ihr Verhalten und Handeln. Verbindungen zu den kollektiven Identitäten von integrierenden Kollektiven haben einen Einfluss auf die personale Identität – sie muss aber nicht zu jedem Zeitpunkt auch relevant für ein Verhalten oder eine Handlung sein. In verkürzter Form stehen Namen als Kennzeichnung für eine Identität, mit der eine Person in Verbindung gebracht wird. Darüber wird menschliche Einzigartigkeit zugeordnet, Zugehörigkeit (oder Ausschluss) wird hergestellt, soziale Beziehungen werden ausgehandelt (oder nicht aufgenommen) und die Gesellschaft wird in einem überschaubaren Rahmen geordnet. Damit diese Mechanismen und Praktiken auch immer funktionieren und unzweifelhaft ablaufen können, muss eine Identität verifiziert werden – eine Person muss sich identifizieren und diese Identifizierung muss akzeptiert werden. Während Identität wechselhaft, konstruiert, aushandelbar, vorgespielt, sozial verankert, kontextgebunden oder falsch sein kann, muss Identifizierung hingegen klar und eindeutig sein. Und biometrische Systeme werden genau zu diesem einen Zweck eingesetzt: um zu identifizieren.

Die Frage, die es bei Identität immer zu beantworten gilt, ist „Wer ist es?“ Die Antwortmöglichkeiten sind vielfältig und reichen von genealogischen Zuordnungen (Sohn, Tochter von XY), über soziale Beziehungen bis hin persönlichen, intimen, biologischen Kennzeichen oder dem Namen, der wiederum eine legal-soziale Größe darstellt (vgl. Marx 2006: 94f). Welche Art der Identität benutzt werden kann oder erwünscht ist, ist von der Situation abhängig. Biometrische Verfahren lassen allerdings nur bestimmte Formen von Merkmalen zu, womit der Körper und damit Personen zu einer Ansammlung von Informationen werden (vgl. Lyon 2007: 112), was gerade im Zuge der Diskussion über DNA-Analysen und Genmanipulation, der gezielten Züchtung von Embryonen und anderer Szenarien von enormer Bedeutung ist.

Trotz der technischen Beschränktheit der Systeme auf die Funktion des Musterabgleiches, sind diese Systeme doch mehr als nur neutrale Mustererkennungsmaschinen, die in ihren Konsequenzen für den Begriff Identität und die Gesellschaft oder einzelne Gruppen viel weitergreifender sein werden, als durch den bloßen Blick auf die Technik ersichtlich werden könnte. Wichtig sind deshalb zunächst die Unterschiede von Identität und Identifikation selbst. Nur darüber lässt sich verstehen, welche Konsequenzen von biometrischen Verfahren ausgehen und von welchen Narrativen und (geheimen oder versteckten) Wünschen eine solche Praxis begleitet wird. Denn darum geht es im Kern: um die Praxis biometrischer Verfahren, um die Orte und Bedingungen der Anwendungen und die damit verfolgten Ziele.

Für das Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik (BSI) folgen die Ziele biometrischer Verfahren aus dem eher absurden Punkt, dass es durch die Diskussionen über E-Commerce und Terrorismus-Angst zum Wunsch nach einer verbesserten Identitätsprüfung kommt (vgl. BSI 2007). Die Kombination ist dabei so mutwillig wie vielsagend. Es wachse, so die Broschüre „Biometrie“ des BSI, in einer Welt, in der zunehmend elektronisch kommuniziert werde, das Bedürfnis nach einer verbesserten und automatisierten Personenidentifikation. Allerdings hat das BSI eine unklare Vorstellung davon, was Identität und was Identifikation ist oder sein kann. Im Mittelpunkt dabei steht die (physische) Individualität des Menschen, seine genetische Einzigartigkeit, d.h. die Unverwechselbarkeit bestimmter physiologischer (Iris, Fingerabdruck, Gesichtsform) und verhaltensbezogener Merkmale (z.B. Stimme). Die Merkmale eignen sich für sehr unterschiedliche Zwecke, werden aber hauptsächlich für einige wenige verwendet. Die Begriffe, mit denen das BSI operiert, variieren sehr stark. Zentral ist aber der Aspekt der Authentifizierung einer Person, also der Abgleich von physischen Merkmalen mit der sozialen/kulturellen/personalen Identität, welche über den registrierten Namen Anschluss an das System findet. Welche sozialen Beziehungen sonst noch eine Rolle spielen, was die Person als Person sonst ausmacht und wichtig für sie ist, interessiert authentifizierende Mustererkennung nicht. Die Frage, ob es bei Identifikation um Identität geht oder nicht viel eher Kategorien geschaffen werden, die dann Identitäten „produzieren“, mit welchen sich dann auseinandergesetzt werden muss, drängt sich hier ins Zentrum der Diskussion über die gesellschaftliche Praxis der Biometrie. Auch weil es sich bei diesen Identitätsprodukten nicht unbedingt um etwas handelt, worin sich eine Person wiederfinden möchte, was sie sein könnte und wie andere diese in unterschiedlichen Kontexten tatsächlich sehen. Zu den Zielen solcher Authentifizierungen gehören die Überprüfung von Zugangsberechtigungen zu Räumen, das Passieren von Grenzen – Kontrollen im Allgemeinen sowie die Verifikation einer Passidentität, wie zum Beispiel beim Internethandel. Hier soll vor allem Vertrauen bei personaler Abwesenheit hergestellt werden. Dass dieses Vertrauen nur darauf beruht, dass ein Fingerabdruck mit dem überein-

stimmt, der als solcher vorher registriert wurde und mit einer beliebigen personalen Identität verbunden wurde, wird nicht thematisiert. Es mag ein Randthema sein, beinhaltet aber ein Kernproblem, welches in der Praxis von Biometrie enthalten ist, aber von den technischen Verfahren verdeckt wird: Wie stelle ich Vertrauen her, was ist das eigentlich? Diese Frage ist zentral für die Unterscheidung von Identität und Identifikation, denn zu wissen, wer ist jemand und was eine Person tatsächlich ausmacht, ist nicht so trivial und eindeutig wie die Diskussion über biometrische Verfahren es glauben machen wollen. Identität wird auf verschiedene Weise hergestellt, vermittelt und immer wieder erneut ausgehandelt. Sie ozilliert damit zwischen dem wie jemand sich wahrnimmt und gleichzeitig von anderen wahrgenommen wird.

Identifikation innerhalb einer biometrischen Praxis interessiert sich nicht für solche Aushandlungsprozesse, sondern hauptsächlich dafür, wie bestimmte Muster, welche unabhängig von der Person selbst vorher festgelegt wurden, passen oder nicht. Es werden darüber grobe Formen von Identität geschaffen, die vermeintlich widersprüchlich auf sehr kleinen körperlichen Details eines Menschen basieren. Mit einer personalen Identität im obigen Sinn hat das nicht viel zu tun.

Genau betrachtet sagen biometrische Überprüfungen eines dieser Merkmale nur aus, dass eines dieser Merkmale anwesend war/ist – wie im Falle der Kriminalistik, wo die Spuren oftmals nur auf eine Anwesenheit hindeuten können – anders am Flughafen, wo eine Person tatsächlich anwesend ist. Wer das dann tatsächlich ist und was die Person ausmacht, ist zunächst einmal zweitrangig. Nun ist anzunehmen, dass eine Iris auch zu dem Körper gehört, der bei der Registrierung anwesend war, aber auch andere Varianten sind durchaus denkbar. Die Konsequenz solcher überprüfender Verfahren ist allerdings, dass eine Person in mehrere Merkmale zerlegt wird, die nur noch zur Überprüfung dienen und an der Person als solcher nicht interessiert sind. Das aber stimmt so nicht. Es stimmt auch nicht, dass es nur um eine individuelle Person geht, sondern es geht um Gruppen von Menschen, Klassen von Bevölkerung, Kategorien von Personen, die zu den unterschiedlichsten Zwecken gefiltert werden sollen. Biometrie wurde und wird dazu genutzt um Bevölkerung zu managen – das gilt für die vielen Kolonialmächte, die Fingerabdrücke und andere anthropometrische Verfahren nutzen, um die jeweils in den Kolonien lebenden Völker mithilfe von Klassifizierungen zu beherrschen und vor allem zu administrieren (vgl. Hanke 2003; Ogura 2006). Und auch heute werden die Verfahren nicht allgemein angewandt, sondern sind Teil von teilweise diskriminierender Politik gegenüber Sozialhilfeempfängern oder Einwanderern. Lyon betont dabei die auch vorkommenden rassistischen/ethnischen Aspekte des Profiling und der Kategorienbildung (vgl. Lyon 2007: 129). Gerade an (Staats-) Grenzen hat besonders nach dem 11. September eine verstärkte Prüfung durch biometrische Systeme stattgefunden bzw. wurde dort mit solchen aufgerüstet. Neue Grenzregime und Initiativen zum Schutz von

Grenzen gegen illegale Zuwanderung in Europa und den USA setzen auf Biometrie und produzieren in der Folge Gruppen, die in einer solchen Unterscheidung – Asylsuchende, illegale Einwanderer, Flüchtlinge – ursprünglich nicht existierten, da die Gründe für ihre nach Europa orientierte Mobilität (Flucht) nicht so verschieden sind, wie es diese Klassifizierungen suggerieren (vgl. van der Ploeg 2006). Für Van der Ploeg steht die Biometrie als Teil der Informationstechnologien im Zentrum der Konstruktion neuer Grenzen (sowie ausschließender identifikatorischer Kategorien von Menschen), mit denen deren Überwachung verstärkt werden kann – mit recht unterschiedlichen Konsequenzen für verschiedene Klassen oder Kategorien von Personen (ebd.: 2006: 192). Hieran zeigt sich, dass es nicht reicht, einzelne technische Verfahren der Iris-Erkennung o.a. zu diskutieren und zu analysieren, sondern nur die Praxis der Biometrie insgesamt. Obwohl die Technologien an den Grenzen praktisch nichts weiter tun als einen Musterabgleich durchzuführen, sind sie Teil eines interpretativen, technischen, sozialen und administrativen Systems, an welches jene Ausschlussmaßnahmen hängen, die über das bloße Erkennen hinausgehen. Im Fall der Grenzsicherung initiiert die biometrische Praxis eine auf Erkennen basierende Handlung, die nichts vom Kontext oder den Gründen des Grenzübertrittes verstanden hat.

Zur biometrischen Praxis gehören auch auf DNA basierende Verfahren, die nicht nur im übertragenen Sinn tief in den Menschen selbst eingreifen und seine Kerninformation betreffen, sondern dieses auch ganz konkret tun. Die DNA-Analyse ist eines der wichtigen Mittel der Kriminalistik geworden – denn DNA-relevante Spuren hinterlassen alle Menschen immer und überall, so dass wohl auch fast jeder Tatort damit übersät sein muss. Das Problem ist, dass diese Methode nicht sofort den Täter benennen kann, denn soziale und kulturelle Errungenschaften lassen sich darauf nicht finden – z.B. der Name. So muss gehofft werden, dass sich Probesamples in einer Datenbank finden oder irgendwann die polizeilichen Ermittlungen oder der Zufall eine Gruppe von Verdächtigen hervorbringt, die dann getestet werden kann. Die Idee, die in Großbritannien seit 1995 bestehende nationale Datenbank für kriminelle Aktivitäten auszuweiten (vgl. u.a. Lyon 2007: 113) und ein DNA-Sample jedes Bürgers aufzunehmen, würde diese Prozedur abkürzen. Der Preis dafür wäre und ist der Generalverdacht, bei dem alle Bürger als potenzielle Täter gelten. Das wäre weder aus bürgerrechtlicher Sicht hinnehmbar, noch kann es aus organisatorischen Gründen tatsächlich zielführend sein. Obendrein birgt es die Gefahr von Fehlern und Missinterpretationen, denn DNA-Spuren sagen nur aus, dass eine Person sich irgendwo aufgehalten hat, nicht wann und auch nicht wozu. Das bedeutet, dass über diese Merkmale das Erkennen möglich ist, aber nicht verstanden werden kann, warum dort Spuren sind, die einer bestimmten sozialen/natürlichen Person zuzuordnen sind.

Verfahren, die DNA oder genetische Fingerabdrücke über die Kriminalistik und den Vaterschaftstest hinaus einzusetzen versuchen, sind bereits in der

Entwicklung. Anstatt der Iris oder des Gesichts wird dann unsere DNA zu unserem Ausweis. Der Hintergrund solcher Überlegungen ist die Fehleranfälligkeit von biometrischen Technologien und das Risiko, dass diese von nicht-autorisiertem Personal missbraucht und geknackt werden können. Dass an der Entwicklung und Ausbreitung biometrischer Verfahren auch private, mit dem Staat aufs engste vernetzte Unternehmen beteiligt sind, ist vor dem Hintergrund des Missbrauchs und des Schutzes der Daten nicht unbedingt beruhigender. Noch interessanter scheint es, wenn man die DNA-Spuren entsprechend auswerten kann, um daraus Steckbriefe von Personen zu fertigen, die auch auf physische Eigenschaften des Verdächtigen verweisen können. So können DNA-Spuren eventuell auf die Herkunft einer Person schließen lassen, zumindest eine Wahrscheinlichkeit geben, aus welcher geographischen Weltregion jemand stammen mag. Was für Anthropologen, Archäologen und Frühgeschichtler hinsichtlich von Wanderungsbewegungen und Siedlungsgeschichte interessant sein mag, – denn dort sind die Daten qua Untersuchungsgegenstand anonym und die Personen teilweise seit Jahrhunderten tot – gerät in der Praxis polizeilicher Ermittlungen oder im Kampf gegen den Terror schnell zu einem Instrument der Diskriminierung auf wissenschaftlicher Basis. Eine neue Fahndungsmethode ergibt sich auch daraus, dass es gelungen ist, dem Geheimnis der Augenfarbe auf die Spur zu kommen (vgl. Stang 2009). So lässt sich aus DNA-Spuren ein weiteres biometrisches Merkmal herauslesen, welches nicht abzulegen ist, man kann es höchstens mit andersfarbigen Kontaktlinsen überdecken. Das Problem dieser Methode ist wiederum die menschliche Vielfalt, die auch scheinbare genetische Regelmäßigkeiten durch Variationen im Prozess der Vererbung beeinträchtigen können. Letztlich dienen die DNA-Spuren hier zur Bestimmung von Äußerlichkeiten, die von vielen Menschen geteilt werden können. Die Konsequenzen kollektiver Verdächtigungen sind bei derartigen Methoden schon in ihnen selbst angelegt.

Wissenschaft kann eine solche Genauigkeit nicht garantieren, wie Experten und Forscher hinsichtlich der kriminalistischen Euphorie zu Bedenken geben. Allein die weltweiten Migrationsbewegungen über Kulturen und Kontinente hinweg sowie vielfältige Umwelteinflüsse machen solche Kategorien suspekt und oftmals wertlos. Das phänomenologische Aussehen einer Person deutet auf nichts weiter hin, als auf die Vermutung, dass diese Person Eltern oder Großeltern aus anderen Weltregionen gehabt haben könnte. Für die Identität einer Person kann dieses wichtig sein, muss es aber nicht. Wenn aber, wie von van der Ploeg (2006) und Lyon (2007) beschrieben, Grenz- und Identifizierungsregime (vgl. auch Lyon & Bennett 2008) gerade darauf abzielen, bestimmte Gruppen aufgrund von Andersartigkeit einer besonderen (biometrischen) Prüfung zu unterziehen, dann wird ersichtlich, wie Biometrie als Praxis nicht nur an der Erkennung von Mustern interessiert ist, sondern darüber hinaus ein System der Interpretation bedient. Der Wunsch mit Bio-

metrie frühzeitig zu erkennen und die Folgen abzuschätzen, sind noch keine Gedankenleserei, geben aber vor, dass nur anhand von Merkmalen solche Entscheidungen zu rechtfertigen sind. Wenn es um einen Abgleich gespeicherter Daten geht, dann ist es für die Identifizierung im Sinne biometrischer Verfahren allein wichtig, welche Muster erkannt werden. Die physiologischen Merkmale stehen so im Mittelpunkt einer solchen Suche. Und wenn man dann nicht genau weiß, wonach man suchen soll, bieten sich Kategorien von Mustern an, die bestimmte physiologische Merkmale gemeinsam haben oder aus der gleichen Gruppe kommen könnten. Dass diese Gruppen oder Kategorien konstruiert und politisch verantwortet werden, um möglichst weit vor den Grenzen (oder bei anderen Gelegenheiten) die einen durchzulassen und die anderen auszuschließen, zeigt die Crux von Biometrie. Eigentlich eignet sich das Verfahren nicht für solche Entscheidungen, dennoch wird so getan, als würde mehr als nur der Blick auf das Merkmal möglich.

Konsequenzen von Maß und Klasse

Natürlich klassifizieren Menschen ständig und andauernd (vgl. Bowker & Star 1999). Die soziale Nähe oder Distanz und der jeweilige Kontext bestimmen, wie fein und detailliert solche Klassifikationen sind. Sie sind jedoch flüchtig und verändern sich entsprechend der sozialen Dynamik, der individuellen Nähe sowie des Kontextes. Die Praxis der Biometrie, die Vermessung menschlicher Merkmale und ihre Verwendung zur Identifikation über Technologien, bedeutet, dass menschliche Identität auf einzelne Merkmale reduziert wird, die dann in der Datenbank re-kombiniert und zusammengesetzt wieder etwas Neues ergeben, das zur Feststellung einer nun genormten Identität zum Zwecke der Identifizierung oder Verifizierung dienen kann. Die durch die Verfügbarkeit in Datenbanken mögliche freie Kombination solcher Merkmale schafft so genannte Daten-Doubles, re-kombinierte, virtuelle Identitäten. Diese sind Gruppen zugeordnet, in Klassen eingeteilt, um die Suche zu erleichtern und die so erzeugte Welt übersichtlicher zu machen. Aber sie sind fehleranfällig und leisten allenfalls eine oberflächliche Identifizierung. Amoore spricht von der Projektion einer Person, aufgebaut aus Fragmenten, Bits und Bytes, Verdächtigungen und Vorurteilen (ebd.: 2008: 23). Man könnte entgegnen, ich bin nicht mein Fingerabdruck. Aus Daten (u.a. den körperlichen Merkmalen) setzt man wieder etwas zusammen, was ich nicht bin. Es handelt sich nicht um ein Abbild einer Person, welches sich aus den verschiedenen Daten – Konsumprofile, körperliche Merkmale, Bewegungsprofile, Statistiken, Einträge – ergibt. Auch wenn die Daten Bezüge zu den Personen haben, so sind sie lediglich Teile, hinter denen eine Geschichte steht, die nicht notwendigerweise auch Teil der Merkmale ist. Personen sind größer als ein Datensatz es erfassen könnte. Zusammengesetzt ergeben diese Daten eine Person, die mit mir nichts zu tun hat – abgesehen von den zeitli-

chen und räumlichen Koinzidenzen bestimmter Vorgänge. Datenbanken und Klassifikationssysteme, die Identifizierung und technologisch gesteuertes Identitätsmanagement mit Identität verwechseln, schaffen Frankenstein'sche Monster, mit möglicherweise fatalen Konsequenzen für die damit in Verbindung gebrachten Personen. Ungelöst ist dabei die Frage, was mit einer Identität passiert, die aus Identifikationsmerkmalen zusammengesetzt wird, wie sie sich zu dem verhält, was sonst eine Identität ausmacht, wenn diese beiden nicht ohnehin notwendigerweise immer in besonderer Weise gekoppelt sind. Denn letztlich muss angenommen werden, dass eine Person sich mit seinen Daten-Doubles auseinandersetzen muss und diese eine Auseinandersetzung mit Identität in einem sozialen Kontext beeinflussen kann und wird. Wenn aber ein solches Daten-Double ein „Eigenleben“ annimmt, in dem es als „Person“ oder personelles Abbild durch Datenbanken schwirrt und Teil der verschiedensten Praxen wird, kann es dann auch konzeptionell als Person angesehen werden? In einem solchen Fall muss gefragt werden, ob und welche Bedeutung Technik als Aktant hat. Wenn unter meinem Namen etwas existiert, auf das ich selbst keinen Einfluss mehr habe – der Frankenstein meiner Identität gewissermaßen unabhängig von meinem eigentlichen Selbst und den Inszenierungen meiner selbst agiert – so wäre zu fragen, ob dieses Double nicht auch ein handelndes Subjekt ist und was das für mich und meine Identität bedeuten würde. Klassifikationen und Kategorien haben immer Konsequenzen, woraus sich ihre Materialität ergibt (vgl. Bowker & Star 1999: 189ff), die in dem hier diskutierten Beispiel eben auch die Praxis der Biometrie und ihrer administrativen Grundlagen sind.

Identitäten im Gegensatz zu Merkmalen der Identifizierung sind komplexe soziale Phänomene. Auf der individuellen Ebene bilden sie sich heraus durch Kindheit, Pubertät und die Lebenserfahrung insgesamt. Die Zugehörigkeit zu einer oder mehreren sozialen (ethnischen, nationalen, sprachlichen oder sub-kulturellen) Gruppen ist konstitutiv und kann gleichzeitig je nach Situation wechseln bzw. in den Vorder- und Hintergrund gestellt werden. Identitäten können widersprüchlich sein, enthalten Teile der kollektiven Identität innerhalb derer sie entstanden sind, sind verwoben mit bestimmten Weltansichten und mentalen Dispositionen. Merkmale der Identifikation sind physiologische Muster, die sich biologisch als Teil des Körpers gebildet haben, die vererbt wurden, deren Träger wir sind. Die Kombination daraus lässt uns andere Personen erkennen und hilft dabei, von anderen erkannt zu werden. Identität schafft Persönlichkeit, Identifikation übergeht diese. Allenfalls ermöglicht die Identifikation einer Person – z.B. an der Stimme am Telefon – den intimen und persönlichen Zugang zu einer Person, die bekannt ist, im Gegensatz zu einer fremden, nicht bekannten. Die Systeme der Mustererkennung können aber mit einer Persönlichkeit nichts anfangen. Kein System mag eine Person, es akzeptiert nur ein Muster innerhalb einer gewissen Fehlerrate und lässt jemanden hinein oder eben nicht. Angeschlossen daran sind aller-

dings weitergehende Systeme, die einen Zugang zur Persönlichkeit versprechen – bzw. zu den gesammelten und gespeicherten persönlichen Daten, die wieder nur vereinzelte Informationen darstellen, längst kein komplettes Bild. Dieses ist aber in den genannten Beispielen und auch anderen Anwendungen nicht nötig.

Vermessung, Klassifizierungen und Kategorien müssen vereinfachen, zusammenfassen und notwendigerweise diskriminieren. Das ist zunächst nichts Negatives. In der Praxis der Biometrie, die sich hauptsächlich mit zwei Bereichen beschäftigt – 1. der Überwachung und Kontrolle von Zugängen aller Arten und 2. der Kriminalistik bzw. der Forensik – können diese Einteilungen allerdings Konsequenzen haben, die weit über das Individuum als solches hinausgehen. So kann sich die Diskriminierung auf Gruppen ausdehnen – denn letztlich ist es immer noch so, dass auch die Software der verhaltens- oder merkmalsgesteuerten Kameras und anderer Technologien von Menschen programmiert werden, die eine bestimmte Perspektive auf die Welt haben (vgl. Bowker & Star 1999; auch Hengartner 2010). Auch Software kann nicht als neutrale Technologie analysiert werden, sondern ist ebenfalls eine Assemblage, eine Gemengelage, eine Praxis, die in sich eingeschrieben auch konkrete Macht- oder Ungleichheitsstrukturen aufweisen kann. Es geht schon längst nicht mehr nur um die Iris- oder Gesichtserkennung als solche, sondern um die Praxis, die für sich beansprucht Sicherheit zu erzeugen, Menschen und Verhalten zu filtern, ja vielleicht sogar bereits durch die Analyse bestimmter Muster vorher zu erkennen und so zu verhindern oder zu steuern. Identitätstechnologien wollen nicht nur verifizieren, sondern ein potenzielles Risiko oder einen risikohaften Körper identifizieren (Amoore 2008: 23). Identität, wie sie im Zusammenhang mit solchen Verifizierungstechnologien und Diskursen verstanden wird, ist ein Mittel von Regierungspraxis, einer in den Diskurs eingeschriebenen Praxis der Herrschaft (*governing by identity* vgl. Amoore 2008).

Der Schlüssel dazu liegt in den durch Klassen und Maße erzeugten Normen und Standards. Diese Normen erlauben in der biometrischen Praxis in der Regel nur sehr kleine Graubereiche, dabei ist die Welt viel komplexer, als es solche Erkennungssysteme erfassen könnten. Nun müssen sie das auch nicht, aber die Praxis, deren Teil sie sind, nutzt sie um zu verstehen, um Schlüsse zu ziehen, die über eine bloße Identifizierung hinausgehen. Und darin liegt das Problem. Sie können innerhalb der selbstgesetzten Rahmen der Klassen und Kategorien erkennen, aber nicht verstehen. Auch Technologien, die indirekt die Ideen und Erkenntnisse der Hirnforschung aufgreifen, um Terroristen an Flughäfen mit Gehirnscannern zu erkennen, stoßen hier an solche Grenzen – allein der Wunsch zeigt, wohin sich die Grenzen bereits verschoben haben. Nur bis zum Verstehen reicht es eben noch immer nicht.

Biometrische Merkmale mögen äußerlich sein, aber über sie wird dennoch versucht auch das Innere eines Menschen zu erkunden. Die Konsequen-

zen sind eine grobe Vereinfachung sowie die Kollektivierung von Merkmalen, um letztendlich über das Prinzip des Ausschlusses zu dem einen Individuum zu kommen. Dieses wird damit dem Regime einer Regierungspraxis auf einer wesentlich abstrakteren Ebene untergeordnet. Damit greift die Praxis der Biometrie in die sozialen Beziehungen ein, deren Folgen an anderer Stelle aufgearbeitet werden müssen. Und während es bei einem gegenseitigen in die Augen schauen um sehr viel mehr geht als nur um das Erkennen eines bestimmten Musters, so mag die Kamera, der Scanner, der Kernspintomograph mir auf die Augen oder meinen Körper schauen, aber eben nicht in meine Gedanken – auch wenn das der Traum der Ingenieure, Sekurokraten und anderer ist. Und ganz entscheidend ist; eine Kamera (oder der Irisscanner) ist eben kein Auge, in das ich zurückschauen könnte, um etwas zu verstehen. Das Auge der Kamera ist leer und daher mächtig.

Die beiden diskutierten Beispiele – Videoüberwachung und biometrische Praxis – haben gezeigt inwiefern Überwachung eine Orientierungsleistung darstellt, die das Unbekannte erkunden, überwachen, kontrollieren und steuern will und wie eine derartige Praxis aussehen könnte. Entscheidend dabei sind die verwendeten Kategorien, Klassifikationen sowie die Macht über ihre Definition und Deutung, über die man möglicherweise auch einen empirischen Zugang zu den benannten Phänomenen generieren kann.

Kapital 5: Praxis und Methode

5.1 Die Welt als messbare Vorstellung

Kann man die Welt vermessen?

Die vordergründige Antwort auf diese Überschrift wäre: ja. Nicht zuletzt deshalb, weil die Menschheitsgeschichte selbst eine Geschichte der Vermessung der Welt, ihrer Klassifikation, sowie der darauf aufbauenden Formung und Re-Konstruktion von Territorium, Macht, Herrschaft und Weltansichten ist. Das Kapitel zur Kartographie und auch der Abschnitt zur Biometrie haben deutlich gemacht, wie Vermessung sozial wirken kann und welche Konsequenzen sich aus Maß, Klasse und den Formen der Repräsentation ergeben können. Hier geht es aber nicht allein um die Vermessung der Welt und all ihrer sicht- und unsichtbaren, materiellen und immateriellen Dinge. Vielmehr muss geklärt werden, ob es möglich ist, die Vorstellungen der Welt, wie sie bei Menschen vorhanden sind, zu messen, darzustellen und damit im Rahmen soziologischer und anthropologischer Forschung zu arbeiten. Wie genau kann man die Vorstellungen für eine soziologische und anthropologische Analyse nutzbar machen?

Karte 1: *Mental Map* von Darmstadt (Quelle: eigene Erhebung und Design)



Diese Karte stellt den kartographischen Versuch dar, die Vorstellungen von 18 Studenten eines Wochenendseminars in Darmstadt (November 2008) über einen Raum, eine konkrete Örtlichkeit sicht- und nachvollziehbar zu machen. Die Studierenden wurden aufgefordert eine Karte (*mental map*) von Darmstadt anzufertigen, in die sie sowohl bloße zeichnerische Elemente sowie schriftliche Markierungen setzen konnten. Je größer ein Begriff auf der Karte dargestellt wird, desto häufiger wurde er von den Studierenden insgesamt genannt. Darmstadt erscheint auf der Karte als stereotype, auf einige wenige Merkmale reduzierte Darstellung, die zweifelsohne auch von anderen Bewohnern Darmstadts erkannt werden würde. Die Fokussierung auf das Schloss, den „Lui“(senplatz) sowie den Hauptbahnhof ist auch der Zusammensetzung des Seminars geschuldet, in dem viele Studierende vertreten waren, die nicht in Darmstadt wohnten, sondern mit der Bahn anreisten und dann in das Institut für Soziologie im Residenzschloss der Stadt am Luisenplatz kamen. Ein Bild von Darmstadt mit diesen drei prägnanten Punkten ist also wenig überraschend. Daran wird abermals deutlich, dass räumliche Vorstellungen kontextabhängig sind – in diesem Fall von der Herkunft und somit von den Kenntnissen und Mobilitätspraktiken der Teilnehmer, deren räumliche Vorstellungen hier „vermessen“ wurden. Vermessen deshalb, weil in der Karte nicht nur die Orte aufgeführt wurden, die bekannt waren – das dürften auch bei den nicht ortsansässigen Teilnehmern wesentlich mehr gewesen sein – sondern weil es ausdrücklich um eine Karte von Darmstadt ging. Damit steckte in der Aufgabenstellung bereits die Aufforderung zur Reduktion, was die einzelnen Karten auf die jeweils wichtigen Punkte reduzierte und so die aggregierten Daten hierarchisiert angeordnet werden konnten. Was in dieser Karte dargestellt wird, sind die zusammengefassten Ideen von Welt – in diesem Fall reduziert auf die Topographie Darmstadts. Solche Ideen von der Welt schließen die Ideen zu ihrer Ordnung sowie die Grundlagen für deren Überprüfung immer schon mit ein. Diese Annahme macht es möglich, solche Karten und andere Visualisierungen von sozial-räumlichen Vorstellungen als Grundlage für Analysen von Weltbildern zu nutzen. Vorbilder für eine solche Herangehensweise sind verschiedene Untersuchungen, in denen *mental maps* eingesetzt worden sind, um räumliche Orientierung in einen sozialen und kulturellen Kontext zu setzen. Dazu gehören als besonders eindrucksvolle Beispiele die Karten der *Los Angeles Planning Commission Study* von 1971 (vgl. Orleans 1973: 119ff, auch Carter 1995: 312ff) oder die Arbeit von Ley & Cybriwsky,(1974) zu Graffiti als territoriale Markierungen. Die Karten – *mental maps* verschiedener Einwohner unterschiedlicher Viertel in Los Angeles – zeigen, wie die soziale (und die damit korrespondierende, wechselseitig abhängige räumliche) Situation einen direkten Einfluss auf die Vorstellungen von Raum (Los Angeles) haben kann. Als Mittel der Analyse lassen sich aus diesen Karten im Zusammenspiel mit anderen Daten und Informationen auch weitergehende Schlüsse ziehen, was die Möglichkeiten der Mobilität oder

den Zugriff auf andere Ressourcen gesellschaftlicher Teilhabe angeht. Mentale/kognitive Karten, so die ursprüngliche Annahme, stellen eine Verbindung von Psychologie und Geographie dar. Die Karten der *LA Planning Commission* erweitern diese Sicht um das Soziale, denn kognitive Karten sind nicht ausschließlich individuell, sondern vor allem auch sozial verankert. Jamesons Erweiterung des Begriffes fügt dem noch die Perspektive gesellschaftlicher Totalität hinzu – womit es möglich wird, solche Karten auch als Teil einer politischen Ästhetik der Totalität und der dahinter verborgenen Strukturen zu sehen. Aus dieser Perspektive lassen sich sozial-räumliche Imaginationen eben auch als Basis für eine Untersuchung der Bedeutung von Überwachung jenseits der üblichen Aspekte „Disziplinierung“ oder „soziale Kontrolle“ einbringen. Ließen sich in den visualisierten Vorstellungen von der Welt auch die Begründungen für Einstellungen zu Überwachung herauslesen lassen? *Cognitive maps* wären so Ausdruck dafür, inwiefern Überwachung eine starke oder weniger bedeutsame Rolle in einem bestimmten Kontext spielt und wie eine Orientierung mit ihrer Hilfe umgesetzt würde. Der Ausblick auf die Welt bestimmt das Maß an Kontrolle und Überwachung mit dem ein Mensch dieser „seiner“ Welt begegnet und sich darüber Orientierung verschafft. Wenn *cognitive mapping* Ausdruck der Verortung von Individuen oder sozialen Gruppen im Verhältnis zur Welt sind, dann müsste auch Überwachung als Orientierungsstrategie daran anschließen können bzw. darin enthalten sein.

Anhand einer Untersuchung zu räumlicher Wahrnehmung und Videoüberwachung, die ich zwischen 2003 und 2007 in Hamburg durchgeführt habe, werden diese Zusammenhänge empirisch weiter ausgeführt. Das empirische Material führt die in der Arbeit bisher angeführten Aspekte von Raum, Weltbild und Überwachung zusammen und zeigt, dass es in Ansätzen mögliche ist, Vorstellungen zu messen und zu visualisieren. Dabei ist *cognitive mapping* sowohl das Maß als auch das Messinstrument selbst – wobei der dynamische und oft nur vorläufige Charakter betont werden muss. Es handelt sich weder um absolute Bilder, noch um Karten im Sinne vermeintlich objektiver Entsprechungen der physischen Umwelt. Ich kann allerdings zeigen, dass *cognitive mapping* sowohl als theoretisches Konzept der Verortung innerhalb von Gesellschaft bzw. Welt anwendbar ist, als auch als empirischer Zugang, um diese Verortungen zu visualisieren und soziologisch zu diskutieren.

Arbeiten mit Karten

Die in den folgenden Analysen verwendeten Karten (*mental maps*) bieten deshalb nicht nur schöne visuelle Eindrücke, mit denen sich in ganz unterschiedlicher Form hervorragend argumentieren lässt und die meine Analyse zu räumlicher Wahrnehmung und Überwachung als gesellschaftliche Orientierungsleistung unterstützen sollen – sie bergen gleichermaßen methodische

Probleme in sich. Wenn Karten über die Umwelt ebenso viel aussagen wie über deren Produktionszusammenhänge und letztlich über ihre Autoren, dann müssen sich auch diese Karten und der Kontext ihrer Entstehung und Verwendung einer kritischen Überprüfung unterziehen lassen. Das gilt auch und besonders für die hier verwendeten und in der Untersuchung produzierten kartographischen Darstellungen. Die im weiteren Verlauf vorgestellten Karten sind die Repräsentationen der Welt – oder eines Ausschnittes davon – wie diese von verschiedenen Interviewpartnern bzw. Gruppen von Personen imaginiert werden. Als solche sind sie zugleich Ergebnis der Forschung zu räumlicher Wahrnehmung als auch ein Mittel der Reflexion – sowohl über die Zusammenhänge zwischen Raum, Überwachung und Weltbildern als auch über den Forschungsprozess als solchen.

Nicht vergessen werden darf dabei, dass die Wirklichkeit einer Karte ebenso konstruiert wird, wie eine bestimmte kartographische Darstellung wiederum neue Konstruktionen von Welt, deren Wahrnehmung und Bewertung beeinflussen kann. Mit dieser zirkulären Dynamik von Karten kann nur sinnvoll gearbeitet werden, wenn man an einem bestimmten Punkt eine Version der Karte als ontologisch richtig voraussetzt – auch wenn es bei genauerer Betrachtung nicht möglich ist. So hat die kartographische Vorlage, die zum Teil in der Erhebung benutzt wurde, Hamburg von vornherein in 103 Stadtteile eingeteilt. Damit wurde nicht nur ein Stadtteil weggelassen, der für diese Untersuchung irrelevant war – Neuwerk an der Elbmündung – sondern es wurde ein relativ großer Maßstab vorgegeben, der nicht berücksichtigte, dass dieser für eine räumliche Verortung der Personen wahrscheinlich an vielen Stellen viel zu grob gewählt wurde¹¹. Aus technischen Gründen war eine andere Grundlage jedoch nicht verfügbar und letztlich auch aus methodischen Gründen nicht unbedingt nötig. Dennoch bedeutet das, dass den Befragten eine Sicht auf Hamburg vorgelegt wurde, die sie auf eine bestimmte Form des Raumes festgelegt hat und so auch zu neuen Sicht- und Denkweisen über den thematisierten Raum herausgefordert haben könnte. Die Karten selbst könnten die Befragten eventuell auch in ihrer Sicht auf Hamburg beeinflusst haben. Da es aber in der Untersuchung nicht primär um die methodischen Verzerrungen ging, sondern Karten auch als Mittel der Erhebung (u.a. als Diskussionsanreiz) benutzt wurden, müssen mögliche Verzerrungen – die hier nicht mehr nachvollzogen werden können, auch da eine Kontrollgruppe fehlt – einfach in Kauf genommen werden. Wenn solche Karten Teil eines wissenschaftlichen Prozesses sind, insbesondere wenn sie sowohl Mittel als auch Objekt der Analyse sind, sollten solche Faktoren mit berücksichtigt und offen diskutiert werden. Dazu gehört auch zu klären, welche Rolle die Karten in-

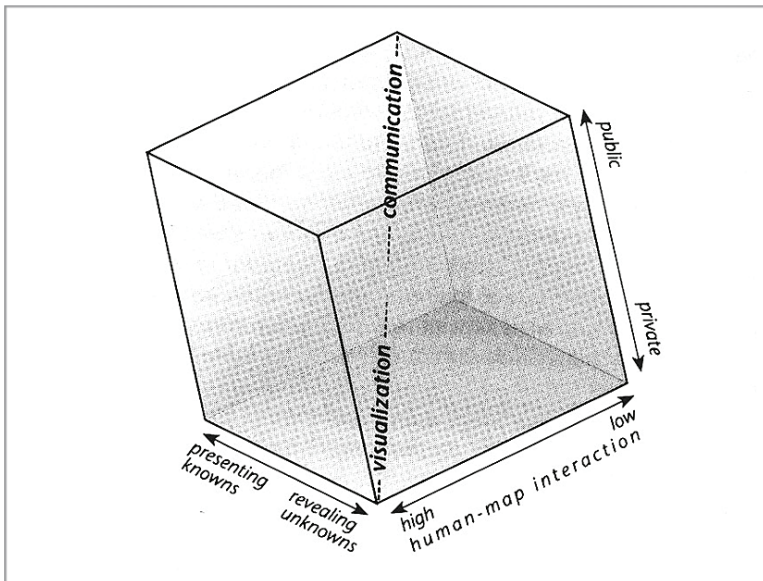
11 Hamburg besteht aus 104 Stadtteilen, allerdings haben sich seit der Erhebung ein paar Veränderungen ergeben. So gibt es neue Stadtteile Sternschanze und die HafenCity seit 2008 – andere wurden zusammengelegt oder als Stadtteil aufgelöst. Die Veränderungen sind hier der Vollständigkeit erwähnt für die Analyse spielen sie keine Rolle.

nerhalb einer bestimmten Forschung, eines Forschungsdesigns haben. Denn Karten können in solchen Untersuchungen zu verschiedenen Zwecken herangezogen werden.

Grundsätzlich sind Karten ein Mittel der (wissenschaftlichen) Kommunikation sowie der Komplexitätsreduktion. In einem Forschungsprozess können sie in verschiedenen Phasen unterschiedlich benutzt werden. Das Modell des „kartographischen Würfels“ teilt die Interaktion zwischen Menschen und Karten in drei Dimensionen ein, deren Zweck von der Visualisierung zu Forschungszwecken bis zur Kommunikation von Ergebnissen für eine breitere Öffentlichkeit reicht (MacEachren 2004: 358f; Dodge 2005: 119f). Folgende drei Dimensionsachsen gibt es, auf denen eine Karte im Würfel platziert werden kann:

- Interaktion – von wenig, wie bei einfachen Straßenkarten – bis hin zu computergesteuerten GIS Karten mit hoher Interaktivität
- Nutzer von Karten – privater Gebrauch für den Kartenmacher selbst – bis hin zu öffentlichem Gebrauch, also zur Präsentation der Karten für einen weiteren Nutzen
- Daten – von Annahmen und unbekanntem Mustern bis hin zur Präsentation bekannter Fakten.

Abbildung 9: Kartographischer Würfel nach MacEachren (Quelle: Dodge 2006)



Visualisierung durch Karten auf der einen und die Kommunikationsfunktionen von Karten auf der anderen Seite, stellen die beiden Pole des Würfels dar. Innerhalb des dreidimensionalen Raumes gibt es somit keine klaren Abgrenzungen der einzelnen Aspekte von Karten, sondern fließend verlaufende Schwerpunkte, die jeweils andere Aspekte hervorheben oder vernachlässigen. Die jeweils betonten Aspekte bestimmen auch darüber, welche Strukturen der Welt als solcher „aufgezwungen“ werden. Die drei Dimensionen des sich ergebenden Würfelraumes führen zu verschiedenen Typen von Karten, die unterschiedlichen Phasen einer Forschung zugeordnet werden können: Erkundung – Analyse – Synthese – Präsentation (vgl. Dodge 2001), je nachdem welche Aspekte in den Vordergrund geschoben werden. Die hier vorgestellten Karten sind nach dieser Klassifikation hauptsächlich Mittel der Analyse, die nicht einer großen Öffentlichkeit als letztendliche Fakten präsentiert werden sollten. Sie müssen auf jeden Fall in einem sie erklärenden Zusammenhang betrachtet werden. In diesen Fällen von einer repräsentativen Abbildung der Weltbilder der Bewohner St. Georgs oder Bobergs insgesamt zu sprechen, wäre durch die Daten und die Art der Karten nicht gedeckt. Ihre Aussagekraft über die 41 Fälle hinaus mag eingeschränkt erscheinen. Doch obwohl die Karten jeweils nur Ausschnitte von möglichen Weltbildern wiedergeben, ist es möglich, mit ihnen die Form von Weltbildern nachzuzeichnen und zu einem gewissen Grad auch zu generalisieren, im Sinne einer moderaten Form von Generalisierung, die darauf zielt Unterschiede innerhalb eines spezifischen Kontextes (Sicherheit, Videoüberwachung, Stadtraum) herauszustellen und auch daran anschließende und aufbauende Thesen zu formulieren (Mayring 2007).

Das, was Jameson theoretisch als *cognitive mapping* beschrieben und formuliert hat, lässt sich hier und wahrscheinlich generell nur in Ansätzen – aber immerhin empirisch fundiert – ausschnittshaft und in vielen einzelnen Schritten zusammensetzen. Die Ergebnisse dieser Forschung sind lediglich ein Teil wesentlich umfassenderer Weltbilder und Vorstellungen, die es noch zu erforschen gilt. Dennoch lassen sich aufgrund seines Ansatzes die sozial-räumlichen Strukturen der Gruppen über Karten lesen, darstellen und auf einer empirischen Grundlage analysieren. Somit sind die Karten ein wichtiger Teil wissenschaftlicher Kommunikation, wenn auch auf einem eher niedrigen Niveau. Die Visualisierung von Ergebnissen der Karten stehen hier im Vordergrund, denn letztlich geht es um die Analyse der Weltbilder, die hinter den durch Karten nachgezeichneten Vorstellungen von Raum zum Vorschein kommen. Die Ausgangsüberlegung war, wie man mit Karten Weltbilder untersuchen kann, wenn doch kartographisch immer nur ein Ausschnitt dargestellt werden kann, ja die Crux von Karten gerade in der reduzierten Komplexität liegt. Weltbilder hingegen sind oft widersprüchlich, wandelbar und zu komplex, um diese in einer Karte adäquat darzustellen. Ausgehend von den theoretischen Überlegungen der vorherigen Kapitel und den empirischen

Vorbildern wie sie von Lynch (1965) vorgeschlagen oder von Downs & Shea (1982) zusammengefasst präsentiert wurden (darunter auch die *LA Planning Commission Study*, die ein wiederkehrender Aspekt stadtgeographischer Arbeiten sind, vgl. u.a. Carter 1995), ist davon auszugehen, dass in den Karten selbst – so ausschnitthaft sie auch sind – Teile der Weltbilder und ihrer Produktionsbedingungen sichtbar gemacht werden können. So konzentriert sich die Untersuchung zunächst auf die Analysen räumlicher Wahrnehmung, denn diese sind direkt in den Karten ablesbar. Transportiert werden dabei auch Vorstellungen von sozialer Wirklichkeit. Durch zusätzliche Informationen, die über Interviews und vielfältige Kartierungsaufgaben erhoben werden konnten, werden diese Vorstellungen dann in Beziehung zu den Bewertungen und Einstellungen zu allgemeinen und konkreten Überwachungsmaßnahmen gesetzt (vgl. auch Brennan-Horley et al. 2010 zur Unterstützung von qualitativen Interviews durch GIS Methoden). Die Karten der Untersuchung werden sowohl zur Analyse der Ausgangsthese dieser Arbeit genutzt, als auch für eine methodologische Diskussion darüber, ob und wie sich *cognitive mapping* empirisch für die theoretische Ansätze zu Überwachung nutzen lässt.

5.2 Räumliche Wahrnehmung und Überwachung

Untersuchungsdesign: Hamburg 2003-2007

Die gesamte Untersuchung, die zwischen 2003 und 2007 in Hamburg durchgeführt wurde und das empirische Material für das hier vorgestellte Beispiel liefert, war in eine qualitative und eine quantitative Phase unterteilt (vgl. Zurawski 2007d). Das im Folgenden präsentierte Material bezieht sich ausschließlich auf den qualitativen Teil der Untersuchung (für den quantitativen Teil vgl. Zurawski 2007 und 2009). Der Schwerpunkt der Untersuchung lag auf den subjektiven Wahrnehmungen von Raum und Sicherheit sowie deren Auswirkungen auf die Betrachtung und Bewertung von Videoüberwachung. Gleichzeitig sollten das vorhandene Wissen über und eventuelle Auswirkungen auf das Verhalten durch Videoüberwachung erfasst werden. Dabei sollten gerade die möglicherweise auftretenden Widersprüche und Ausblendungen hervorgehoben werden um zu zeigen, dass Einstellungen und Verhalten zu Videoüberwachung von einer Reihe von Faktoren abhängig sind, die nicht nur mit konkreten Anlässen der Gefahr oder Unsicherheit zusammenhängen. Ausgewählt wurden zwei Hamburger Stadtteile, die eine mehr oder weniger lose Verbindung zum Thema Videoüberwachung hatten: das im Zentrum gelegene St. Georg sowie das Quartier Boberger Dorfanger, welches am Rande der Stadt liegt.

Damit wurden zwei Viertel ausgewählt, die sich hinsichtlich ihrer Bevölkerungs- und Infrastruktur sowie ihre städtischen Lage deutlich voneinander unterscheiden: Das innerstädtische St. Georg ist durch eine in Bezug auf Schicht, Lebensstil, ethnischer Herkunft und Einkommen sehr heterogene Bevölkerungsstruktur charakterisiert. Der am Stadtrand gelegene Boberger Dorfanger weist mit Ausnahme unterschiedlicher ethnischer Zugehörigkeiten eine recht homogene Wohnbevölkerung auf. Hier leben primär junge Mittelschicht-Familien. Die befragten Personen wohnten oder arbeiteten zum Zeitpunkt der Interviews in einem der beiden Orte und waren zwischen 22-69 Jahre alt. Der zentrale Aspekt für beide Orte war eine vorhandene Nähe zum Thema Videoüberwachung. So liegt in St. Georg der Hauptbahnhof, welcher zu dem Zeitpunkt – und schon seit längerem – mit Videokameras überwacht wurde. Für den Boberger Dorfanger war in der Bauplanung (um 1999) eine siedlungseigene Videoüberwachung vorgesehen, welche allerdings in der endgültigen Planung verworfen wurde, auch weil der damalige Hamburgische Datenschutzbeauftragte Bedenken anmeldete und die Presse nicht wohlwollend berichtete. Der Dorfanger wurde von der Entwicklungsgesellschaft als das „Dorf der Zukunft“ bezeichnet. Die Pläne versprachen ein urbanes Wohnen am östlichen Stadtrand von Hamburg, wo trotz (oder gerade wegen?) der Randlage zur Großstadt eine dörfliche Atmosphäre herrschen sollte. Vorrangig sollte die „Förderung von Gemeinschaft“ innerhalb der ansässigen Wohnbevölkerung sein (Bartels et al. 2001: 22). In beiden Gebieten wurde mit unterschiedlichen Personen die gleiche Erhebung durchgeführt, die im Kern aus einer rund einstündigen Kartierungsaufgabe sowie einem anschließendem Leitfaden-gestützten Interview bestand.

Die Kartierungen sozial-räumlicher Imaginationen wurden als Teil der Studie mit 41 Personen durchgeführt¹². Insgesamt setzt sich das Sample aufgliedert nach Alter, Geschlecht, Standort der Befragten und Bildung folgendermaßen zusammen:

- **Altersspanne:** 22 bis 69 Jahre
23 Personen < 40 Jahre
18 Personen > 40 Jahre
- **Geschlecht:** Weiblich: 17 – Männlich: 24
- **Standort:**

Boberg wohnen:	12
St. Georg, wohnen:	9
St. Georg, Polizisten/Hochbahnmitarb.:	11
St. Georg, arbeiten:	9

12 Fünf weitere Interviews wurden 2006 durchgeführt, sie gehen aber nicht in die Karten-gestützte Analyse mit ein, da sie zeitlich nachgelagert erhoben wurden. Sie dienen hier als zusätzliches Analyse-Material.

- **Höchster Bildungsabschluss**

kein Schulabschluss:	1
Hauptschule:	2
Realschule:	9
Höhere Handelsschule:	3
Abitur:	5
Studium:	20

Alle Interviews wurden zwischen Mai 2004 und März 2005 geführt, in einem Zeitraum, in dem es keine öffentliche Videoüberwachung in Hamburg gab (ausgenommen Bahnhöfe und Verkehrsüberwachung), wohl aber heftige Diskussion darüber. Der multi-methodische Ansatz wurde gewählt, um die sozial-räumlichen Vorstellungen sowie die damit verknüpften Einstellungen zur Videoüberwachung in den Sinnwelten der Befragten zu erfassen – also welche Sicht die Befragten auf die Welt haben und wie sie sich in dieser Welt verorten. Die Karten spielten für diese Fragestellung eine zentrale Rolle. Sie dienten als Einstieg in das Interview, aber gleichzeitig auch dazu die räumliche Dimension sozialer Wirklichkeiten bei den Befragten zu erkunden und Reflexionen darüber auszulösen. Zentrales Interesse der Forschung war die Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit bei den Befragten.

Die Interviews dauerten zwischen einer und zwei Stunden. Mittels der Kartierungen auf Grundlage einer Umrisskarte von Hamburg mit eingezeichneten Stadtteilgrenzen sollte zum einen die Größe, Lage und subjektive Wahrnehmung des jeweiligen Bewegungsraums der Probanden vermessen werden. Zum anderen sollten sie ihre ebenfalls subjektiven Einschätzungen zu Sicherheit, Polizeidichte, Kriminalität, Einwohnerdichte, Ausländeranteil und Wohnraumqualität in der Stadt dort eintragen. Im anschließenden Interviewteil wurden die Befragten zu ihrer Einschätzung der Stadt Hamburg sowie ihrer Ortskenntnis und ihren Bewegungsräumen befragt. Sie sollten u.a. sowohl Orte angeben, an denen sie sich gerne aufhalten, als auch solche, die sie meiden. Des Weiteren sollten sie Gefühle, die sie mit diesen Orten verbinden, sowie ihre Einstellung zu den dort lebenden Menschen darlegen. Mit den Fragen zu Videoüberwachung wollte ich das subjektive Bild und die differenzierte Einschätzungen zu dieser Sicherheitstechnologie erfassen. Für die Polizisten und die bei der Hochbahn AG beschäftigten Personen schloss sich noch ein dritter Fragekomplex an, der sich explizit auf ihre Tätigkeiten als Sicherheitspersonal bezog.

Die Interviews wurden zusammen mit den Kartierungen in einem hermeneutischen Interpretationsprozess ausgewertet, bei dem es vor allem um das „Wie“ des Verstehens ging (Soeffner 2004: 165). Ziel war zum einen eine Analyse dessen, was die Interviewten über Videoüberwachung wissen, zum anderen zu untersuchen, wie sie sich ihre Meinung bilden, auf welchen Annahmen diese aufbaut, wodurch sie geprägt wird, welche Prämissen eine Rolle spielen und welche alltagsweltlichen Wahrnehmungen in welcher Form auf

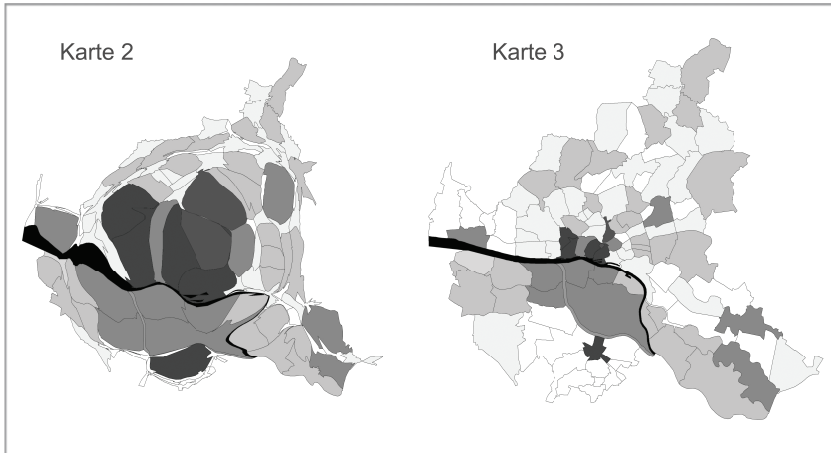
die Denkprozesse zum Thema einwirken. Mit den qualitativen Erhebungs-, Analyse- und Interpretationsverfahren sollte „*das Allgemeine im Besonderen gefunden*“, also eine Repräsentanz durch typische Fallbeispiele aufgezeigt werden (Lamnek 1995 [1]: 192 f.). Im Mittelpunkt der Untersuchung standen dann die individuellen Vorstellungen, über die eine Annäherung an mögliche soziale Abhängigkeiten versucht wurde. Denn gerade in den individuellen Karten, wie sie hier generiert werden konnten, lässt sich das Dilemma des Einzelnen in der Welt ablesen und als soziologische Größe behandeln. Die Karten dienten in der Studie dazu, den sozial-räumlichen Imaginationen der befragten Personen näherzukommen und sie im Hinblick auf einzelne Aspekte zu visualisieren. Sie waren außerdem ein idealer Einstieg in die Interview-situation. Die strukturierten Leitfadenterviews dienten einer narrativen und qualitativen Erhebung der Einstellungen zu räumlichen Vorstellungen sowie des Wissens über Kriminalität und Videoüberwachung.

Mit den Karten wurden die räumlichen Vorstellungen der Befragten hinsichtlich der oben aufgeführten Faktoren erhoben. Diese *mental maps* sollen visuell vermitteln, wie bestimmte Sachverhalte auf den Raum bezogen von den Interviewten wahrgenommen werden. Diese Methode bot die Möglichkeit, einen Anreiz für die daran anschließenden mündlichen Interviews zu Videoüberwachung zu schaffen. Zusammen mit der Bewertung von Videoüberwachung lassen sich damit der räumliche Kontext und die Vorstellungen von bestimmten Orten analysieren und so das *cognitive mapping* der Befragten nachzeichnen. Es bietet sich hier die Möglichkeit, die für die Einstellung zu Überwachung grundlegenden Einstellungen und Wahrnehmungen zu erfassen. Die Annahme dabei war, dass die Gründe für eine positive oder negative Einstellung zu Videoüberwachung in den sozial-räumlichen Vorstellungen der Menschen liegen – diese als Erfahrungshorizont und Hintergrundwissen einen Teil der Grundlage für die Adaption von Überwachungsmaßnahmen in das alltägliche Leben insgesamt bilden. Einige Gründe für die in den Interviews festgestellte Tendenz, dass die Befragten in Boberg eher zu den Fürsprechern von Videoüberwachern gehören, während ihre Gegenüber in St. Georg diese eher ablehnen, lassen sich damit zum Teil erklären.

Kartierte Vorstellungen

Karte 2 zeigt Hamburg, wie es in den Vorstellungen der Befragten aussieht, wenn man nur von den Nennungen der Stadtteile in ihren *mental maps* (siehe nächsten Abschnitt) ausgehen würde. Das Ergebnis ist ein ungewohntes, weil verzerrtes (Karten-) Bild der Stadt, in der zentrale Stadtteile deutlich dominanter sind als andere, in der Realität tatsächlich größere (siehe Karte 3 zum Vergleich).

Karte 2 & 3: Wahrnehmung Hamburger Stadtteile, Verzerrung nach Häufigkeit der Nennung (links); unverzerrtes Bild, Hamburg in seinen geographischen „Normalumrissen, (rechts, n= 4, Quelle: eigene Erhebung).



Ähnlich wie die Karte zu Darmstadt (1) ist auch diese eine eher untypische Darstellung, folgt sie doch nicht dem gewohnten topologischen Bild, welches man von Hamburg kennt. Die Karte spiegelt ähnlich wie die Darmstadt-Karte individuelle Wahrnehmungen wider. Da nicht anzunehmen ist, dass kognitive Karten den geographischen Vorgaben folgen, entspricht eine solche Darstellung vielleicht eher dem Bild, welches sich die Befragten von Hamburg machen, wenn sie sozial-räumliche Beziehungen beschreiben oder räumliche Anordnungen narrativ wiedergeben. Die Darstellung ist weniger auf den geographischen Raum bezogen, als auf die Wichtigkeit von Räumen für ihr eigenes Leben, basierend auf eigener Erfahrung und vorhandenem Wissen. Die verzerrte Darstellung unterstützt das Argument der verzerrten Wahrnehmung, welche sich an sehr verschiedenen Kategorien und Aspekten der erfahrbaren Welt orientieren kann. Dabei zeigt die Karte zwei Dinge: zum einen, dass Karten Wissenspeicher sind, in denen Erfahrung und Vorstellungen entsprechend repräsentiert werden können; zum anderen, dass Karten Interpretationen der erfahrenen Wirklichkeit sind und durch ihre Darstellungen auf die Wahrnehmung bzw. eine wie auch immer erfahrene Realität zurückwirken können. Der Umgang mit Karten muss deshalb Regeln folgen, damit Darstellung, Erfahrung und Zweck einer Karten nicht durcheinander geraten. Die hier präsentierten Karten sind gleichzeitig Analysewerkzeug, Kommunikationsmittel sowie das Ergebnis einer Forschung, die die Vorstellungen sozial-räumlicher Anordnungen von Menschen sicht- und analysierbar machen will.

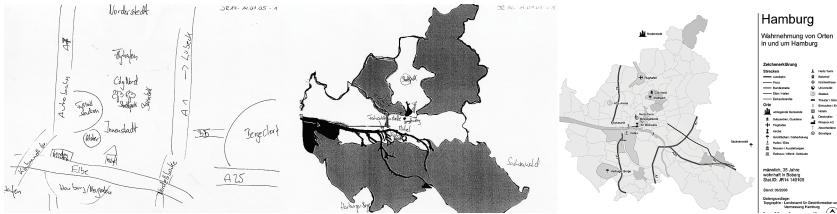
Wenn Karten die Repräsentationen von Räumen darstellen oder eine Idee von bestimmten Räumen darstellen, dann sollte das auch für Karten gelten, die in *mental map*-Verfahren während eines Interviews von den Untersuchungsteilnehmern angefertigt worden sind. Zunächst geht es daher um auf Karten festgehaltene Vorstellungen von Raum und räumlichen Beziehungen generell. Zusammenhänge zu spezifischen Aspekten wurden sowohl in der Untersuchung thematisiert und werden auch hier daran anschließend diskutiert.

Die Kartierungsaufgaben in den Interviews bestanden im Wesentlichen aus zwei Arten von Karten bzw. Befragungstechniken, welche den Probanden vorgelegt wurden: zum einen so genannte freie oder auch *mental maps*, in denen die Befragten ihre Vorstellungen von Hamburg aufzeichnen sollten und sie selbst die Größe, den Maßstab und die Inhalte bestimmen konnten; zum anderen vorgegebene Stadtteilumrisskarten von Hamburg mit seinen 103 Stadtteilen, auf denen Antworten zu vorgegebenen Merkmalen und Aspekten auf einem bereits definierten räumlichen Muster eingetragen werden mussten. Auch wenn die ersteren für die Hypothesenbildung eine nur untergeordnete Bedeutung spielten, so konnten über sie wichtige Informationen zum Hamburg-Bild der Personen im Speziellen und ihrer Weltsicht im Allgemeinen gewonnen werden. Sie halfen außerdem einen eher spielerischen Einstieg in die Interviews zu finden und bereiteten die Probanden auf die anderen Karten vor.

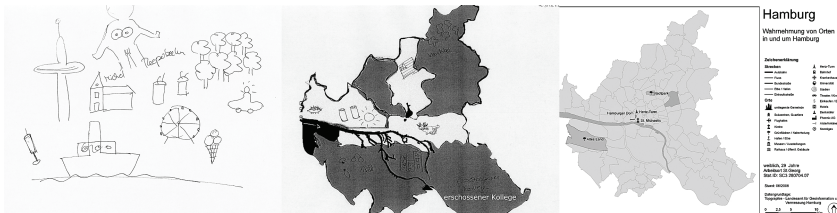
Bei den freien Zeichnungen ging es nicht um ästhetisch-künstlerische Darstellungen, sondern um eine Beschäftigung mit dem Raum und um zu sehen, inwieweit bestimmte räumliche, bauliche und soziale Aspekte eine Bedeutung bei der visuellen Darstellung dieses Raumes hatten. Auf einem leeren DIN A3-Papier sowie auf einer groben Umrisskarte von Hamburg, auf der nur die Bezirke eingezeichnet waren, sollten die Probanden „ihr“ Hamburg als Skizze festhalten. Schon hier wurde deutlich, wie unterschiedlich die Ansichten sein können – innerhalb und zwischen den beiden Untersuchungsgebieten. Unterschiede in der Wahrnehmung der Stadt werden hier bereits offensichtlich, was auf jeden Fall die These stützt, dass Räume konstruiert werden und unterschiedliche Lebens-, Wohn- und Sozialsituationen die Wahrnehmung beeinflussen. Die Analyse der „freien Karten“ zeigt, wie Stadt unterschiedlich wahrgenommen wird. Fasst man alle diese Karten in allen Aspekten zu einer großen Karte zusammen, dann ergibt sich ein Bild von Hamburg, welches in vielfacher Weise die typischen Referenzen der Stadt verdeutlicht. Hieraus könnte man zum einen ein Hamburg-Bild konstruieren, das mit vielen Klischees und allgemeinen Vorstellungen den Hintergrund für die anderen Karten stellt; zum anderen können diese Karten die Analyse der narrativen Interviews unterstützen sowie ebenfalls bei der Analyse der weiteren Kartierungen helfen. Die folgenden Kartenbeispiele zeigen auf jeweils zwei Karten die individuellen Ansichten von Personen aus St. Georg und Boberg. Die jeweils dritte Karte eines Sets ist dann die „Übersetzung“ dieser

Zeichnungen. Das bedeutet, dass die Daten nach standardisierten Vorgaben in eine Hamburg-Karte übertragen worden sind. Die Unterschiede in den Kartensets der einzelnen Personen sind offensichtlich und zeigen eine jeweils sehr eigene Sicht auf die Stadt. Es kann also vermutet werden, dass nicht nur zeichnerische Begabung, sondern auch individuelle und insbesondere soziale Faktoren diese Bilder beeinflussen¹³.

Karte 4, 5 & 6: Mental Map und Übersetzung: männlich, 35, Wohnort Boberg (Quelle: eigene Erhebung)



Karte 7,8 & 9: Mental Mapping und Übersetzung, weiblich, 29, Arbeitsort St. Georg (Quelle: eigene Erhebung)



Die Unterschiede der Karten sind zum Teil offensichtlich, zum Teil erschließen sie sich erst bei näherem Hinsehen. Auffällig sind vor allem die Unterschiede, die auf den Radius der Wahrnehmung und ihrer Darstellungen verweisen. Es kann daraus nicht geschlossen werden, dass alle nicht genannten Gebiete auch gänzlich unbekannt sind, wohl aber, dass sie als eher unwichtig für das individuelle Bild der Stadt erachtet werden.

Zentrale Dinge, zu denen ein räumlicher Bezug hergestellt werden kann, finden jedoch Eingang in die Karten, auch wenn sie eher sozialer Natur sind. So wird der „erschossene Kollege“ (Karte 8) mit einem grob umrissenen Gebiet in Hamburg assoziiert (oder anders herum) – ein Merkmal, welches kartographisch für Dritte eher nebensächlich ist, für die sozial-räumliche Dar-

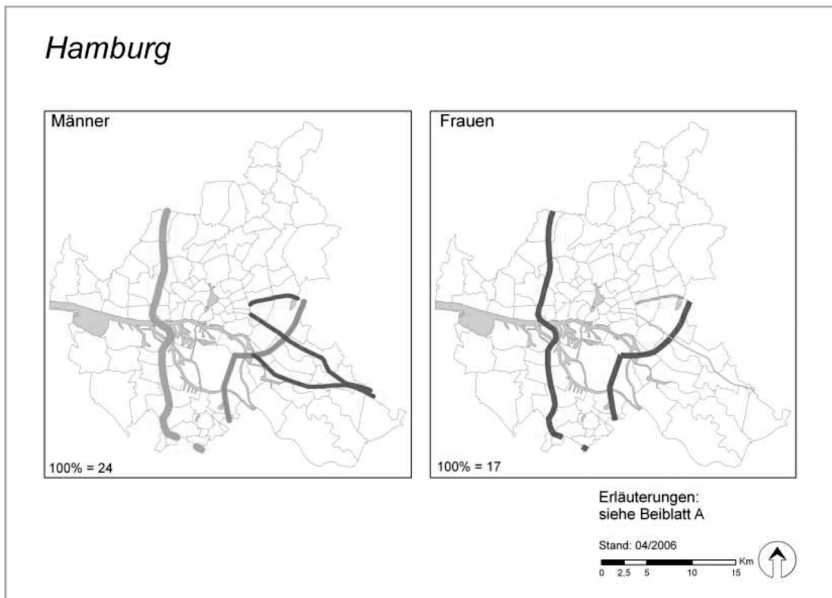
13 Hier werden als Beispiele nur ein paar Karten wiedergegeben. Weitere Karten sowie die gezeigten in größerer Auflösung finden sich im Download, siehe Inhaltsverzeichnis.

stellung der Wahrnehmung dieser Polizistin jedoch ein zentrales Element räumlicher Orientierung zu sein scheint. Vergleichbar ist die Karte der jungen Frau, die zum Zeitpunkt der Interviews in St.Georg auf den Strich ging. Die Referenzen zu ihrem Leben sind offensichtlich – Reeperbahn, Gerichtsgebäude – die sehr rudimentären, geographisch korrekten Angaben zu einzelnen Orten lassen vermuten, dass nicht genannte Dinge eher unwichtig in ihrem Leben sind. Die Karten spiegeln das sehr eingeschränkte, oft hoffnungslose und schwierige Leben wieder, welches von Drogen und Prostitution geprägt ist. Anders die Karten des 35-jährigen Mannes aus Boberg, die vor allem aus Verbindungen bestehen – aus Straßen, genauer den großen Verkehrsadern Hamburgs. Sie sind besonders wichtig, da Boberg als Hamburger Randgebiet über diese eine Anbindung an die Stadt besitzt. Straßen sind insbesondere dann wichtig, wenn der Arbeitsweg mit dem Auto erfolgt und Boberg Ausgangspunkt und nicht der eigentliche Dreh- und Angelpunkt ist, wie z.B. bei der Frau aus Boberg, in deren Karten diese Verkehrsanbindungen fehlen (Karten 10-12). Das muss nicht in einer geringeren Mobilität begründet liegen, denn die Kenntnisse von Hamburger Vierteln und Örtlichkeiten sind weitläufig. Die Wichtigkeit dieser Verbindungen ist einfach geringer, ihr Arbeitsort allerdings auch näher an dem Wohnort als im hier verwendeten Vergleichsfall des Mannes aus dem gleichen Quartier. Die Karten eines älteren Mannes aus St. Georg verdeutlichen die relative Gebundenheit der Vorstellungen an die räumlichen Gegebenheiten und Erfahrungsmöglichkeiten – die angegebenen Verkehrswege beschränken sich auf die Hamburg durchziehende Nord-Süd-Achse sowie den Zubringer nach Berlin im Osten der Stadt. Der Hafen ist wichtig, ebenso der Hauptbahnhof sowie der Flughafen. Der Mann lebt in seinem Viertel und ist dort engagiert. Selten benutzt er ein Auto und geht oft und leidenschaftlich zu Fuß. Seine Kenntnis von Hamburg ist weitläufig, wobei er interessanterweise die Innenstadt mit dem Attribut „Großteil der Kultureinrichtungen“ versieht, welche offensichtlich eine Bedeutung für ihn haben. Auch verweist er mit der Bemerkung „*besseres Wohnen*“ im Nordosten der Stadt auf eine Einschätzung, die über eine bloße topographische Skizze hinausgeht.

Insgesamt bieten diese Art der Karten einen wertvollen Hintergrund für Analysen räumlicher Wahrnehmung. Dabei ist es nicht bloß der deskriptiv-anschauliche Charakter, der dabei für Interpretationen im Mittelpunkt stehen sollte. Vielmehr zeigt sich, dass bereits aus den in diesen Karten enthaltenen Informationen vielschichtige Beziehungen von Raum, sozialem Status, Erfahrung und dem möglichen Wissen über die Welt zu entnehmen und somit auch Rückschlüsse darauf möglich sind, wie Raum im Verhältnis von bekannt-unbekannt konstruiert wird. So spiegeln sich zum einen die individuellen Möglichkeiten der Weltaneignung darin wieder, andererseits wird im Ansatz deutlich, wie Welt auch jenseits der eigenen Erfahrung konstruiert werden kann. Das in den Karten ausgedrückte Wissen über die erfahrene Welt

wird zum Ausgangspunkt der Auseinandersetzung mit der Welt jenseits davon. Raumkonstruktionen und die Vorstellungen bzw. Bedingungen ihrer Vorstellungen werden hier sichtbar und damit analytisch weiter verwertbar. Außerdem kann man über die individuellen Raumsichten hinaus diese Karten für die Darstellung und eventuell Analysen kollektiver Vorstellungen nutzen. Es können daraus einzelne Aspekte als aggregierte Daten dargestellt und nach jeweils ausgesuchten Merkmalen neue Karten erstellt werden, die sich zum Beispiel auf die Nennungen (und damit Wahrnehmungen) von Straßen auf Grundlage der *mental maps* konzentrieren (siehe folgendes Beispiel). Variationen bei verschiedenen Gruppen, z.B. Männer und Frauen, verschiedene Altersgruppen oder Wohnorte, werden so hervorgehoben und analytisch operationalisierbar gemacht.

Karte 10 a & b: Genannte Straßen (BAB) in den *mental maps*, Übersetzung, aufgeteilt nach Männern und Frauen (Quelle: eigene Erhebung)



Die Unterschiede der Nennungen und damit der mutmaßlichen Wahrnehmung von Straßen und Verkehrsverbindungen bei Männern und Frauen kann aufgrund der Größe des Samples zufällig sein. Es ist aber gerade bei den Bewohnern Bobergs so, dass die Frauen dort eher nicht oder nur lokal arbeiten – also keine täglichen Erfahrungen mit den Verkehrsverbindungen (rechts in den Karten) haben. Das heißt nicht, dass sie diese Straßen nicht kennen, sondern,

dass diese in ihren *mental maps* und somit für ihre generelle Orientierung keine entsprechend große Rolle spielen. Die Reichweite der in den Karten dargestellten Vorstellungen können auf Möglichkeiten oder Ressourcen der Mobilität schließen lassen, wenn man sie mit andern Karten 10a & b vergleicht. Die hohe Nennung der zentralen Nord-Süd-Achse, die Autobahn 7, spiegelt hingegen wohl eher auch das generelle Bild von Hamburg wieder, in dem diese Transversale ein elementarer Bestandteil ist – nicht zuletzt weil die unterirdische Elbquerung („neuer“ Elbtunnel) ein Teil davon ist und sie die wichtige Verankerung Hamburgs in einem weiteren regionalen und nationalen Kontext beschreibt.

Weitergehende Analysen müssen dann auch weitere soziale Aspekte mit berücksichtigen, um sie in Beziehung zu den räumlichen Vorstellungen zu setzen. Insgesamt kann mit diesen Karten ein erster Eindruck vermittelt werden, inwieweit Raum generell und in welcher Dimension wahrgenommen wird. Nähere Analysen müssen den Raum dann in Beziehung zu konkreten Aspekten sozialen Lebens setzen um tiefergehende Zusammenhänge offenzulegen. Was sich in diesen Karten aber vor allem zeigt, sind die unterschiedlichen Bilder, die bei den Personen von Hamburg existieren, in denen jeweils verschiedene Aspekte von Raum eine mal mehr, mal weniger dominante Rolle spielen. So gibt es Zeichnungen, in denen Straßen und Verkehrswege eine vorkommen, die in anderen keine Bedeutung haben. Weiterhin wurden verschiedene Perspektiven auf Hamburg gewählt – zum einen die eher üblichen klassisch kartographischen Aufsichten, zum anderen Ansichten, die einen Blick von der Elbe auf die Stadt richten. Diese Unterschiede sind nicht allein den zeichnerischen Begabungen der Personen geschuldet, sondern auch ihrem kognitiven Bild von Hamburg. Dafür spricht auch der Punkt, dass es bei allen Karten auffallend viele „blinde“ Flecken gibt – also Bereiche von Hamburg, die nicht auftauchen, unwichtig sind oder auch gar nicht bekannt sein dürften. Das ist nicht ungewöhnlich – interessant ist nun, welches Verhältnis zu diesen „blinden“ Flecken besteht, wie sich die Personen selbst in der Stadt verorten und welche sozial-räumlichen Beziehungen zu anderen Gruppen, Menschen und Orten bestehen und wie diese bewertet werden. Diese Karten waren ein wichtiger Aspekt der Untersuchung, denn zum einen boten sie Hinweise auf mögliche Aneignungsstrategien von Raum und der Wahrnehmung räumlicher Zusammenhänge sowie der eigenen Beziehungen zu diesen; zum anderen dienten sie als Diskussionsgrundlage für den Einstieg in die narrativen Interviews, welche zu allererst den Raum, Hamburg als Stadt und die darauf bezogenen Wahrnehmungen thematisierten.

In dem hier gezeigten Sinn kann man anhand des Materials von kartierten Vorstellungen sprechen, die Hinweise auf räumliche Eigenarten generell sowie auf individuell verschiedene und auf konkrete Lebenssituationen zurückzuführende Beziehungen zu den angesprochenen städtischen Räumen geben können. Die Karten visualisieren Ausschnitte der Vorstellungen, ver-

weisen dabei aber auf wichtige Bereiche des Wissens über sozial-räumliche Verhältnisse, die konstitutiv für ein Verständnis von Raum sein können. Möglichkeiten einer Beziehung, auch zu den in den Karten als unbekannt oder unwichtig – durch Auslassung – gekennzeichneten Bereichen, liegen in eben diesen Wissensvorräten. Um dem in den Karten repräsentierten Wissen näher zu kommen und um es detaillierter analysieren zu können, wurden diese Karten durch narratives Material ergänzt.

Sicherheit: Vorstellungen, Einschätzungen & Konstruktionen

Um die räumlichen Vorstellungen in Beziehung zu sozialen Aspekten und den darüber existierenden Ideen und Einschätzungen in Beziehung zu setzen, wurden außer den freien *mental maps* weitere Kartierungsaufgaben mit den Interviewpartnern durchgeführt. Vorgelegt wurden den Probanden insgesamt acht Karten, auf denen nur die Umrisse der Hamburger Stadtteile eingezeichnet waren. In diese mussten die befragten Personen jeweils auf einer vierstufigen Skala ihre Einschätzung zu ihrem Sicherheitsempfinden tags und nachts, zu der mutmaßlichen Kriminalität, zur Polizeidichte, zu Einwohner- und Ausländerdichte sowie auf einer zweistufigen Skala ihre absolute Wohnpräferenz (*auf jeden Fall wohnen – auf keinen Fall wohnen*) angeben. Außerdem sollten sie auf einer weiteren Karte ihren Bewegungsraum eintragen (vierstufige Skala).

Da auf den Blättern nur die Umrisse der Stadtteile eingetragen waren, konnten die Interviewten aus einer Referenzkarte die dazugehörigen Namen ablesen, denn räumliche Assoziationen sind auch mit semantischen Elementen, wie einem Stadtteilnamen verbunden, der so ohne Weiteres nicht auch der Karte gefunden worden wäre, wie ein Zwischentest ergeben hatte. Dort mussten auf einer leeren Karte die Stadtteile „erraten werden“ – mit sehr unterschiedlichen, insgesamt aber mäßigen Ergebnissen hinsichtlich der Trefferquote. Ihre Einschätzungen zu den genannten Aspekten sollten die Personen auf einer vierstufigen Skala angeben. Freigelassene Felder wurden als „keine Aussage“ gewertet. Aus diesen Daten war es möglich, räumliche Bilder der sowohl der einzelnen Personen als auch der Personengruppen bezüglich der verschiedenen Items anzufertigen. So wurden u.a. verschiedene Karten für die beiden Gruppen „Bewohner St. Georg“ sowie „Bewohner Boberg“ erstellt, die zur Analyse der räumlichen Wahrnehmung und der möglicherweise dahinterstehenden Weltbilder genutzt werden konnten. Die auf dieser Grundlage entstandenen verschiedenen Karten boten ein reiches Material visuallisierter sozial-räumlicher Strukturen, die über den jeweiligen Einzelfall hinausgehen. Auch wenn solche Visualisierungen nicht unproblematisch sind und zugleich Daten für Verhalten im Raum sowie deren Konstruktion liefern könnten, lassen sich mit diesen Karten Vergleiche hinsichtlich Raum und dessen Wahrnehmungen zwischen verschiedenen Gruppen anstellen. Die

Karten verdichten die Aussagen, reduzieren wie in Karten üblich die Komplexität und geben ein relativ trennscharfes Bild der Ideen von einem Raum – in diesem Fall Hamburgs. Im Zusammenhang mit Aussagen zu den Aspekten Sicherheit und Videoüberwachung, wie sie im narrativen Interview ebenfalls thematisiert wurden, ergibt sich ein relativ dichtes Bild von den Vorstellungen sozial-räumlicher Beziehungen hinsichtlich Sicherheit, Überwachung und Kontrollwünschen. Die Karten sind dabei hauptsächlich ein Mittel der Analyse, in dem räumliche Beziehungen zu verschiedenen sozialdemographischen Daten anschaulich und deutlich dargestellt werden konnten. Dabei zeigte sich, dass trotz der Heterogenität der Befragten insgesamt in vielen Fragen mehr Übereinstimmung herrschte als vermutet wurde. Ein wichtiger Hinweis auf die Sicherheitsvorstellung dürfte die Vorstellung der Kriminalitätsbelastung bestimmter Stadtteile sein. Gerade hier zeigt sich aber, dass die Unterschiede zwischen verschiedenen zusammengesetzter Gruppen vorhanden, aber nicht wesentlich sind. Die visuell größten Unterschiede gibt es, wenn die Karten nach Geschlecht aufgeteilt werden¹⁴. Es sind zwar nur geringe, aber doch sichtbare Differenzen in der Wahrnehmung. Diese Unterschiede sind allerdings zusätzlich bedeutsam, wenn man sich den Bewegungsraum beider Gruppen anschaut. Dort kann man sehen, dass die befragten Frauen aus eigener Erfahrung wesentlich weniger von Hamburg kennen. Wie genau die Männer allerdings die von ihnen nur wenig besuchten Stadtteile kennen, muss hier offen bleiben. Bei beiden Gruppen gibt es allerdings einen Kernbereich (jeweils die beiden untersuchten Stadtteile), von dem angenommen werden kann, dass dieser besonders gut bekannt ist und der gewissermaßen die Hauptreferenz der Erfahrungen und den Ausgangspunkt für weitere Bewertungen anderer Räume und ihrer sozialen Lage darstellt¹⁵.

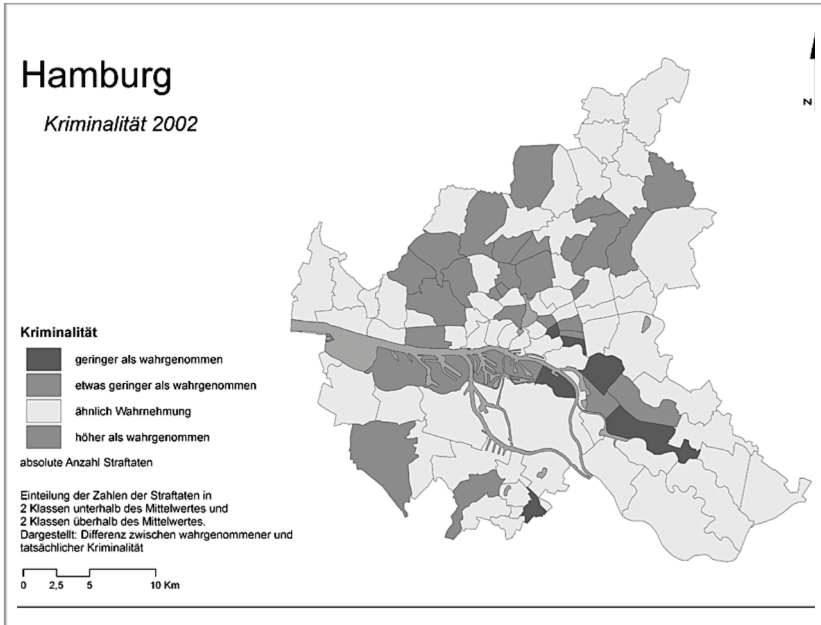
Insgesamt decken sich die Schätzungen der Kriminalitätsbelastung einzelner Stadtteile aller Personen mit denen einzelner Untergruppen des untersuchten Samples insofern, als dass es bestimmte Gebiete gibt, die von allen als belastet angesehen werden und solche mit einer eher geringen Annahme von Kriminalität. Ersteres betrifft vor allem den Innenstadtbereich, letzteres die süd-östlichen, nördlichen und westlichen Randbereiche – Hamburgs vermeintliche oder tatsächlich wohlhabendere Viertel. Mit den Schätzungen liegen die befragten Personen dabei weitgehend richtig (Karte 11¹⁶), wie ein Abgleich der Schätzungen mit einer PKS-Statistik aus ungefähr demselben Zeitraum zeigen kann. Fehleinschätzungen finden dabei in beide Richtungen statt – vermeintlich gute Viertel haben mehr Kriminalität als von den Befragten angenommen, schlecht beleumundete Gegenden scheinen besser zu sein, als ihr Ruf es vermuten ließe.

14 Karten 21 & 22 im Download.

15 Karten 22 & 24 im Download.

16 Karte 22 im Download.

Karte 11: Wahrgenommene Kriminalität zu tatsächlich registrierter (Grundlage: PKS Hamburg 2002)

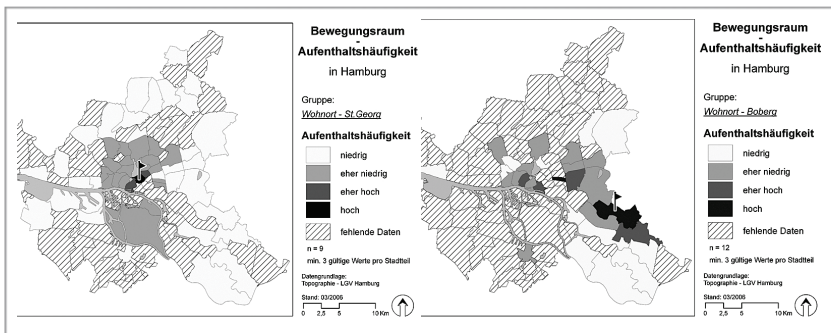


Im Hinblick auf Vorstellungen, Projektionen und dem *cognitive mapping* ist der Aspekt „Sicherheit“ von besonderer Bedeutung. Insbesondere wenn er im Zusammenhang mit Fragen zu Videoüberwachung thematisiert wurde. Denn dabei handelt es sich letztlich um eine Technologie und strategische Maßnahme, mit der Sicherheit (tatsächlich oder vermeintlich) kontrolliert, überprüft oder auch hergestellt werden soll. Ob es tatsächlich einen Zusammenhang zwischen Kameras und Sicherheit im Sinne abwesender Kriminalität gibt, ist zu bezweifeln (vgl. u.a. Zurawski 2010), zumindest aber bieten sich Kameras als Projektionsfläche für Ängste und Kontrollwünsche aufgrund mangelnden Sicherheitsgefühls an. Besonderen Aufschluss diesbezüglich gaben die Karten der Bewohnergruppen von St. Georg und Boberg – deutlicher als solche, welche die 41 Personen nach Geschlecht oder Alter unterschieden. Wie bei einem qualitativen Sample nicht unüblich, erfüllt es wenig Ansprüche an eine mögliche Repräsentativität, so sind z.B. aus der Gruppe der „Bewohner St. Georg“ acht von neun Personen über 40 Jahre alt sind, während in der Gruppe Boberg zehn von zwölf unter 40 Jahren alt ist. Ein Vergleich nach Alter zeigt, dass die ältere Gruppe sich in Hamburg eher sicher fühlt – was auch auf die ungleiche Altersverteilung zurückzuführen sein kann. Allgemein

ist anzunehmen, dass sich Menschen mit zunehmendem Alter unsicherer fühlen. Da dieses hier nicht der Fall ist, kann als ein Grund angenommen werden, dass es weniger mit dem Alter als mit dem Raum oder dem Wohnort selbst zu tun hat. Eine Aufteilung nach Geschlecht zeigt ein ausgeglichenes Verhältnis (St. Georg 4w/5m; Boberg 5w/7m), so dass hier auch aufgrund der geringen Personenzahl keine Zusammenhänge vermutet werden. Ein Vergleich der beiden Anwohnergruppen erscheint auch deshalb sinnvoll, da anzunehmen ist, dass der Wohnort nicht zufällig gewählt wurde, sondern zuzunehmen ist, dass der Wohnort nicht zufällig gewählt wurde, sondern zumindest in hinreichendem Maße eine bewusste Entscheidung darstellt. Es gibt Gründe, warum jemand einen Stadtteil wählt, der mitten in der Stadt liegt und dessen Probleme weithin bekannt sind und warum andere Personen einen Vorort aussuchen, der ein „dörfliches Leben“ verspricht (vgl. Bartels et al. 2001) und sich scheinbar weitab von den Problemen einer Großstadt befindet.

Die Wahrnehmung einzelner Aspekte kann also verschiedenen sein – auch bezogen auf eine sehr kleine Gruppe, wie in den narrativen Interviews noch gezeigt wird. Dabei ist die allgemeine Wahrnehmung von Kriminalität offensichtlich nicht das entscheidende Moment, denn darin unterscheiden sich die Gruppen nicht besonders – die Gruppe der Bewohner St. Georgs neigt lediglich weniger zu einer extremen Wahrnehmung und gibt ein etwas entspannteres Bild von Hamburg und seinen „kriminellen“ Orten. Die relative Ausgeglichenheit zwischen den Gruppen in Bezug auf die Kriminalitätswahrnehmung ist bedeutsam, da der allgemeine Bewegungsraum beider Gruppen recht eng begrenzt ist und viele der benannten Orte nicht einschließt.

Karte 12 & 13: Bewegungsraum, Bewohner St. Georg & Boberg

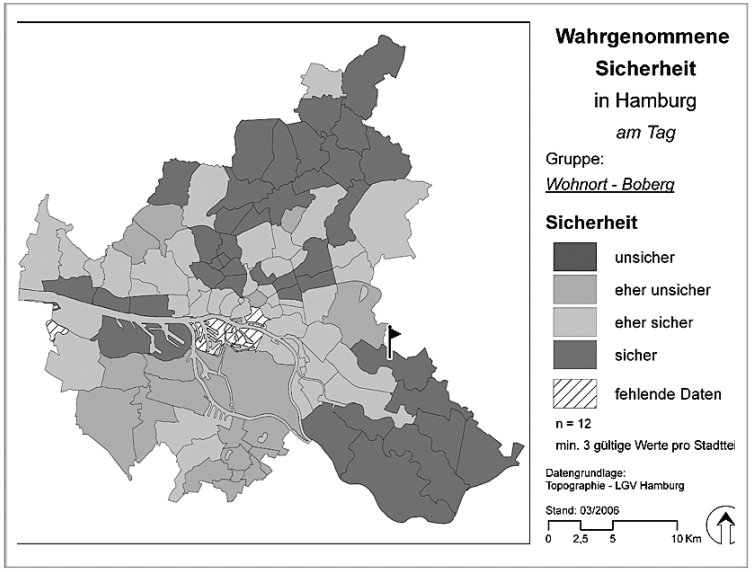


Auch wenn beide Gruppen eine ähnliche Ausgangslage hinsichtlich der Einschätzung von Kriminalität und des eigenen Bewegungsradius haben, so unterscheiden sich die darauf bezogenen Einschätzungen der eigenen Sicherheit

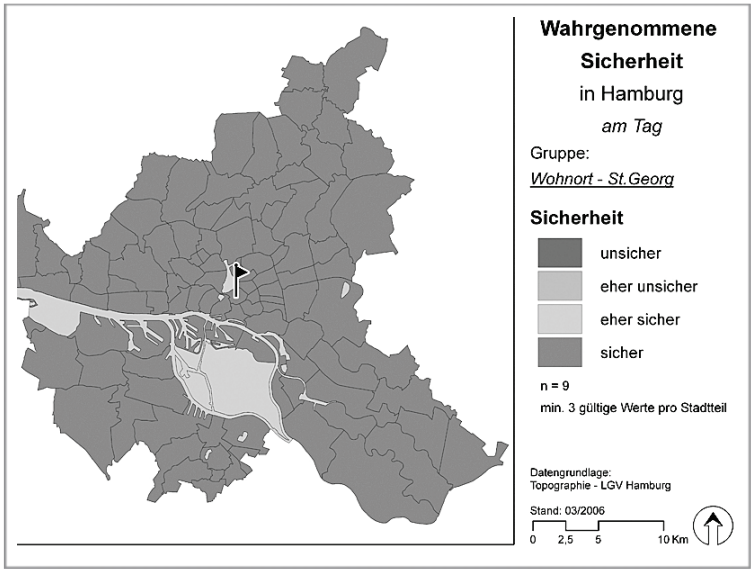
doch erheblich voneinander. Dabei gibt es auch Berührungspunkte zwischen den einzelnen Gruppen, welche die konstruktive Qualität und die sozial-räumlichen Abhängigkeiten der jeweiligen Wahrnehmungen um so stärker hervorheben. So wird St. Georg von den befragten Bewohnern in Boberg als eher unsicher oder unsicher bezeichnet – eine Einschätzung die von der Anwohnergruppe nicht geteilt wird, obwohl sich ihre Einschätzung der Kriminalität nur graduell, aber nicht grundsätzlich unterscheidet.

Die interessantesten Unterschiede im Hinblick auf eine räumliche Wahrnehmung sind beim Aspekt „Sicherheit“ zu sehen. Bei der Gegenüberstellung der Einschätzungen beider Gruppen fallen sowohl tagsüber als auch nachts gravierende Unterschiede auf. In beiden Fällen fühlt sich die Gruppe aus Boberg sichtbar unsicherer in vielen Teilen Hamburgs. Für die Anwohner aus St. Georg gibt es nach eigener Einschätzung kaum unsichere Bereiche, allenfalls partielle Einschränkungen, was das nächtliche Bild der Stadt angeht. Für beide Gruppen gilt, dass viele der Aussagen nicht auf eigenen Erfahrungen gründen können, wenn man sich die angegebenen Bewegungsräume ansieht. Insbesondere die befragten Personen aus Boberg kennzeichnen besonders oft Orte als unsicher, in denen sie sich nach eigener Aussage nie aufhalten oder niemals aufgehalten haben. Insbesondere die Unterschiede zur gefühlten Sicherheit nachts sind so auffällig, dass es naheliegt, die verschiedenen räumlichen Lagen der jeweils eigenen Viertel der Bewohner in der Stadt und die entsprechenden Gründe, Einstellungen und Erfahrungen in Relation zu diesen mit anzusehen.

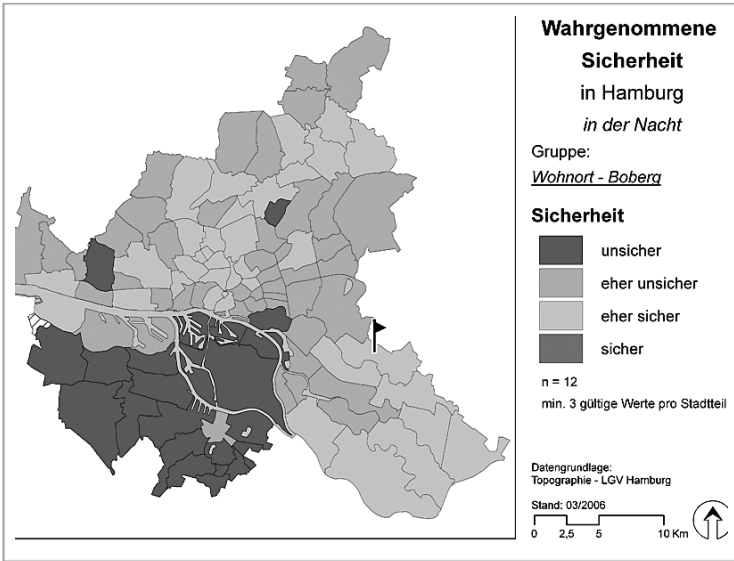
Karte 14: Wahrgenommene Sicherheit tags, Bewohner Boberg



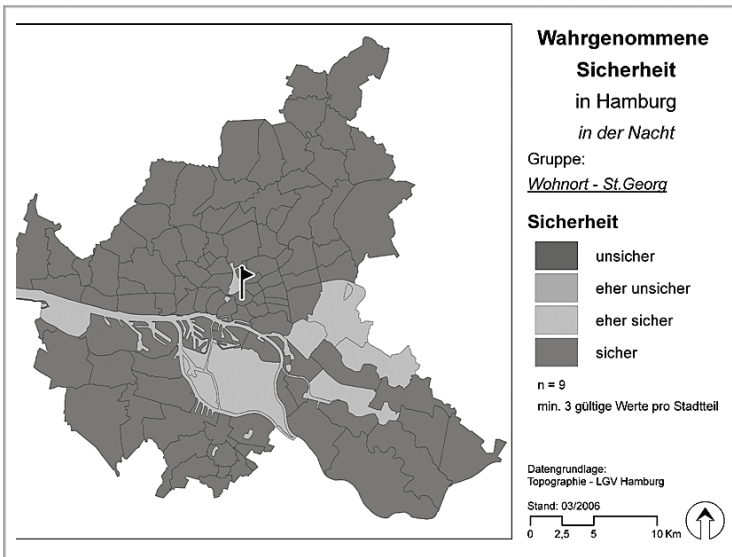
Karte 15: Wahrgenommene Sicherheit tags, St. Georg



Karte 16: Wahrgenommene Sicherheit nachts, Boberg



Karte 17: Wahrgenommene Sicherheit nachts, St. Georg



Die Beziehungen zu den als unsicher gekennzeichneten Orten werden durch die Aussagen in den narrativen Interviews noch unterstrichen (siehe nächsten Abschnitt) – vor allem dort, wo Gefahren mit ganz bestimmten Orten verbunden oder Ängste und Hoffnungen auf Videokameras projiziert werden. Videoüberwachung als Maßnahme zur Herstellung von Sicherheit steht im Zentrum eines solchermaßen geführten Diskurses. Dass diese Unterschiede nicht allein zufällig sind, sondern durch die Größe Raum maßgeblich mit beeinflusst werden, zeigt sich an den Einschätzungen aller Befragten (insgesamt und aufgeteilt in die vier Gruppen) zur Sicherheit nachts, die relativ gleichmäßig ist und in denen die drei Gruppen aus St. Georg gegenüber den Befragten aus Boberg zu keinen solchen Extremen der Unsicherheit neigen¹⁷. Es gibt eine differenziertere Einschätzung von den Befragten, die entweder in St. Georg arbeiten bzw. dort als Sicherheitskräfte im Einsatz sind (Polizei: 8; Hochbahn-Wachen: 3), als das bei der sehr ähnlichen Bewertung der Bewohner St. Georgs der Fall ist. Jedoch ist interessanterweise bei den Sicherheitskräften kein extremer Ausschlag von Unsicherheit festzustellen, obschon hier besonders die Einschätzung von Erfahrungen beeinflusst sein kann, die vor allem im Umgang mit Kriminalität entstanden sein dürften. Gerade diese Erfahrungen könnten aber in diesem Fall ursächlich für die moderaten Einschätzungen sein, die eben auf eigenen Erfahrungen beruhen und einer rationalen, empirisch basierten Einschätzung von Gefahr, Sicherheit und räumlicher Konstellation beruhen.

Der Reiz und die Stärke solcher Karten liegt zweifelsohne in ihrer visuellen Ausdrucksstärke und der Möglichkeit, komplexe Zusammenhänge räumlich bezogen darzustellen. Im Ansatz wird deutlich, wie es möglich ist, über solche Kartierungsverfahren das *cognitive mapping* und letztlich auch Weltbilder nachzuzeichnen. Die Karten dürfen nicht mit einer Darstellung von Weltbildern verwechselt werden – sie sind primär ein Analyse- und Visualisierungsinstrument. Darüber hinausgehende Erklärungen, welche die in den Karten dargestellten Zusammenhänge weitergehend analysieren, können nur durch zusätzliche Informationen verdichtet werden – einer Interpretation sozial-räumlicher Vorstellungen könnte es sonst an wichtigen Bausteinen mangeln. Hinsichtlich des Aspektes Sicherheit, welcher in der allgemeinen Diskussion über Videoüberwachung eine zentrale Rolle spielt – nicht zuletzt, weil die Kameras einhergehen mit einem Versprechen von mehr Sicherheit – sind die Einstellungen zu dieser Maßnahme im Allgemeinen und in Bezug auf Hamburg im Speziellen ein solcher Baustein.

Die Karten offenbaren sehr unterschiedliche Wahrnehmungen von Hamburg, vor allem in Bezug zum subjektiven Sicherheitsgefühl der Befragten. Dabei unterscheiden sich die beiden Bewohnergruppen nicht hinsichtlich der Weite ihrer Kenntnisse von Hamburg. Beide haben einen relativ engen Be-

17 Karten 35 bis 39 im Download.

wegungsraum, schätzen die Kriminalität in den Stadtteilen übereinstimmend – und fast immer ohne große Abweichungen von den offiziellen Statistiken – ein, und besitzen beide ähnlich lückenhafte Kenntnisse von der Videoüberwachung in Hamburg und der Technologie im Allgemeinen. Dennoch hat sich beim Vergleich der nach unterschiedlichen Kriterien erstellten Karten herausgestellt, dass die deutlichsten Unterschiede in der Wahrnehmung von Sicherheit raumbezogen waren – weder das Geschlecht oder das Alter, noch Bildung oder Beschäftigung waren die hervorstechenden Unterschiede. Der Wohnort und damit die sozial-räumlichen Vorstellungen haben den größten und entscheidenden Einfluss auf die Wahrnehmung der Befragten gehabt. Es ließe sich daher vermuten, dass die Weltsicht der Befragten zwei grundverschiedene sozial-räumliche Vorstellungen offenbart, die u.a. auch mit ihrem Wohnort zusammenhängen, demnach räumlich begründet sind.

Konstruktionen von Raum – Erzählungen über Hamburg

An die Kartierungen schlossen narrative Interviews an, auf die schon Bezug genommen wurde (vgl. Kap 4). Da die Interviewpartner durch die Kartierungen bereits sehr auf die räumlichen Dimensionen von Hamburg eingestellt waren, begann der narrative Teil genau an diesem Aspekt – dem Bild von Hamburg. Bevor es im Interview konkret um Videoüberwachung, Sicherheit, Unsicherheit und das vorhandene Wissen und die Vorstellungen zu diesen Bereichen ging, stand zunächst das Bild der Stadt im Mittelpunkt. Daran entfaltete sich der Leitfaden, um weitere räumliche Erzählungen zu initiieren, die sich auf die Orientierung in Hamburg, die damit verbundenen Gefühle und sozial-räumlichen Vorstellungen konzentrierten. An zwei besonderen Fragestellungen sollen hier Erzählungen zu Raum und den persönlichen Beziehungen im Hinblick auf Sicherheit und dem Wunsch nach Kontrolle nachgezeichnet werden. Zum einen ging es um Antworten auf verschiedene im zweiten Abschnitt des Leitfadens gestellten Fragen, die sich auf Ortskenntnisse, unbekannte Orte und das Meiden von Orten bezogen. Außerdem wurde hier nach dem Lieblingsort gefragt – eine Frage, die im Zusammenhang mit Einstellungen zur Videoüberwachung später noch einmal aufgegriffen wurde. Unter anderem wurde nach bekannten und unbekanntem Orten gefragt, ob Orte existieren, die gemieden und welche Gefühle damit verbunden werden. Zum anderen geht es um Fragen nach dem Wissen und den Einstellungen zu Videoüberwachung, wobei u.a. auch danach gefragt wurde, ob und wenn ja, welche Gebiete oder Gruppen mit Kameras überwacht werden sollten.

Die Erzählungen über und von Hamburg und seinen Orten sind, wenn man generell fragt, überwiegend positiv. Entsprechend dem Erzähltalent einzelner Personen wird die Frage nach dem, was Hamburg symbolisiert, mal kürzer und mal länger beantwortet, teils nur mit Stichworten, teils mit elabo-

rierten Ausschmückungen, in die auch eigene Beziehungen zu den beschriebenen Orten mit einfließen – ein paar Beispiele:

Der Hafen, so weltoffen, viele Sehenswürdigkeiten, eine gute Gastronomie (Int. 21)

Schön von der Lage und soziale Gegensätze, die einen nie unbefangen lassen (Int. 1)

Auf Nachfragen nach den mehr baulichen Elementen kommt dann noch eine vielseitige, informierte Erzählung, die ebenfalls Kommentare und Einschätzungen in sich trägt:

Backsteine. Backsteine. Backsteine. (lacht) ja und der auffallend flach gebaute Fernsehturm. Einige etwas höhere Gebäude. Auffallend dass es praktisch keine Hochhäuser gibt. Starke Durchsetzung von Landschaft und Bauten auch durch das die zahlreichen Kanäle. Alster. Elbe. Also eine starke Gliederung der Stadt durch landschaftliche Elemente, die nicht zu eliminieren sind (...) was Bauten angeht (.) sehr wenig alte Substanz die erhalten ist. Also kaum noch Reste der mittelalterlichen Stadt. Das meiste aus den letzten zwei Jahrhunderten, was den Weltkrieg überdauert hat. Relativ wenig auffallende moderne Architektur. Also außer von modernen Klischees abgesehen. Also das Glas jetzt als Ablösung vom Backstein. Sehr klotzige Bauweise im gesamten Gürtel um in die Innenstadt herum. Durch die Ost-West-Straße, wenn man das schon anspricht. Also die vom Strom abgeschnittene Innenstadt, was ich auch für die architektonisch größte Fehlleistung nach dem Krieg halte. Man musste die Verbindung der Innenstadt zum Hafen musste man lassen..... ich lass es mal dabei. (Int. 1)

Also zunächst symbolisiert das für mich mein Zuhause und ich würde es beschreiben als grün und überschaubar (.) und schön ja. (...) Ja etwa die Elbe, die Innenstadt, Rathaus, Michel, Reeperbahn und Alster und alles was so an Grün in der Stadt ist, Stadtpark und so. (Int. 24)

Hamburg ist hanseatisch zurückhaltend. konservativ, sauber, intim, aufgeräumt, sicher, grün, ein Geheimtip, provinziell und trotzdem Großstadt. Liberal. (Int. 6)

Viel Gewalt zu viel Drogen. Hamburg hat aber auch schöne Seiten, die Alster, Blankenese, aber auch einfach zu viel Gewalt. (Int. 37)

Die letzten beiden Aussagen beziehen sich als einige der wenigen auf Sicherheit bzw. damit in Verbindung stehende Aspekte wie Gewalt. Interessant ist in vielen dieser Beschreibungen auch die Nennung von St. Georg und St. Pauli als besonders markante Räume sowie der häufig gemachte Bezug auf Hamburgs Liberalität, seine Offenheit („*sehr viel Toleranz und Vielfältigkeit. Freizügigkeit. Lebendigkeit*“), die besondere Bauweise („*roter Backstein*“) oder der immer wieder festgestellte Wandel im räumlich-baulich-architektonischen Bild Hamburgs. Insgesamt könnte man sagen, dass hiermit beschrieben wird, was Löw die „Eigenlogik einer Stadt“ nennt (vgl. 2008: 65). In diesen Be-

schreibungen lassen sich Teile eines Stadtbildes wiederfinden, welches sich die Bewohner von ihrer Stadt machen (ebd. 2008:140ff). Auffällig ist angesichts der im letzten Abschnitt verwendeten Karten, dass es sich bei den Beschreibungen um relativ homogene Bilder und Attribute handelt, die in den Erzählungen vorkommen. Eine Differenzierung der Einstellung zu konkreten Orten und spezielle Bezüge zu solchen Räumen finden erst dann statt, wenn nach dem persönlichen Verhältnis gefragt wird.

An den Antworten auf die Frage, ob es Orte gibt, die von den Personen gemieden werden, wird auch deutlich, dass sich die generellen Erzählungen oft an Klischees orientieren und eher ein verbreitetes Bild wiedergeben als eine tatsächliche Wahrnehmung von Hamburg als räumliche Konstellation unterschiedlicher Orte und damit verbundener Einstellungen. Die Antworten auf die Frage fallen unterschiedlich aus, nur wenige geben eine so dezidierte Antwort wie dieser Mann aus Boberg, (Int. 13, männlich 43 Boberg).

Frage: Gibt es Orte in Hamburg, die Sie meiden, aktiv meiden?

Antwort: Da würde ich so St. Georg sagen. also den Hauptbahnhof meide ich auch, wenn ich nicht unbedingt durchgehen muss, gehe ich andere Alternativen, das finde ich da überhaupt nicht toll.

Warum?

Ja ich fühl mich da unwohl. hab Angst um mein Eigentum irgendwie. hab Angst da angemacht zu werden, beklaut zu werden, belästigt zu werden durch irgendwelche Drogenleute. Das ist mir schon oft genug passiert. Und das muss ich mir wirklich nicht antun.

Können Sie die Bevölkerung beschreiben die da so leben? Wer lebt so in St. Georg? Der Hauptbahnhof ist ja schließlich schon St. Georg.

St. Georg hat auch ne ganz tolle Ecke. so irgendwie so wohnen da auch ganz interessante Leute, aber ich würde da trotzdem nicht unbedingt bummeln gehen. weil ich denke mal so, dass auch gerade so Kriminalität und auch gerade das Drogenmilieu auch unheimlich viel kaputt machen in St. Georg.

Andere Antworten sind weniger klar in ihrer Aussage, in denen zwar Abneigungen gegen bestimmte Räume geäußert werden, diese jedoch diffus bleiben (Int. 5, weiblich 27 Boberg).

Gibt es Orte in Hamburg die Sie meiden?

Ja so Harburg, Wilhelmsburg, die Ecke.

Warum?

Also ich mag den Stadtteil nicht. Ich fühl mich da irgendwie nicht wohl. Also weiß ich nicht woran das liegt jetzt., aber (.) ich hab immer so das Gefühl, das ist ein alter dreckiger Stadtteil sag ich jetzt mal. es ist einfach so ein persönliches Gefühl.

Können Sie beschreiben, wer da lebt oder wie es da aussieht?

Also ich glaub da leben einfach ganz viele gemischte Leute halt. So generell hab einfach das Gefühl, das ist ein bisschen aggressiver in Harburg. Also jetzt wenn man so durch die Fußgängerzone läuft.

Obwohl konkrete Orte benannt werden, wird, anders als in der vorherigen Aussage, nicht auf eigene schlechte Erfahrungen verwiesen, sondern auf durch diese Orte hervorgerufenen Emotionen und Einschätzungen. Die Kategorie „gemischte Leute“ kommt auch in anderen Interviews vor. Diese Kategorie wird dann verwendet, wenn es sich um offenbar unbekannte Bevölkerungsgruppen handelt, die nicht eingeschätzt werden können und eher Skepsis als Vertrauen hervorrufen. Dass Erfahrung und Wissen über Räume die Beziehungen verändern kann, wird deutlich im nächsten Beispiel. Es zeigt jedoch auch, wie diffus Ängste und Vorbehalte sein können.(Int. 39, weiblich 38 Boberg).

Gibt es Orte in Hamburg, die Sie meiden?

Den Stadtpark bei Nacht mag ich gar nicht oder sagen wir mal so: nicht mehr. So als Jugendlischer ist das einem ziemlich Wurscht, aber mittlerweile würde ich Parks also generell nachts meiden. Zum Beispiel gehe ich auch nicht gerne nach Billstedt so abends. Also das ist mir glaub ich nicht so geheuer. Und Rothenburgsort und Veddel und Wilhelmsburg, Altona wäre mir auch nicht so geheuer, also würde ich nicht unbedingt hingehen.

Können Sie die dort lebende Bevölkerung beschreiben?

Also ich denke der Ausländeranteil ist da sehr sehr hoch. Die Kriminalität ist da sehr hoch (...) ich glaub das spricht für sich.

Welche Beziehungen oder Gefühle haben Sie zu diesen Menschen oder zu den Gruppen?

Ein abwehrendes Verhältnis glaube ich, also ein Distanzverhältnis. Also ich würde nicht wirklich viel mit denen zu tun haben wollen. Würde mich aber durchaus eines Besseren belehren lassen wenn ich mal jemanden kennenlernen würde, der sagt, oh ich wohn in Wilhelmsburg' und der ist ganz nett. Dann würde ich nicht sagen, Ok, zu dir komm ich nicht, nur weil du in Wilhelmsburg wohnst. Also da würde ich schon dann differenzieren.

Im Allgemeinen erzeugt eine gewisse Nähe zu einem Ort ein sicheres Gefühl, Unsicherheit würde eher zu einer Distanz führen und dazu, Räume zu meiden. Dennoch besteht ein Unterschied zwischen unwohl fühlen und einen Raum konkret meiden, wie das folgende Beispiel zeigt, auch wenn die Orte dann nicht bewusst aufgesucht werden (Int. 41, männlich 35 Boberg).

Gibt es denn Orte in Hamburg, die Sie meiden? Wenn ja, warum?

Meiden? Dass ich da extra nun nicht hingehge, dass kann ich auch nicht sagen, weil das liegt dann auch vielleicht daran, dass man nicht mehr soviel unterwegs ist, weil man Familie hat. Dass man sagt, durch den Stadtteil fahre ich nicht, also das kann ich eigentlich gar nicht so sagen. Also ich würde jetzt nicht unbedingt abends durch Billstedt spazieren gehen, also da hätte ich keine Ambitionen zu, wenn ich jetzt irgendwo da spazieren gehen würde, würde ich mich vielleicht schon unwohler fühlen, als wenn ich jetzt hier durch die Siedlung spazieren gehen gehe. Aber so bewusst meiden.... nee!.

Dass auch negative Vorstellungen von Orten nicht dazu führen diese zu meiden, zeigt folgendes Interviewbeispiel. Gefragt, ob es Orte gibt, von denen sie eine Vorstellung hat, aber an denen sie noch nie war, gab diese 41-jährige Frau aus St. Georg (Int. 6) eine ziemlich detaillierte Antwort:

Dieses Fischbek, da war ich auch noch nie und verbinde damit aber auch viel Schlimmes. Und Allermöhe genauso. Das sind so Stadtteile, da hab ich das Bild von jugendlichen Ausländern auch gerade auch so Weissrussen, die arbeitslos und unmotiviert da durch die Gegend laufen, wo ich einfach denke, dass die sehr gewaltbereit sind.

Gibt es Orte die Sie meiden würden oder die Sie tatsächlich meiden?

Nein. Wüsste ich nicht. Nein, wenn da irgendwas ist, dann würde ich auch da hinfahren natürlich. Ich würde mir sicherlich je nach Stadtteil überlegen, ob ich ein Taxi nehme. Das hängt ja auch immer davon ab wie weit das entfernt ist. Zurück. Nicht beim Hinweg. Da würde ich sicherlich überall hingehen.

Abgesehen von den bisher immer wieder angeführten Personengruppen sowie den weitergehend undefiniert bleibenden Unsicherheitsaspekten „Kriminalität“ oder „Ausländer“ gibt es auch räumliche Aspekte, die architektonisch geprägt sind oder ganz und gar im persönlichen Leben einer Person ihren Ursprung haben. Das folgende Beispiel ist eine eher komplexe Beschreibung, die allerdings trotz eines Verweises auf einen „hohen Ausländeranteil“ sich diesen nicht als Grund für eine Abneigung zu eigen macht. Vielmehr zeigt sich, dass die Konstruktionen emotionaler Nähe zu einem Raum sehr vielfältig sind und nicht zwangsläufig dem eher holzschnittartigen Muster folgen müssen, nach dem Räume und Personen als fast deckungsgleich gesehen wurden – wie etwa im zuerst aufgeführten Beispiel. In der folgenden Erzählung wird die Erklärung für die Abneigung sogar mitgeliefert (Int. 32, weiblich 40 St. Georg).

Gibt es denn ganz konkrete Orte in Hamburg die Sie vermeiden oder meiden?

Steilshoop. Weil ich erstens diese ganzen Hochhausbauten ganz schrecklich finde da durchzufahren auch abends oder nachts, das ist für mich so richtig tot. Beton. Fenster, wo man aber nichts sieht. Es ist einfach so eine strukturlose Stadt. [...] und das finde ich erschreckend. das hat was von.... man sieht auch keine Leute auf der Straße. [...] da würde ich mir einsam vorkommen.

Was sind das für Leute die da leben?

Also ich denke, dass die auch einen relativ hohen Ausländeranteil haben und ich denke auch dass da sehr viele Leute leben, die auf §5-Schein leben.... [...] weil wie gesagt, als normal Sterblicher würde man da nicht unbedingt hinziehen, das wäre bestimmt nicht die erste Wahl.

Was für eine Beziehung haben Sie denn zu den Leuten die da so leben?

Die Freundin meines Mannes wohnt da, von daher bin ich da etwas arg negativ eingestellt. seit drei Jahren. also noch extremer als vorher. Ich hatte mal einen Freund da, der hatte da auch gelebt in irgend so einem Keller. Aber ich kann nicht sagen, dass ich

das jetzt toll fand. Also das war ziemlich abgefickt. Heruntergekommen leblos. da ist ja in den Mundsburg-Hochhäusern mehr los, die haben auch wenigstens noch ne gewisse Ästhetik. Ich kann mir auch immer vorstellen, dass man da einen wunderbaren Blick auf die Alster hat, wenn man sich da eine Wohnung leisten kann.

Gibt es denn auch noch andere Orte in Hamburg die Sie meiden?

Meiden..also wo ich nicht wohnen wollte wäre zum Beispiel Fuhlsbüttel, da um den Flughafen. Also immer diesen Krach haben, das find ich ganz schrecklich. Meiden. Nö. Wenn es einen Grund gibt da hinzufahren, fahr ich da hin.

Die architektonisch-räumlichen Aspekte stehen hier ausdrücklich im Mittelpunkt der Erzählung. All das führt jedoch nicht dazu, Räume oder Orte klar und kategorisch zu meiden. Eher offenbart sich hier ein rationales Umgehen entsprechend möglicher Situationen. Ganz anders, jedoch auch typisch für eine Reihe von Erzählungen aus St. Georg, ist das abschließende Beispiel, in dem vor allem soziale Aspekte für die Beschreibung und die geäußerte Abneigung gegenüber Orten bestimmend sind (Int. 25, männlich 50, St. Georg).

Gibt es Orte in Hamburg gibt, die Ihnen nur aus dem Fernsehen oder von Bildern bekannt sind und welche Gefühle verbinden Sie mit diesen Orten?

Also so gut wie gar nicht bekannt ist das zukünftige Gelände, wo die Hafencity entstehen soll, (...) ich kenn die nur von Planungsbildern oder Bildern aus dem Hamburger Abendblatt oder wo auch immer her, Wie der Zustand eigentlich war mit Hafenhallen und Gewerbe, so wie es jetzt mit dem Umbau beginnt, kenn ich gar nicht. Ich hab da eigentlich aber mehr negative Gefühle, weil ich glaube, dass die Hafencity mehr dem Geschäftsleben, dem Mainstream dient, als dort auch ein Stadtteil entstehen wird, wo sehr viel wohnen angesagt ist und wo man irgendwo auch nach 22 Uhr noch irgendwo in ne Eckkneipe reingehen kann. Ja und einige Vororte von Hamburg, die ich nicht direkt kenne, wo ich vielleicht den angrenzenden Vorort kenne, die von der Struktur wahrscheinlich ähnlich sind, also wie die Gegend sag ich mal so um Blanke- nese auf der einen Seite und auf der anderen Seite mehr das nördliche Hamburg [...] Langweilige Stadtteile, überhaupt keine bunte Mischung in der Bevölkerungsstruktur vorhanden, sondern mehr so ne gewisse Einförmigkeit, man verspürt nichts von den Gegensätzen in dieser Gesellschaft, die es gibt.

Gibt es denn in Hamburg Orte, die Sie meiden?

Ja. Ich geh nicht unbedingt gern in die eben genannten Vororte. Ich meide sie nicht bewusst, wenn da mal ein kulturelles Ereignis ist, geht man schon durchaus hin oder wenn mal in größeren Abständen kann man sich auch vorstellen mal beim Osterfeuer da hinzugehen – alles keine bewusste Vermeidung aber man geht auch nicht unbedingt ohne einen konkreten Anlass zu haben, gerne in diese Stadtteile.

Was für eine Bevölkerung lebt dort, wie würden Sie diese beschreiben?

Kleinbürgerliche Mittelschicht mit gewissem Reichtum, die noch relativ wohl situiert in dieser Gesellschaft, nicht unbedingt durch ihrer eigenen Hände Arbeit, ihr Leben gestalten können.

Was für Gefühle verbinden Sie konkret mit solchen Menschen?

Eigentlich eine relative Gleichgültigkeit, für die Menschen, wo ich konkret weiß, dass die sich auf Kosten anderer bereichert haben und überhaupt kein soziales Gefühl mehr haben. Man kann auch solche Stadtteile nicht vollkommen stigmatisieren so auch nicht, aber ein Teil in dieser Richtung, so was wohnt konzentrierter in solchen Stadtteilen als in vielen anderen.

Anders als in einer vorherigen Erzählung wird hier die „*gemischte Bevölkerung*“ positiv gewertet, als etwas, das einen Stadtteil interessant macht und im Gegenteil keine Ängste oder Unübersichtlichkeiten hervorruft. Die räumlichen Vorstellungen sind stark mit den Gruppen von Personen verbunden, ja ausdrücklich sogar mit unterschiedlichen Schichten, worin sich eine Sicht auf die Gesellschaft ausdrückt, in der Raum und Gruppen hinsichtlich Hamburg wiederum miteinander einhergehen. Hier geht es nicht um Kriminalität, sondern unterschwellig um Herrschafts- und Reichtumsgefälle, die auch mit Örtlichkeiten in Verbindung gebracht werden. Es gibt in der Erzählung eine Einschränkung und die Erkenntnis, dass die Stadtteile auch unabhängig von den Personen existieren, obwohl die Beurteilung doch damit in Verbindung steht.

Obwohl diese sieben Erzählungen sehr unterschiedlich und stark individuell gefärbt sind, so lassen sich dennoch einige Gemeinsamkeiten und Differenzen erkennen, aus denen eventuell weitere Konsequenzen für die Beurteilung von Stadtteilen hinsichtlich der persönlich gefühlten Un/Sicherheit erwachsen können bzw. diese (siehe Karten im vorherigen Abschnitt) darin begründet sind. Gemeinsam ist den Erzählungen, dass dezidierte Vorstellungen auch zu Vierteln existieren, die nicht unbedingt durch Erfahrung beeinflusst sind. Raum wird häufig über dort lebende Personen oder (oft diffuse) Gruppen definiert („*hoher Ausländeranteil*“), denen zusätzlich Attribute wie „*aggressiv*“, „*kriminell*“ oder „*gewaltbereit*“ zugeschrieben werden. Die Schlussfolgerungen hinsichtlich einer Meidung solcher Viertel fallen dann aber verschieden aus. Vor allem in den Erzählungen, die explizit von einer Meidung sprechen, wird das Distanzverhältnis zu mit dem Viertel in Verbindung gebrachten Personen explizit als solches benannt. In allen Aussagen wird Wissen ausgedrückt und werden Einstellungen offenbart, die Teile von weiter gefassten Weltbildern sind. Besonders eindrücklich ist dieses bei der zuletzt zitierten Person aus St. Georg, in deren Blick auf die Welt klare Einteilungen, die sowohl räumlich als auch sozial bezogen sind, ausgedrückt werden. Das gilt in nicht so deutlicher Form auch für die anderen, wobei mal mehr auf die räumlichen oder ästhetischen Aspekte, mal mehr auf die sozialen verwiesen wird. Deutlich getrennt wird zwischen diesen Aspekten in keiner Erzählung, weshalb es auch möglich wird, einem Raum das Attribut „*kriminell*“ überhaupt erst zuzuweisen. Generell handelt es sich bei allen Zitaten um Erzählungen des eigenen Verhältnisses zu unbekanntem bzw. bekannten Orten und Personen, wobei einige davon eher stark trennend, andere eher integrierend oder indifferent sind. Bei den ausgewählten Personen sind die trennenden Erzählungen eher bei den Personen aus Boberg, die mehr integrierenden eher

bei den Befragten aus St. Georg zu finden. Diese Gewichtung entspricht den doch deutlichen Unterschieden bei der Beurteilung von Hamburg hinsichtlich der als sicher/unsicher eingeschätzten Orte, wie sie in den Kartierungen zum Ausdruck kamen. Zusammengenommen ist aus den Karten und Erzählungen das *cognitive mapping* heraus erkennbar – verstanden als Versuch der individuellen Verortung innerhalb einer Welt, in der sich große Teile der eigenen Erfahrung entziehen. Die sozial-räumlichen Imaginationen oder Teile davon werden hier auf unterschiedlichen Ebenen sichtbar. In ihnen werden narrativ die ohnehin konstruierten Räume noch einmal veranschaulicht und in den Karten visualisiert. Die Frage, die sich anschließt, ist wie vor allem die geäußerten Unsicherheiten kontrolliert werden bzw. welche Strategien der Kontrolle, um eine Übersicht herzustellen und damit umzugehen, wie beurteilt werden. Am Beispiel der Videoüberwachung, welche ebenfalls Thema der Interviews war, kann den Fragen nach dem Zusammenhängen von Raum, Kontrolle und dem *cognitive mapping* mit interessanten Ergebnissen weiter nachgegangen werden.

Videoüberwachung und der Wunsch nach Kontrolle

Videoüberwachung kann in einem engen Verhältnis zu Kontrollstrategien und der vor allem diskursiven Produktion von Sicherheit gesehen werden. Im Anschluss an die obigen Karten soll Videoüberwachung jetzt unter dem Aspekt der Wahrnehmung von Sicherheit in Bezug zu bestimmten Räumen betrachtet werden. Dabei geht es jedoch nicht um den Versuch einer Kausalitätsanalyse, die fragt, welche Einstellungen bezüglich Videoüberwachung zu welchen Formen der Raumwahrnehmung führen – eher geht es darum zu sehen, welche Rolle Videoüberwachung innerhalb bestimmter räumlicher Vorstellungen einnehmen kann oder welche Vorstellungen sozial-räumlicher Konstellationen darauf projiziert werden. Die Zusammenhänge zwischen den in den Karten repräsentierten Vorstellungen und dem vorhandenen Wissen über Raum hinsichtlich des darin aufscheinenden *cognitive mapping* können durch die Erzählungen in den Interviews angereichert und entsprechend verdichtet werden. Bezüglich des Weltbildes, den *cognitive mapping* der befragten Bewohner beider Viertel, weisen besonders die Karten zum Sicherheitsgefühl (tags-nachts) auf deutliche Unterschiede hin. Die verschiedenen Erzählungen über die Vorstellung von Hamburger Orten und die so konstruierten Räume in Bezug auf persönliche Gefühle von Un/Sicherheit bieten immerhin einen Anhaltspunkt dafür, warum die entsprechenden, oft ambivalenten, häufig unsicheren Gefühle existieren und wie sie begründet werden. Es wird daran vor allem deutlich, dass ähnliche Vorstellungen nicht zwangsläufig zu gleichen Konsequenzen führen müssen, z.B. dazu dass Orte mit negativer Einschätzung auch gemieden werden. Andersherum werden Orte aus sehr verschiedenen Gründen gemieden. Videoüberwachung könnte ein Mittel sein, den Unsi-

cherheiten und sozial-räumlichen Ambivalenzen, die in den Narrativen des Raums und der Karten offenbar werden, zu begegnen. Kameras könnten ein Weg sein, das Unbekannte zu kontrollieren. Die bereits verwendeten Interviews sollen deshalb um die Aussagen zur Videoüberwachung ergänzt werden, denn es scheint, dass sich die Funktion der Kontrolle unbekannter oder zumindest unsicherer Orte durch die Kameras hier manifestiert.

Um die Übersichtlichkeit zu erleichtern und die bereits vermuteten Differenzen zwischen den Personen aus Boberg (Int. 5, 13,39) und St. Georg (Int. 6, 25, 32, 35) hervorzuheben, habe ich die Aussagen verkürzt und zusammengefasst. Bei den Aussagen handelt es sich um Antworten auf folgende Fragen des Leitfadens:

- Gibt es Gruppen / Menschen / Orte in Hamburg, die per Kameras besonders überwacht werden sollten?
- Sollten überhaupt noch Kameras errichtet werden? Wenn ja, wo und wo keine?
- Würden Sie sich bewusst dafür oder dagegen entscheiden solche Orte aufzusuchen? Wie würden Sie sich verhalten?
- Würden Sie ihr Verhalten ändern, wenn Sie Kameras sehen oder von ihnen wüssten? Wenn ja, warum und wie?
- Vertrauen Sie den Kameras, Ihnen im Notfall zu helfen? Können Sie das näher erklären? Nachfrage: Fühlen Sie sich sicherer an Orten mit Kameras?

Die Antworten sind unterschiedlich deutlich und differenziert, so dass diese Übersicht vor allem Tendenzen wiedergibt. Im Zusammenhang mit den vorher gemachten sozial-räumlichen Narrativen verdichten sich hier die Aussagen, so dass darüber hinausgehende Analysen zu den Weltbildern und Einstellungen möglich werden.

Int. 5, weiblich 27 Boberg

Orte/Personen noch zu überwachen?

Hauptbahnhof, Mönckebergstraße und solche Ecken die würde ich auf jeden Fall überwachen, rein aus sicherheitstechnischen Gründen.

Keine Kameras?

In Umziehkabinen (lacht), aber ansonsten nicht.

Vertrauen in Kameras im Notfall?

Nein. also ich denke nicht, dass die Kameras Verbrechen verhindern können. Aber ich denke, sie können eventuell Leute davon abhalten – wenn da eine Kamera wäre, könnte sich vielleicht der eine oder andere wirklich davon abhalten lassen – das denke ich schon. aber so generell glaub ich jetzt also nein.

Int. 13, männlich 43 Boberg

Orte/Personen noch zu überwachen?

St. Georg auf jeden Fall – überhaupt an Bahnhöfen auf jeden Fall Reeperbahn und auf dem Dom – große Veranstaltungen; im Dorf [Boberg] Kameras errichten, gegen Vandalismus durch Jugendliche, Kameras als Beweismittel

Aufsuchen von Orten mit Kameras?

Wenn ich mich dagegen entscheiden würde dann hätte ich ja was zu verbergen – wenn ich dann die Gewissheit hätte, ok es kann irgendwas passieren, aber ich weiß, dass es dann auf jeden Fall festgehalten wird – das Wichtigste, dass man eben Chancen hat kriminelle irgendwie zu finden oder dingfest zu machen.

Keine Überwachung?

Ich hab überhaupt nichts zu verbergen und daher habe ich auch kein Problem mit wenn man mich überwacht.

Vertrauen in Kameras im Notfall?

Nein, vor allem gut zur Aufklärung, darüber wird Sicherheit generiert – das ist wichtig.

Int. 39, weiblich 38 Boberg

Orte/Personen noch zu überwachen?

Das Parkhaus (lachen) in Wandsbek, ich denke St. Georg, gibt da durchaus nette Fleckchen, die bewacht werden könnten – hinterm dem Bahnhof, Bremer Reihe, Steindamm, da gibt es einschlägige Ecke, wo eine Überwachung durchaus not tut. Menschen gezielt mit Kameras überwachen, finde ich ziemlich unmöglich.

Noch mehr Kameras, wo nicht?

Hinterm Bürgerhaus ist der Treffpunkt der Jugendlichen und die machen viel kaputt, da gerne schon Kameras – und die Kita. Aber: Wer setzt sich den ganzen Abend vor den Monitoren – ansonsten nichts.

Aufsuchen von Orten mit Kameras?

Das ist mir völlig egal.

Verhalten ändern?

Nein, wenn ich wenn ich nicht gerade eine Straftat plane. Das ist mir eigentlich ziemlich wurscht.

Vertrauen in Kameras im Notfall?

Nein!

An diesen drei Aussagen ist auffällig, dass die Orte, die noch überwacht werden sollten, nicht in Boberg liegen, sondern „*einschlägige*“ Orte in der Stadt sind, die auch sonst im Mittelpunkt von Diskussionen, z.B. in der Presse, über Kriminalität und soziale Probleme stehen. Überwacht werden sollen St. Georg und der Hauptbahnhof – insgesamt Orte, an denen diese Personen sich nicht oft aufhalten und wo tägliche Erfahrungen eher eingeschränkt vorhanden sind. Die Hoffnung, die mit den Kameras verbunden wird, liegt vor allem in der Aufklärung von Taten. Große Einschränkungen werden nicht genannt, einzig Int. 39 sieht praktische Probleme angesichts der Arbeit vor Monitoren, hat aber auch sonst keine Bedenken. Diese Frau nennt immerhin einen vertrauten Ort, der für sie mit einem Problem verbunden ist – der Platz hinter

dem Bürgerhaus in der Siedlung am Boberger Dorfanger. Bezeichnend ist bei allen das mangelnde Vertrauen in die Kameras im Notfall bezogen auf die eigene Person. So vehement für Kameras an bestimmten Orten plädiert wird – oft fern des eigenen alltäglichen Bewegungsraumes – so wenig wird ihnen eine konkret präventive Wirkung zugetraut. Das würde bedeuten, dass Verhinderung von Straftaten, ein wichtiger Aspekt in der politischen Diskussion, keine Rolle spielt. Kameras sind in den Aussagen eher Kontroll- und Repressionsinstrumente, auf die Vorstellungen von weitgehend unbekanntem Räumen projiziert werden. Darin unterscheiden sich die Bewohner Bobergs auch in der Narration von ihren Gegenübern in St. Georg.

Int. 6, weiblich 41 St. Georg

Orte/Personen noch zu überwachen?

Nein.

Noch mehr Kameras, wo nicht?

Nein. Keine sinnvollen Analysen, ich fühl mich auch in keinster Weise sicherer dadurch dass irgendwo eine Kamera steht.

Kameras bewusst wahrnehmen?

In der Bahn, da wäre mir das schon sehr gegenwärtig, ansonsten eher nicht.

Aufsuchen von Orten mit Kameras?

Paradoxe Situation, nicht immer das Gefühl frei wählen zu können. Kann Personen von Vandalismus abhalten, es erzeugt einen gewissen Respekt und wenn ich mir jetzt Orte suche, wo ich diese Überwachung nicht habe, besteht Gefühl, dass die Schnittmenge derjenigen, die andere Sachen da treiben wollen größer ist.

Verhalten ändern?

Nein, nichts zu verheimlichen.

Vertrauen in Kameras im Notfall?

Nein. Nein nein, auf keinen Fall.

Sicherer fühlen?

Ja, indem ich denke, dass es ein präventives Signal ist.

Int. 25, männlich 50 St. Georg

Orte/Personen noch zu überwachen?

Besondere Menschen nicht überwachen nur um Kriminalität zu bekämpfen, wenn ein konkreter Verdacht für eine schwere Straftat besteht. Ansonsten gegen keine Menschengruppe – keine besonderen Orte nur konkrete Anlässe, richtig, wenn eine Synagoge mit Kamera überwacht wird, bei konkreter Androhung, dann Videoüberwachung für gewisse Zeit vielleicht sinnvoll.

Noch mehr Kameras, wo nicht?

Weiß nicht wo in Hamburg noch Kameras hin sollen, dafür plädieren, dass man genau überprüft, wo Kameras erforderlich sind und wo man sie abbaut.

Kameras bewusst wahrnehmen?

Hauptbahnhof bewusst wahrgenommen und in den U-Bahnen, inzwischen daran gewöhnt, man nimmt sie nicht mehr bewusst wahr.

Aufsuchen von Orten mit Kameras?

Ja, wenn Demonstration systematisch von der Polizei auf Video aufgenommen, würde mich das zwar nicht abhalten diesen Ort aufzusuchen, aber ich geh dann sehr ungern hin.

Verhalten ändern?

Möglicherweise ja. Da nicht bewusst wahrnehmen, schwer zu sagen.

Aufsuchen von Orten mit Kameras?

Nichts zu verbergen, aber ein Gefühl, dass die Privatsphäre oder auch Grundrechte verletzt werden. Eventuell alternative Wege gehen um Kameras zu vermeiden.

Vertrauen in Kameras im Notfall?

Nein. Nur zur Aufklärung im Nachhinein.

Sicherer fühlen?

Nein. Eher Sicherheit an den Orten mit vielen Menschen, wo Hilfe organisiert werden kann. Auf dem Hansaplatz (St. Georg) sicherer, dadurch dass ich weiss, da kann ich in die nächste Kneipe gehen und flüchten kann, also wo bekannte Menschen sind, die Hilfestellung geben.

Int. 32, weiblich 40 St. Georg

Orte/Personen noch zu überwachen?

Berufsgeheimnisträger nicht überwachen – nur im Rahmen der normalen Polizeiarbeit überwachen, wenn ein Verdacht besteht.

Noch mehr Kameras, wo nicht?

Nein, es reicht voll und ganz – mehr Hinweisschilder für Kameras.

Kameras bewusst wahrnehmen?

Was heißt bewusst wahrnehmen? Es kommt darauf an, ob man die Zeit dafür hat. beim Einkaufen, dann stört mich das nicht. Was anderes wäre es im privaten Bereich oder wenn ich Menschen treffe im Café.

Aufsuchen von Orten mit Kameras?

Nein, warum? Ich hab ja nichts zu verstecken! Warum soll ich den meiden? Ich lass mich doch nicht dadurch einschränken, wenn da jemand ne Kamera aufhängt!

Verhalten ändern?

Natürlich ändert man sein Verhalten. Vielleicht nicht beim Einkaufen gehen. Wenn eine Kamera bewusst, dann denke ich, du bist überwacht – falls was passiert, nützt es eh nichts im Moment.

Vertrauen in Kameras im Notfall?

Nein wie denn? Wo sollen die denn so schnell herkommen die Jungs und Mädels, die mir dann helfen könnten.

Sicherer fühlen?

Nein! Hilft nicht im Moment. Vielleicht für die Beweisführung ganz ergiebig. Kein direkter Nutzen.

Int. 35, weiblich 22 St. Georg

Noch mehr Kameras, wo nicht?:

Ja, natürlich! Ja natürlich, warum nicht! Vielleicht in Geschäften.

Kameras bewusst wahrnehmen?

Nein, gar nicht.

Aufsuchen von Orten mit Kameras?:

Auch nicht!

Verhalten ändern

.Nö, auch nicht! Auch nicht! Nö!

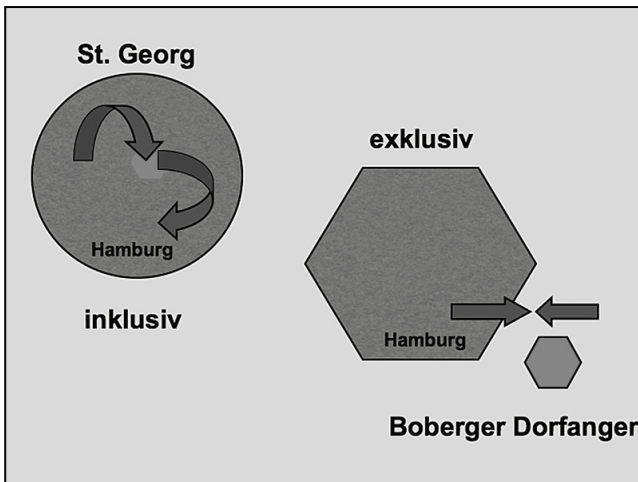
Vertrauen Sie den Kameras im Notfall?

Nein!!

Bis auf die letzte Person besteht bei keinem der Befragten das Bedürfnis nach noch mehr Kameras, obschon die Antworten differenzierte und nicht schlicht ablehnende Haltungen wiedergeben. Die letzte Aussage ist sehr eintönig und wurde der Vollständigkeit halber mit aufgenommen. Es handelt sich um eine drogensüchtige Prostituierte aus St. Georg, deren Wahrnehmung sehr von ihrer Lebenssituation bestimmt wird. Ihr Wunsch nach Kameras ist wenig differenziert, könnte aber auch damit zu tun haben, dass Kameras in ihrer marginalen und oft gefährlichen Situation versprechen, eine Art Schutz zu bieten (vgl. Huey 2010 zu Einstellung von Obdachlosen und Kameras). Die restlichen Aussagen der Befragten aus St. Georg offenbaren viel eher Skepsis oder ihre negative Einstellung. In Int. 25 wird zumindest geäußert, dass eine rein anlassbezogene Videoüberwachung eine sinnvolle Maßnahme sein könnte – diese aber nicht generell auf Gruppen von Personen oder Orte an sich gerichtet werden dürfte. Die insgesamt ablehnend-skeptische Haltung führt auch dazu, dass im eigenen, als kriminalitätsbelastet erkannten Viertel keine Kameras gefordert werden. Betrachtet man die Karten vor dem Hintergrund dieser exemplarischen Aussagen, lassen sich darin ähnliche Muster wiederfinden, die auf zwei unterschiedliche mögliche Weltbilder bei den beiden befragten Gruppen hinweisen und wie weiter oben gezeigt eine starke sozial-räumliche Verankerung haben. Insgesamt unterscheiden sich die Bewohner St. Georgs außer in ihren Einschätzungen der persönlichen Sicherheit in Bezug zu verschiedenen Hamburger Räumen kaum von den Einwohnern Bobergs. Darin allerdings deutlich. Erstaunlich ist, dass sie, obwohl erstere auch in ihrem eigenen Stadtteil eine hohe Kriminalitätsrate annehmen, sich dort sicher fühlen, während die Boberger sich in St. Georg sehr unsicher fühlen würden, wie in den Karten und den narrativen Interviews zum Ausdruck kam. Ähnliches gilt auch an anderen, hinsichtlich der sozialen Struktur ähnlichen Orten in Hamburg (St. Pauli, Jenfeld, Wilhelmsburg). An vielen dieser Orte hält sich keiner der Befragten oft oder überhaupt auf – das gilt für beide befragten Bewohnergruppen. Im Hinblick auf die hier untersuchten sozial-räumlichen Imaginationen muss man fragen, wie eine so unterschiedliche

Sicht zu erklären ist und ob das Modell des Weltbildes hier weiterhelfen kann? Was aus den Interviews teilweise herauszulesen ist, hat sich ähnlich deutlich bereits in den Karten gezeigt – eine sehr unterschiedliche Sicht auf die Stadt Hamburg, die sich räumlich manifestiert und so unterschiedliche Raumkonstruktionen offenbart. Im Vergleich der beiden Gruppen zeigen die Bewohner St. Georgs in ihren sozial-räumlichen Imaginationen eine eher inklusive Weltsicht oder Weltbild. Zwar kennen auch sie erklärtermaßen nicht alle Gebiete Hamburgs und können sich zum Teil auch nicht mit „objektiveren“ Tatsachen übereinstimmende Bilder machen – dennoch sehen sie sich als ein Teil der Stadt und ihren eigenen Stadtteil gewissermaßen als Mikrokosmos und Spiegelbild Hamburgs. Da sie sich aufgrund ihrer emotionalen Nähe zum eigenen Stadtteil in St. Georg nicht unsicher fühlen, ist es für sie folgerichtig in ihrem inklusiven Weltbild auch nicht von Nöten sich in anderen Teilen unsicher zu fühlen. Das bedeutet nicht, dass sie kein Unwohlsein in ihnen unbekannten oder unangenehmen Vierteln spüren, sie fassen es aber nicht unter dem Begriff der Sicherheit, sondern trennen es von anderen Gefühlen deutlich ab. Die Bewohner St. Georgs empfinden sich als „aus“ und „von“ der Stadt. Das Weltbild kann hier als inklusiv beschrieben werden.

Abbildung 10: Weltbilder St. Georg & Boberg (Skizze N.Z. 2011)



Das Weltbild der Boberger präsentiert sich dagegen eher als exklusiv, als ausschließend: Hier, sie selbst in ihrem Vorort – dort, die Stadt, potentiell gefährlich, besonders symbolisiert an einigen exemplarischen Stadtteilen, wie z.B. St. Georg. Solche Stadtteile würden sie auch dann nicht verstärkt aufsuchen, wenn dort mehr Videoüberwachung installiert würde. Dass die dort befindlichen „Kriminellen“ und anderen potentiell verdächtigen Bevölkerungsgrup-

pen überwacht werden, finden sie richtig. Ihre klar strukturierte, räumlich abgegrenzte Weltsicht fordert Schutz vor bestimmten Gruppen, die von ihnen als bedrohlich eingestuft werden, ganz gleich ob diese Gefahr auch tatsächlich vorhanden ist oder nur eine potentielle Gefahr darstellt. Ihre eigene Verortung kann als „vor der Stadt“ beschrieben werden. Sie besitzen eine dichotome „Wir-Ihr-Sicht“ auf die Welt und sind froh in ihrem „Dorf“ unter sich zu sein. Diese „Wir-Ihr-Unterscheidungen“ lassen sich auch in den Interviews feststellen, die auf einer klaren Abgrenzung und zum Teil auch Abneigung bestimmter Bevölkerungsgruppen gründen. In beiden Weltsichten, die auf den offenbarten sozial-räumlichen Imaginationen basieren, lassen sich zum Teil die Grundzüge ihrer Einstellungen zu Videoüberwachung finden, wie auch Argumentationsmuster für die eigene Identität, Formen des gesellschaftlichen Ausschlusses und für die Möglichkeiten der Kontrolle bestimmter Gruppen, die ein mögliches Gemeinwesen, das in beiden Fällen sehr unterschiedlich aussieht, bedrohen könnten.

So überrascht es nicht, dass die Boberger Interviewpartner insgesamt einer generellen Videoüberwachung eher zustimmen würden, die aus St. Georg eine solche eher ablehnen. Das am Anfang beschriebene Dilemma, sich selbst in einer Welt verorten zu müssen, welche größer ist als die eigene Erfahrung, wird hier deutlich. Es zeigen sich unterschiedliche Gesellschaftsbilder, die sich vor allem hinsichtlich einer möglichen Bedrohung des eigenen sozial-räumlichen Umfeldes unterscheiden und die unterschiedliche Lösungsvarianten für das Dilemma aufzeigen. In der als exklusivem Weltbild beschriebenen Variante wird das eigentlich persönliche Problem der eigenen Un/Sicherheit über die Möglichkeit der Überwachung zu einem öffentlichen Thema. Überwachung wird zu einem Vehikel, die eigenen Ängste auf vorhandene soziale Probleme zu übertragen und konsequenterweise eine gesellschaftliche Lösung dieser Probleme einzufordern und auch zu unterstützen. Überwachung dient dabei der eigenen Orientierung in einer als unübersichtlich empfundenen Welt, die identifizierbare Gefahren bereithält, die jedoch notwendigerweise weitgehend unbekannt oder schemenhaft bleiben müssen. Sicherheitsdiskurse, wie sie von den Medien und der Politik angeregt und unterhalten werden, sind das vordergründig öffentliche Anliegen, auf das sich die persönlichen Probleme und Ängste projizieren lassen. Videokameras und öffentliche Überwachung werden so zur Projektionsfläche, um sich in der Gesellschaft zu orientieren und deutlich abzugrenzen. Gesellschaftliche Komplexität wird auf ein Minimum reduziert, um eine klare Karte von der Welt zur eigenen Orientierung zu schaffen. Empirisch lassen sich Versatzstücke und Teile dieser Vorstellungen als Karten visualisieren – theoretisch lässt sich damit die Relation des eigenen Ichs in Bezug zur Welt erfassen, darstellen und analysieren.

Abbildung 11: Niveau der Zustimmung zu Videoüberwachung, Bewohner St. Georg und Boberg

Niveau der Zustimmung zu VÜ	St. Georg (n= 9)	Boberg (n=12)
1 = keine	4	0
2	2	0
3	1	4
4	1	3
5 = volle	1	5

Eine konkrete Folgerung aus der vorangegangenen Analyse ist, dass räumliche Erfahrungen – und somit die gesellschaftlichen Konstruktionen von Raum – das Niveau der Zustimmung für Videoüberwachung mitbestimmen. Weiterhin sind es die räumlichen Erfahrungen und Vorstellungen, die Sicherheitsgefühle beeinflussen, welche wiederum für die Einstellungen zu Videoüberwachung mitbestimmend sind. Ob und wie sich die emotionale Nähe zu einem Raum, Einstellungen zu Videoüberwachung sowie die Sicherheitsgefühle gegenseitig bedingen, von einander abhängen oder kausal in Beziehung stehen wurde mit einer quantitativen Studie zu Raum, Sicherheit und Videoüberwachung aufgrund der hier präsentierten Karten und Interviews bereits nachgegangen (vgl. Czerwinski & Zurawski 2006, 2008; Zurawski 2007). Sicherheit in Bezug zu räumlichen Anordnungen, so einer der zentralen Befunde der Analyse, konstituiert sich unabhängig von der Existenz von Kameras. Das wiederum bedeutet, dass Überwachung Sicherheitsgefühlen nur teilweise vorgelagert ist. Viel eher bestimmen andere Erfahrungen, sozial-räumliche Imaginationen und das generelle Weltbild die Einstellungen zu Überwachung, beeinflussen Kontrollwünsche und regeln das Verhältnis zur Welt insgesamt. Videoüberwachung und andere Kontrollmaßnahmen – vor allem solche, die in städtischen Kontexten relevant sind – sind nur die Projektionsflächen für Ängste und Vorstellungen, die auch Bestandteil der eigenen Weltbilder sind bzw. diese strukturieren. Damit werden zunächst persönlich-private Probleme zu einem öffentlichen Anliegen, was wohl nirgends besser verkörpert wird als in sozio-politischen Diskursen des subjektiven Sicherheitsgefühls und der inneren Sicherheit.

6. Schlussbetrachtungen zum Verhältnis von Raum, Kontrolle und Weltbildern

Wie nicht nur, aber insbesondere auch das letzte Kapitel gezeigt hat, können Karten als ein hervorragendes Mittel genutzt werden, um Zusammenhänge zwischen Raum, seiner Kontrolle und Weltbildern als Reservoir und Bedingung für Einstellungen zu und ganz allgemein den Formen von Überwachung genutzt werden. Es war damit möglich, räumliche Strukturen und die Vorstellungen darüber zu visualisieren sowie ihre sozial-räumlichen Zusammenhänge deutlich zu machen. Bei aller Kritik und der auch ambivalenten Rolle, die Karten für die Produktion oder Konstruktion von Weltbildern spielen – nämlich gleichzeitig Ursprung und Ergebnis zu sein – sind sie ein sinnvolles und mächtiges Werkzeug für die Analyse, Synthese und Darstellung solcher Zusammenhänge, die sich als *cognitive mapping* zumindest in Ausschnitten visualisieren lassen. Selbstverständlich sollten diese Karten nicht mit den Vorstellungen selbst verwechselt werden. *Cognitive mapping* ist eine Möglichkeit die komplexen und in letzter Konsequenz nicht zu durchschauenden Gebilde mit einer eher flüchtigen Dynamik zu visualisieren und Teile des Prozesses sichtbar zu machen. Es ist so möglich, sich den Vorstellungen sowohl empirisch als auch theoretisch schrittweise zu nähern. Die in Kapitel 5 präsentierten Karten zeigen einen Weg dahin auf. Sie ermöglichen einen Blick auf die Repräsentationen der gewählten sozial-räumlichen Ausschnitte, mit denen sich in Kombination mit weiteren Methoden Rückschlüsse auf wiederum andere, weitergehende soziale und räumliche Aspekte ziehen lassen. Derartige Karten können ein oder mehrere Bausteine eines empirischen Forschungsansatzes zu *cognitive mapping* sein, in Ergänzung zu dessen theoretischen Potenzialen. Zu diesen Potenzialen gehört es auch, hinter die Logik postmoderner (vgl. Soja 1989: 62f) Gesellschaftsformen zu schauen und eine Kartographie der Macht und sozialen Kontrolle zu erstellen. *Cognitive Mapping* ist so verstanden eine Methode, um die Konsequenzen von Raumdiskursen, räumlichen Konstruktionen und der Macht sozial-räumlicher Imaginationen offenzulegen.

Zum Abschluss will ich kurz diskutieren, welche Bedeutung und Möglichkeiten (theoretisch und methodisch) sich mit diesem Ansatz verbinden lassen. Zur Erinnerung, hier noch einmal zusammengefasst die zu Beginn des Buches gemachten Überlegungen:

- Die Visualisierung sozial-räumlicher Vorstellungen von Gesellschaft, ihrer Ordnung und dem eigenen Platz darin ermöglicht es, die oft versteckten Beweggründe und Argumente für Überwachungspraxen transparent zu machen.
- Die Vorstellungen von Gesellschaft sind räumlich geprägt, erfahren und darstellbar. Daher sind räumliche Aspekte zentral für die Konstitution

von Weltbildern, in denen sich das Verhältnis des Individuums zur es umgebenden Welt ausdrückt. Raumkonzeptionen verweisen so auf mögliche Formen von Weltbildern.

- Überwachung bedeutet Orientierung und daraus folgend bedeutet Kartierung Überwachung (und/oder Kontrolle). Prozesse des *cognitive mapping* sind Teil von Überwachungspraxen, mit der gesellschaftliche Positionierungen vorgenommen werden.
- Überwachung ist ein Mittel der Formation von Identität. *Cognitive mapping* beschreiben eine Ordnung der Realität bezüglich Raum, Zeit und sozialer Beziehungen. Sie bieten Orientierung. So geben sie auch die Parameter einer Überwachung der Welt vor, um diese Orientierungsleistungen und das daran anschließende Weltbild aufrechtzuerhalten bzw. die Deutungshoheit darüber zu schützen.

Grundlegendes Anliegen war es, das mögliche Verhältnis von Überwachung, Weltbild und Raum zu skizzieren. Dass es sich dabei nicht um simple Kausalketten handelt, sondern um vielschichtige Beziehungen zwischen den einzelnen Größen, die sich gegenseitig bedingen und aus sich heraus aufeinander folgen, wurde deutlich. Ich möchte hier die in der Einleitung gemachten Ausgangsüberlegungen reflektieren um zu sehen, welche allgemeinen Schlussfolgerungen man dafür sowohl für das Konzept des *cognitive mapping* als auch für weitere Forschungsperspektiven zu Überwachung und Kontrolle daraus ziehen kann. Dabei sollen auch mögliche Antworten auf die Fragen gefunden werden, die Ausgangspunkte für die Untersuchung waren:

- Inwiefern ist Überwachung eine sinnvolle Folie für die Betrachtung sozialer Dynamik?
- Welche Bedeutung haben räumliche Vorstellungen für die Diskurse und Praktiken der Überwachung?

Cognitive mapping als empirische Methode

Die erste Ausgangsüberlegung nahm an, dass die empirischen Möglichkeiten des *cognitive mapping* der Schlüssel zum Verstehen von Diskursen von Überwachung sind, welche in den unterschiedlichsten Praxen eingeschrieben, aber nicht notwendigerweise offensichtlich und transparent sind. Ausgehend davon, dass die sozial-räumlichen Vorstellungen maßgebliche Begründungen für Überwachungspraxen und Kontrollstrategien liefern, lag es nahe danach zu fragen, wie man diese erforscht und letztlich auch sichtbar macht. Und ob es generell möglich ist, Vorstellungen, die mutmaßlich immateriell sind, mit kartographischen Darstellungen zu visualisieren. In Kapitel 3 wurde ausführlich diskutiert, wie sich Raumvorstellungen und Karten – auch Darstellungs- und Produktionsweisen – gegenseitig bedingen und welche Macht von Kar-

ten ausgehen kann und wie diese eingesetzt werden (können), um Kontrolle über Vorstellungen auszuüben. Deutlich wurde das schwierige Verhältnis von Wahrnehmung und Darstellung, von Visualisierung, Intention einer Karte und deren Verwendung.

Die Untersuchung hat gezeigt, dass es möglich ist, sozial-räumliche Vorstellungen „sichtbar“ oder kartierbar zu machen. Mit den empirischen Mitteln der *mental maps*, konnten Ausschnitte solcher Vorstellungen visualisiert werden, die im Zusammenhang mit Einstellungen zu Videoüberwachung untersucht wurden. Dabei ging diese Methode über die individuellen Vorstellungen hinaus, so dass aggregierte Daten zur Analyse sozialer Zusammenhänge herangezogen werden konnten. Es hat sich an diesem Punkt gezeigt, dass das *cognitive mapping* als empirische Methode, die aus vielfältigen Erfahrungen (Geographie, Kognitionsanthropologie) schöpft, einen analytischen und Erkenntnis-theoretischen Zugewinn für eine (u.a. wissens-) soziologische Forschung hat. Eine soziologische Perspektive auf die Prozesse der Aneignung, Wahrnehmung und Verarbeitung sozial-räumlicher Daten und Informationen eröffnet Möglichkeiten, das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, sehr wohl auch im Sinne einer globalen Totalität, die von der theoretischen Betrachtung von Gesellschaft nicht trennbar ist, zu bestimmen. Und dabei geht es eben hauptsächlich nicht um die beobacht- und erzählbaren individuellen Strategien, sondern um die sozial möglichen Formen der Verortung, wie sie gesellschaftlich produziert bzw. durch die sozial-räumlichen Bedingungen beeinflusst oder möglich gemacht werden. Auch wenn das am Anfang der Arbeit angeführte „Dilemma“ jedem Einzelnen als unüberwindbar erscheint, so ist es doch ein sozialer Fakt und Problem, welches innerhalb gesellschaftlicher Strukturen gelöst oder zumindest bearbeitet wird – in der Auseinandersetzung mit anderen Individuen und der Welt als globaler Totalität.

Verortung, Karten und Überschaubarkeit

Das Problem der eigenen Verortung sowie der sozial-räumlichen Konzeption der Umwelt ist grundlegend für die Konzeption von Weltbildern. Eine Konzentration auf die räumlichen Aspekte lenkt den Blick auf die Prozesse der Entstehung und Aufrechterhaltung von Weltbildern. Popitz und seine Kollegen haben in ihrem Werk zum Gesellschaftsbild der Größe Raum (weder sozial, noch geographisch, noch physisch) keine Beachtung geschenkt – und auch Berger & Luckmann (siehe Kapitel 2) hielten diese Kategorie in ihren Ausführungen zur Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit für lässlich. Dabei ist die gesellschaftliche Wirklichkeit immer auch räumlich konstituiert, sowohl in soziologischer, aber auch in ökologisch-physischer und geographischer Hinsicht. Die theoretischen Erörterungen haben gezeigt welche engen Zusammenhänge zwischen Raum, räumlichen Konzeptionen und Produktion (z.B. über, mit und in Karten) bestehen. Eine Unterscheidung von

Karten und Weltbildern ist dabei häufig nur analytisch zu machen – denn Karten sind in ihrer materiellen Form als kartographische Artefakte Ausdruck von Weltbildern, gleichzeitig Wissensspeicher und Verhandlungsmasse im Prozess der Konstitution bzw. Veränderung von Weltbildern. So ist die Geschichte der Kartographie vor allem eine Geschichte von der Veränderung der Weltbilder, sowie dem Kampf um die Definition und die Kontrolle der physischen und ideologischen Grenzen und Territorien. Karten beschreiben dabei nicht nur das Sichtbare, sondern auch das Jenseits der Karten, ihren Rand, das Unbekannte. Überwachung geht immer auch über diese Grenzen hinaus und will die dunklen Territorien jenseits der bereits verschwommenen Ränder kontrollieren, sichtbar machen oder definieren. Der Prozess des Kartierens ist so gesehen eine Form der Überwachung, der Machtausübung, wobei alle Arten von Karten in diesem Prozess gleichzeitig Quelle und Mittel der Macht und Machterhaltung sind. Im Konzept des *cognitive mapping*, welches es möglich macht, die Totalität aus dem Diesseits und dem Jenseits der Vorstellungen zu fassen, kommen so die Größen Raum, das Phänomen der Weltbilder und die unterschiedlichsten Formen der Überwachung zusammen.

Mittlerweile ist diesbezüglich eine paradoxe Situation entstanden, denn auf der einen Seite wurde durch Satelliten und Geo-Informationssysteme der Globus nicht nur neu vermessen, sondern über Geo-Dienste auch jederzeit und an jedem Ort einsehbar. Eine räumlich-geographische Verortung des Einzelnen in der Welt scheint mehr denn je in Echtzeit und ohne Mythenbildung, wie es in den Karten des Mittelalters häufig üblich war, problemlos möglich. Gleichzeitig ist an verschiedenen Stellen eine zunehmende Verräumlichung der Sicherheits- und Kriminalitätsdiskurse feststellbar, wo die Figur des Unbekannten und Narrative der Gefährlichkeit die Diskussion bestimmen, also die transparente Welt verneint wird und eine Mythenbildung auf anderem Wege nach wie vor Einfluss auf solche Diskurse hat. Überwachung mit Technik (u.a. Videoüberwachung, hochtechnisierte Grenzüberwachung) sowie politische Strategien (z.B. über Stadtplanung, Sozialgesetzgebung) sollen diese Probleme lösen. Zentral an vielen dieser Diskurse ist, dass sie eine starke räumliche Komponente haben: Orte werden als kriminell eingestuft, geopolitische Ansätze erfahren eine ungeahnte Renaissance. So überschaubar die Welt scheinbar durch GoogleEarth und andere Dienste geworden ist, so unübersichtlich scheint sie für den Einzelnen zu bleiben. Wie sich Menschen angesichts einer trotz allem unüberschaubaren, dennoch folgenreichen globalen Totalität verorten, ist ohne eine räumliche Komponente in der Analyse und Darstellung nicht zu beantworten. *Cognitive Mapping* als Methode ist daher theoretisch und empirisch von Nutzen, um die Strategien und Überwachungsmaßnahmen sozial-räumlicher Strukturen offenzulegen. Es kann dem Einzelnen als Methode der Weltaneignung dienen sowie zur Analyse, um die Totalität zu denken und zu verstehen, und bestimmt darüber hinaus die Zielrichtung von Überwachungsstrategien. Die Bedeutung räumlicher Vorstellungen

gen für die Diskurse und Praktiken der Überwachung werden hier augenscheinlich deutlich und über das *cognitive mapping* analytisch nutzbar.

Überwachung als Forschungsfolie

Wie bei der Diskussion zu Überwachung in Kapitel 4 gezeigt wurde, ist eine Definition des Phänomens nicht eindeutig möglich. Dazu sind die Erscheinungsformen und Anwendungsfelder von Überwachung ganz allgemein zu unterschiedlich. Es fällt schwer, einfach jede Art von Beobachtung als Überwachung zu kennzeichnen. Auch solche Formen, in denen es um das Management und die Steuerung von Menschen geht, sind nicht immer notwendigerweise eine Form der Überwachung. Andersherum ist Überwachung immer eine Methode um Übersicht zu schaffen, um ein Feld, eine Landschaft oder Territorium (sowohl immateriell als auch materiell, sowohl geographisch als auch diskursiv) zu vermessen und die Umrisse und Inhalte zu kontrollieren. Deshalb sind alle Formen des Kartierens anschlussfähig an Strategien der Überwachung. Auf subtile Weise wird so bei jeder Form und Strategie der Überwachung auch immer die Frage nach den Orientierungsmöglichkeiten für eine Gesellschaft und ihre Individuen bedeutsam: Aus welcher Perspektive heraus wird überwacht? Was ist das Unbekannte, welche Totalität ist die Referenz und welche Möglichkeiten des *cognitive mapping* – also der Welter-schließung – bleiben dem Einzelnen? Wie bereits zu Beginn angeführt wurde, kann Überwachung ein Mittel der Formation von Identität sein. Indem Ordnungen gestaltet, überprüft und überwacht werden, wird sich der sozial-räumlichen Weltbilder versichert, die das Innen und Außen von Gesellschaften bzw. das ihrer Teile regeln. Die Parameter, was wie wo und in welcher Weise kontrolliert wird, lassen sich darin finden. Die Möglichkeiten der Durchsetzung von Weltbildern sowie die Formen der Überwachung sind eng mit der Ausdifferenzierung, der Größe und politischen Verfassung einer Gesellschaft als solcher verbunden. So wie bestimmte Formen der sozialen Kontrolle nur an (kleine) Gruppen nicht vollständig ausdifferenzierter Gesellschaften, an Traditionen und die gegenseitigen Abhängigkeiten zum Schutz solcher Gruppen/Gesellschaften gebunden sind – so sind andere an hoch differenzierte Formen von Gesellschaft gebunden, insbesondere aber an die Existenz eines Machtapparates, welcher über einen Erzwingungsstab verfügt. Die Unterschiede zwischen sozialer Kontrolle und Überwachung sind auch in den verschiedenen Formen von Vergesellschaftung und sozialer Integration zu suchen bzw. werden durch diese in unterschiedlicher Weise begünstigt oder erschwert. Unter den Bedingungen global-gesellschaftlicher Verbindungen und Konstitutionsmöglichkeiten ist ein solcher Unterschied nicht immer eindeutig und in völliger Abgrenzung zu ziehen. Und auch eine Fixierung auf den Staat kann nicht länger ein definierendes Element für Überwachung sein, allerhöchstens hinsichtlich bevorzugter Formen und Zielrichtungen. Betrachtet

man gesellschaftliche Ordnung als Ausdruck von Prozessen der Orientierung und der Produktion von integrierenden Weltbildern, dann bietet Überwachung sehr wohl eine Folie, um die Unterschiede, Bedingungen und Möglichkeiten solcher Ordnungen zu untersuchen.

Der Fokus auf eine räumliche Komponente ist dabei geradezu impliziert, geht es doch letztendlich auch dabei um die Orientierung und Kontrolle sowohl im sozialen als auch im materiell-geographisch-physischen Raum. Letzterer wird dabei angesichts globaler Netze und seiner geo-informatischen Verfügbarkeit nur scheinbar unbedeutender. Die Logik des unbekanntes Raumes besteht auch in einer globalen und scheinbar vollkommen vernetzten Gesellschaft weiter. Grenzen (nicht nur national-staatliche) werden neu gezogen, womit sich auch die Referenzsysteme für die Orientierung des Einzelnen anhand sozial generierter Weltbilder verschieben. Und letztlich bleibt bei aller globalen Vernetzung das „Dilemma“ bestehen, dass nur ein kleiner Teil der Welt direkt erfahrbar ist, während der Raum, von dem man weiß, sich aber nur Vorstellungen machen kann, wesentlich größer bleibt und sich zunehmend ausdehnt. Gesellschaftliche Relevanz, persönliche Bedürfnisse sowie die sich aus den Spannungen und Beziehungen zwischen ihnen ergebende Dynamik bestimmen die Struktur von Weltbildern sowie ihre Bedeutung im Prozess des *cognitive mapping*. Überwachung als Forschungsfolie öffnet einen alternativen Weg zur Erforschung gesellschaftlicher Dynamik, in dem sie das Phänomen nicht als kausalen Effekt einer Machtbeziehung betrachtet, sondern gleichermaßen als Ausdruck gesellschaftlicher Ordnung und den Prozessen ihrer Erhaltung. Will man Überwachung als mehr betrachten, denn nur als Strategie der Machtausübung durch technische Systeme – so eine gängige Lesart –, dann bietet sich über den Zusammenhang von Raum und Weltbild die Möglichkeit, das Phänomen als integralen Teil gesellschaftlicher Ordnung, Integration und ihrer Dynamik zu verstehen. Und darüber öffnet sich ein Weg konkrete Aspekte von Gesellschaft aus einem anderen Blickwinkel zu untersuchen – z.B. Identität, Sicherheit oder die Dynamik gesellschaftlicher Integration und Grenzziehung.

Raum, Kontrolle, Weltbild – methodologische Schlussfolgerungen für die sozialwissenschaftliche Forschung

Wenn man die Beziehung zwischen den drei Begriffen zusammenfassend beschreiben will, dann lässt sich sagen, dass Überwachung eine Ansammlung aus Praktiken und räumlichen Bezügen ist, mit denen das „Unbekannte“ in Relation zur jeweils bekannten Welt vereint oder zumindest in Beziehung gesetzt werden kann. Daraus ergeben sich eine Reihe methodologischer Überlegungen, die hier als Schlussfolgerungen für zukünftige sozialwissenschaftliche Forschung auf diesem Gebiet und mit diesem Ansatz präsentiert werden

können. Es geht dabei nicht nur um technische oder methodische Möglichkeiten, sondern auch und vor allem um neue Möglichkeiten, die hier behandelten Zusammenhänge aus räumlichen Konstruktionen und Vorstellungen, Kontrollpraktiken und den Vorstellungen von Welt zu denken und zu analysieren.

Zunächst ermöglicht *cognitive mapping* als Forschungsmethode eine andere Form der Erhebung von Wissensbeständen, wie sie für die individuelle und soziale Ausgestaltung von Gruppen oder ganzen Gesellschaften konstitutiv sind. Eine Methode, die die räumlich-sozialen Imaginationen und deren Dynamik in den Mittelpunkt stellt. Über das Phänomen Überwachung, betrachtet als Form sozialer Dynamik und genutzt als Forschungsperspektive, lassen sich Raum, Weltbilder und die sie verbindenden Machtbeziehungen als ein Geflecht gegenseitiger Abhängigkeiten untersuchen. Als Ausdruck von Weltbildern und Gesellschaftskonzeptionen können Formen der Überwachung einen Blick auf Formen sozialer Integration freigeben – d.h. in dem die sozial-räumlichen Vorstellungen etwas über die Einteilung der Welt aus dieser oder jener Perspektive offenbaren. So könnten z.B. Strategien der In/Exklusion in ihren Wirkungen und in ihren Bedingungen und versteckten Diskursen untersucht werden.

Theoretisch und methodologisch erweitert das *cognitive mapping* ein Nachdenken über Kontrolle und Überwachung, in dem es auf grundlegende Praktiken sowie materielle und immaterielle Ordnungen und ihre Repräsentationen verweist. Damit kann ein Weg aufgezeigt werden, über die Konsequenzen von Kontrollstrategien jenseits panoptischer Machtdiskurse hinaus zu denken, in dem sie auf die diesen Machtdiskursen zugrunde liegenden Vorstellungen verweisen, die panoptisch oder auch anders geformt sein können. Im Gegensatz zu vielen anderen Betrachtungsweisen, die Überwachung als bloße Technik der Machtausübung begreifen, sollte man die Unterschiede von sozialer Kontrolle und Überwachung entlang der Möglichkeiten von Gesellschaft als Ganzes denken. Die damit verbundenen Ausdrucksformen (u.a. Karten und sozial-räumliche Vorstellungen) zu untersuchen, bedeutet eine genauere Analyse von konkreten Strategien, die mit den beiden Phänomenen allein oftmals nur sehr grob oder in Ermangelung anderer Begrifflichkeiten in Verbindung gebracht werden. Es bedeutet, Strategien der Kontrolle und Überwachung sowie deren Konsequenzen von ihren gesellschaftlichen Bedingungen her zu denken und somit ihre Abhängigkeit von gesellschaftlicher Formation zu sehen – und nicht als gänzlich unabhängige Variable, die überall und jederzeit in der gleichen Form auftritt, z.B. als Machtbeziehung bar jeder sozialen Verankerung.

Grundsätzlich stehen Machtbeziehungen nicht unbedingt im Zentrum einer solchen Perspektive von Überwachung, aber mit und durch *cognitive mapping* können diese vielschichtiger analysiert werden, da hier Raum, sozial-räumliche Vorstellung und Aktionen ihrer Kontrolle zusammen gedacht

und untersucht werden, also die Parameter von Machtpraktiken im Mittelpunkt stehen. Dabei stellen Raum, dessen Kontrolle sowie darauf aufbauende und daraus folgende Vorstellung von Gesellschaft keine festen Größen dar und stehen auch nicht in einem starren Kausalverhältnis zueinander. Vielmehr lassen sich anhand der spezifischen Konstellationen und Wirkungszusammenhänge die Konsequenzen von ganz konkreten Ereignissen und gesellschaftlichen Entwicklungen ablesen bzw. nachzeichnen, wie z.B. Strategien der Ausgrenzung, der Kriminalisierung, gesellschaftlicher Integration oder der Dynamik von Herrschaft als Ausdruck sozialen Handelns.

So lassen sich mit Blick auf Weltbilder, Raum und Kontrolle letztlich ihre Unterschiede und sozio-kulturellen Eigenheiten in ihren Konsequenzen sowie Bedingungen vergleichend untersuchen. Das ist im Hinblick auf eine tatsächlich global vernetzte und abhängige Welt ein zentrales Moment soziologischer Forschung, um zu einem grundlegenden Verständnis möglicher Perspektiven auf Welt und das nie endende „Dilemma“, diese immer nur eingeschränkt zu erkennen, zu kommen.

Die Möglichkeiten, sich die bereits zu Beginn geschilderte Dilemma-Situation als solche bewusst zu machen, sind der erste Schritt, die bevormundenden Effekte der Überwachung des Unbekannten zu überkommen und das Unbekannte als Teil, nicht als Bedrohung von Gesellschaft und ihrer Einheit zu verstehen. *Cognitive mapping* bietet damit nicht nur erkenntnistheoretische Möglichkeiten der Forschung, sondern es ließen sich darauf auch (politisch-soziale) Strategien für einen anderen Umgang mit mutmaßlichen Gefahren, dem angeblich drohenden Unbekannten und somit gesellschaftlicher Integration ableiten. Das ist auch als Anregung für neue utopische Modelle von Gesellschaft und gesellschaftlicher Formation jenseits gegenwärtiger Formen von Herrschaft und ihrer Sicherung zu verstehen.

Literatur

- Agamben, Giorgio (2002): *Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Frankfurt a. Main, edition Suhrkamp.
- Aijmer, Göran (2000): The Idiom of Violence in Imaginary and Discourse, in: Göran Aijmer & Jon Abbink (Hg.): *Meanings of Violence. A Cross Cultural Perspective*. Oxford, Berg.
- Alfonso, Carolin & Gandelmann-Trier, Mijal (2007): Ethnologie und Raum, in: *Ethnoscripts* 9 (1), S. 2-9.
- Algazi, Gadi (2008): Sperrzonen und Grenzfälle. Beobachtungen zu Herrschaft und Gewalt im kolonialen Kontext zwischen Israel und Palästina, in: Alf Lüdtke & Michael Wildt (Hg.): *Staats-Gewalt: Ausnahmezustand und Sicherheitsregime. Historische Perspektiven*. Göttingen, Wallstein.
- Amoore, Louise (2008): Governing by Identity, in: David Lyon & Colin J. Bennett (Hg.): *Playing the Identity Card*. London/New York, Routledge.
- Anderson, Benedict (1996): *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzeptes*. Frankfurt a. Main, Campus.
- Appadurai, Arjun (1996) *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis/London, University of Minnesota Press.
- APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte: *Hirnforschung* 44/45 (27. Oktober 2008).
- arcaktuell (2008): Wechsel des amtlichen Bezugssystem nach ETRS89/UTM, in: *arcaktuell, Das Fachmagazin von ESRI* 3, S. 5.
- Arnold, Heinz (2007): Rezension von Markus Schroer: Räume, Orte, Grenzen (Ffm 2006), in: *Geographische Revue* 9 (1/2), S. 91-94.
- Asendorpf, Dirk (2009): Steckbrief aus dem Erbgut, in: *Die ZEIT* Nr. 11 (5. März 2009), S. 35.
- Assmann, Jan (2000): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München, C.H Beck.
- Augé, Marc (1994): *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*. Frankfurt a. Main, Fischer.
- Balasko, Sascha: Die Hamburg-Karte der Straßengewalt, in: *Hamburger Abendblatt* (23. Juli 2009), S. 11.
- Ball, Kirstie (2002): Elements of Surveillance: A New Framework and Future Directions, in: *Information, Communication & Society* 5 (4), S. 573-590.
- Barber, Peter (Hg. 2006): *Das Buch der Karten. Meilensteine der Kartographie aus 3 Jahrtausenden*. Darmstadt, Primus.
- Barraud, Cecile & Platenkamp, Josephus (1990): Rituals and the Comparison of Societies, in: *Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde. Rituals and Socio-Cosmic Order in Eastern Indonesian Societies; Part II Maluku* 146 (1), Leiden, S. 103-124.
- Bartels Olaf et al. (2001): *Dorfanger Boberg. Ein urbanes Quartier am Stadtrand*. Hamburg, Dölling & Galitz.
- Beck, Ulrich (1986): *Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Behringer, Wolfgang (2006): Mit der Karte auf Grand Tour. Infrastrukturbildung und Mental Mapping in der Frühen Neuzeit, in: Christoph Dipper & Ute Schneider

- (Hg.): *Kartenwelten. Der Raum und seine Repräsentation in der Neuzeit*. Darmstadt, Primus.
- Belina, Bernd (2000): „Kriminalität“ und „Raum“. Zur Kritik der Kriminalgeographie und zur Produktion des Raums, in: *Kriminologisches Journal* 32 (2), S. 129-147.
- Belina, Bernd (2005): Räumliche Strategien kommunaler Kriminalpolitik in Ideologie und Praxis, in: Georg Glasze, Robert Pütz & Manfred Rolfes (Hg.): *Diskurs–Stadt–Kriminalität. Städtische Unsicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminologie*. Bielefeld, transcript.
- Belina, Bernd (2006): *Raum, Überwachung, Kontrolle. Vom staatlichen Zugriff auf städtische Bevölkerung*. Münster, Westfälisches Dampfboot.
- Belina, Bernd (2007): Zur Kritik von Kriminalgeographie und Kriminalitätskartierung ... und warum deren heutige Bemühungen noch hinter Quetelet zurückfallen, in: Sabine Tzschaschel, Holger Wild & Sebastian Lentz (Hg.): *Visualisierung des Raumes. Karten machen – die Macht der Karten* (= Forum IfL 6). Leipzig: IfL, S. 241-255.
- Bennett, Colin J. (2008): *The Privacy Advocates Resisting the Spread of Surveillance*. Cambridge, MIT Press.
- Berchtold, Nicola (2007): Spuren des „Berufsverbrechers“. Die Daktyloskopie als Identifizierungstechnik in deutschen Großstädten um 1900, in: Nils Zurawski (Hg.): *Sicherheitsdiskurse. Angst, Kontrolle und Sicherheit in einer „gefährlichen“ Welt*. Frankfurt a. Main, Peter Lang.
- Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas (2003): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt a. Main, Fischer.
- Björklund, Fredrika & Ola Svenonius (2013): *Video Surveillance and Social Control in a Comparative Perspective*, 2013, New York/London, Routledge.
- BJA (2007): *Abschlussbericht Forschungsprojekt: Gesichtserkennung als Fahndungshilfsmittel*, zu finden unter:
http://www.bka.de/nm_205344/SharedDocs/Downloads/DE/ThemenABisZ/Forschung/FotoFahndung/fotofahndungAbschlussbericht.templateId=raw.property=publicationFile.pdf/fotofahndungAbschlussbericht.pdf (letzter Zugriff 4.11.2013).
- Blakely, Edward J. & Snyder, Mary Gail (1999): *Fortress America. Gated Communities in the United States*. Washington, Brookings Institution Press.
- Bloch, Maurice (1986): *From Blessing to Violence. History and Ideology in the Circumcision Ritual of the Merina of Madagascar*. Cambridge, Cambridge Univ. Press.
- Böhme, Gernot: Atmosphären als Gegenstand der Architektur, in: Philip Ursprung (Hg.): Herzog & de Meuron. *Naturgeschichte*. Montreal, Lars Müller.
- Bogard, William (1996): *The Simulation of Surveillance. Hypercontrol in Telematic Societies*. Cambridge, Cambridge Univ. Press.
- Bogard, William (2006): Welcome to the Society of Control. The Simulation of Surveillance Revisited, in: Kevin Haggerty & Richard Ericson (Hg.): *The New Politics of Surveillance and Visibility*. Toronto, Toronto Univ. Press.
- Bornwasser, Manfred (2005): Evaluation der Videoüberwachung: Ein Praxisbericht. Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitforschung, in: Leon Hempel & Jörg Metelmann (Hg.): *Bild–Raum–Kontrolle. Videoüberwachung als Zeichen gesellschaftlichen Wandels*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Bowker, Geoffrey C. & Star, Susan Leigh (1999): *Sorting Things out. Classifications and its Consequences*. Cambridge et al., MIT Press.

- Brennan-Horley, Chris / Luckman, Susan / Gibson, Chris & Willoughby-Smith, Julie (2010): GIS, Ethnography, and Cultural Research: Putting Maps Back into Ethnographic Mapping, in: *The Information Society* 26 (2), S. 92-103.
- Breuer, Stefan (1992): *Die Gesellschaft des Verschwindens. Von der Selbstzerstörung der technischen Zivilisation*. Hamburg, Junius.
- Brogiato, Heinz Peter (2008): Gotha als Wissens-Raum, in: Sebastian Lentz & Ferjan Ormeling (Hg.): *Die Verräumlichung des Weltbildes. Petermanns Geographische Mitteilungen zwischen „explorativer Geographie“ und der „Vermessenheit“ europäischer Raumphantasien*. Stuttgart, Franz Steiner.
- Bryan, Dominic (2000): *Orange Parades. The Politics of Ritual, Tradition and Control*. London, Pluto.
- Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik (2007): *BSI-Kurzinformationen zur Biometrie*, <http://www.bsi.bund.de/literat/faltbl/F23Biometrie.pdf>.
- Busch, Heiner (2004): Die Polizei und ihre Statistik Instrument der Erkenntnis, der Planung oder der Politik?, in: *Bürgerrechte & Polizei/CILIP* 77 (1), S. 6-11.
- Calhoun, Craig (2007): *Nations Matter. Culture, History, and the Cosmopolitan Dream*. London/New York, Routledge.
- Canetti, Elias (1980): *Masse und Macht*. Frankfurt a. Main, Fischer (30. Auflage 2006).
- Carter, Harold (1995): *The Study of Urban Geography*. London, Arnold.
- Castells, Manuel (1996): *The Information Age: Economy, Society and Culture, Vol I: The Rise of the Network Society*. Oxford, Blackwell.
- Castells, Manuel (1997): *The Information Age: Economy, Society and Culture, Vol II: The Power of Identity*. Oxford, Blackwell.
- Ceballos-Betancur, Karin et al. (2008): Verdammtes Misstrauen, in: *Die Zeit* 16 (10. April 2008), S. 23-25.
- Chainey, Spencer/ Tompson, Lisa & Uhlig, Sebastian (2008): The Utility of Hotspot Mapping for Predicting Spatial Patterns of Crime, in: *Security Journal* 21, S. 4-28.
- Clastres, Pierre (1976): *Staatsfeinde. Studien zur politischen Anthropologie*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Clastres, Pierre (1994): *Archeology of Violence*. New York, Semiotext(e).
- Coleman, Roy (2004): *Reclaiming the Streets: Surveillance, Social Control and the City*. Cullompton, Willan.
- Conrad, Joseph (1977): *Herz der Finsternis*. Zürich, Diogenes.
- Coppola, Francis Ford (1979): *Apocalypse Now*. American Zoetrope für United Artists, USA. (Film)
- Cosgrove, Denis (2004): Contested Global Visions. One-World, Whole-Earth, and the Apollo Space Photographs , in: Nigel Thrift and Sarah Whatmore (Hg.): *Cultural Geography: Critical Concepts in the Social Sciences*, Vol. 1: Mapping Culture. Oxon, Routledge (1. Auflage 1994).
- Czerwinski, Stefan (2007): Kriminalisierung von Stadträumen durch Videoüberwachung. In: Juleka Schulte-Ostermann, Rebekka Henrich & Veronika Kesoglou (Hg.): *Praxis, Forschung, Kooperation – Gegenwärtige Tendenzen in der Kriminologie*. Frankfurt a. Main, Verlag für Polizeiwissenschaften.

- Czerwinski, Stefan & Zurawski, Nils (2006): Sicherheit oder positives Lebensgefühl? Effekte von Raumwahrnehmung auf Einstellungen zu Videoüberwachung, in: *Kriminologisches Journal* 38 (4), S. 259-273.
- Czerwinski, Stefan & Zurawski, Nils (2007): „Sie sind doch auch für Videoüberwachung, oder...?“ Warum Umfragen zu Kameraüberwachung nicht unbedingt eine Antwort auf das geben, was sie eigentlich wissen wollen, in: *Der Kriminalist*, Mai 2007, S. 214-220.
- Czerwinski Stefan & Zurawski, Nils (2008): Knowledge and Meaning – Views on Safety, Crime and CCTV. Discussing Results from a Survey, in: *Surveillance & Society* 5 (1), S. 51-72.
- Davis, Mike (1999): *Ökologie der Angst. Los Angeles und das Leben mit der Katastrophe*. München, Kunstmann.
- de Certeau, Michel (1988): *Die Kunst des Handelns*. Berlin, Merve.
- Deleuze, Gilles (1993): Postskriptum über die Kontrollgesellschaften, in: ders.: *Unterhandlungen 1972-1990*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Demhardt, Imre Josef (2008): „Rastlos nach dem unerforschten Innern längst gekannter Continente ...“ – Afrika in den Anfängen von Petermanns Mitteilungen, in: Sebastian Lentz & Ferjan Ormeling: *Die Verräumlichung des Weltbildes. Petermanns Geographische Mitteilungen zwischen „explorativer Geographie“ und der „Vermessenheit“* europäischer Raumphantasien. Stuttgart, Franz Steiner.
- DeNicola, Lane (2006): The Bundling of Geospatial Information with Everyday Experience, in: Torin Monahan (Hg.): *Surveillance and Security. Technological Politics and Power in Everyday Life*. London/New York, Routledge.
- Dodge, Martin & Kitchin, Rob (2001): *The Atlas of Cyberspace*. Harlow/London et al. Addison-Wesley (<http://www.kitchin.org/atlas>).
- Dodge; Martin (2005): The Role of Maps in Virtual Research Methods, in: Christine Hine (Hg.): *Virtual Methods*. Oxford, Berg.
- Doetsch, Hermann (2006): Körperliche, technische und mediale Räume (Einleitung), in: Jörg Dünne & Stephan Günzel (Hg.): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaft*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Downs, Roger M. & Shea, David (1982): *Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen*. New York, Harber & Row.
- Driver, Felix (2004): Geographical Knowledge, Exploration and Empire, in: Nigel Thrift and Sarah Whatmore (Hg.): *Cultural Geography. Critical Concepts in the Social Sciences*, Vol. 1: Mapping Culture. Oxon, Routledge (1. Auflage 2001).
- Dunworth, Terry (2006): *Overview of GIS Developments in the United States*, Vortrag auf der Konferenz Crime, Justice and Surveillance, Sheffield 6. April 2006.
- Durkheim, Emile (1994): *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Eberle, Ute (2008): Phrenologie, in: *GEOkompakt* 15 (06/08), <http://www.geo.de/GEO/heftreihen/geokompakt/57369.html>).
- Europäisches Parlament, *Resolution 1604* (2008): <http://assembly.coe.int/Main.asp?link=/Documents/AdoptedText/ta08/ERES1604.htm> (letzter Zugriff, 17.3.2011).
- Fischbach, Rainer (2008): Der Raum und die Räume – oder das nicht Relative des Relativen, in: *Forum Wissenschaft* 1, S. 45-48.

- Fletcher, Roland (2006): Materiality, Space, Time, and Outcome, in: John L. Bintliff (Hg.): *A Companion to Archeology*. Oxford/Malden, Blackwell.
- Flick, Uwe (Hg. 2004): *Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch*. Reinbek, Rowohlt.
- Fonio, Chiara (2007): *Surveillance and Identity. Towards a New Anthropology of the Person*, Paper presented at the BSA conference 12-14 April 2007, London, <http://www.itstime.it/Approfondimenti/Surveillance%20and%20identity.pdf>.
- Foucault, Michel (1994): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Franck, Georg (2005): Werben und Überwachen. Zur Transformation des städtischen Raums, in: Leon Hempel & Jörg Metelmann (Hg.): *Bild-Raum-Kontrolle*. Frankfurt, Suhrkamp.
- Frank, Manfred (2009): Der Mensch bleibt sich ein Rätsel, in: *Die ZEIT* 36 (27. 8 2009), S. 52-53.
- Friebe, Richard (2009): Der forschende Baron, in: *Süddeutsche Zeitung* (6. 5 2009), S. 16.
- Gabriel, Petra (2006): *Der Kartograph*. Frankfurt a. Main, Knecht.
- Gandy, Oscar (1993): *The Panoptic Sort: A Political Economy of Personal Information*. Boulder (CO), Westview Press.
- Gans, Eric (1981): *The Origin of Language: A Formal Theory of Representation*. Berkeley (CA), Univ. of California Press.
- Garfield, Simon: *On the map. Why the world looks the way it does*. London, Profile.
- Garfinkel, Simson (2000): *Database Nation. The Death of Privacy in the 21st Century*. Sebastopol, O'Reilly.
- Gellner, Ernest (1991): *Nationalismus und Moderne*. Berlin, Rotbuch.
- Gibson, William (1984): *Neuromancer*. New York, Ace Books.
- Giddens, Anthony (1988): *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt a. Main, Campus.
- Gill, Martin & Spriggs, Angela (2005): *Assessing the Impact of CCTV* (Home Office Research Study 292). London: Home Office Research, Development and Statistics Directorate.
- Gill, Martin (2003): *CCTV*. Leicester, Perpetuity Press.
- Gill, Martin / Bryan, Jane & Allen, Jenna (2007): Public Perceptions of CCTV in Residential Areas. „It Is not as Good as We Thought It Would Be“, in: *International Criminal Justice Review* 17 (4), S. 304-324.
- Girard, René (1992): *Das Heilige und die Gewalt*. Frankfurt a. Main, Fischer.
- Glasze, Georg (2003): *Die fragmentierte Stadt. Ursachen und Folgen bewachter Wohnkomplexe im Libanon*. Opladen, Leske & Budrich.
- Glasze, Georg / Pütz, Robert & Rolfes, Manfred (2005): *Diskurs-Stadt-Kriminalität. Städtische Unsicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminologie*. Bielefeld, transcript.
- Gluckmann, Max (1989): Klatsch und Skandal, in: Rolf Ebbinghausen & Sighard Neckel (Hg.): *Anatomie des politischen Skandals*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1974): *Frame Analysis. An Essay on the Organisation of Experience*. Cambridge, Harvard Univ. Press.

- Goold, Benjamin J. (2003): Public Area Surveillance and Police Work. The Impact of CCTV on Police Behaviour and Autonomy, in: *Surveillance & Society* 1 (2), S. 191-203.
- Goold, Benjamin J. (2009): Editorial Making Sense of Surveillance in Europe, in: *European Journal of Criminology* 6, S. 115-117.
- Gould, Stephan J. (1999): *Der falsch vermessene Mensch*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Graham, Stephen (2002) CCTV: The Stealthy Emergence of a Fifth Utility? *Planning Theory & Practice* 3 (2), S. 237-241.
- Graham, Stephen (2005): Software-sorted Geographies, in: *Progress in Human Geography* 29 (5), S. 1-19.
- Graham, Stephan & Wood, David (2003): Digitizing Surveillance. Categorization, Space, Inequality, in: *Critical Social Policy* 23 (2), S. 227-248.
- Gresh, Alain et al. (2006): *Atlas der Globalisierung*. Berlin, Le Monde Diplomatique.
- Gresh, Alain et al. (2009): *Atlas der Globalisierung*. Berlin, Le Monde Diplomatique.
- Gugerli, David & Speich, Daniel (2002): *Topographien der Nation. Politik, kartographische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert*. Zürich, Chronos.
- Gundhus, Helene (2011): GIS in Practice. Domestication of Statistics in Policing, in: Ann Rudinow Sætnan, Heidi Mork Lomell, Svein Hammer (Hg.): *The Mutual Construction of Statistics and Society*. New York, Routledge.
- Günzel, Stephan (2006): Physik und Metaphysik des Raums (Einleitung), in: Jörg Dünne & Stephan Günzel (Hg.): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaft*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Günzel, Stephan (Hg. 2009): *Raumwissenschaften*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Güßefeldt, Jörg (2002): *Die räumliche Dimension des nordirischen Konflikts in Belfast*. Göttingen, Goltze.
- Habermas, Jürgen (1995): *Theorie des kommunikativen Handelns*. Band 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Haggerty, Kevin D. (2006): Tear Down the Walls. On Demolishing the Panopticon, in: David Lyon (Hg.): *Theorizing Surveillance. The Panopticon and Beyond*. Cullompton, Willan.
- Haggerty, Kevin D. & Ericson, Richard V. (2000): The Surveillant Assemblage, in: *British Journal of Sociology* 51 (4), S. 605-622.
- Haggerty, Kevin D. & Ericson, Richard V. (2006): The New Politics of Surveillance and Visibility, in: Kevin D. Haggerty & Richard Ericson (Hg.): *The New Politics of Surveillance and Visibility*. Toronto, Toronto Univ. Press.
- Haller Dieter (2009): Ethnologie/Sozialanthropologie, in: Stephan Günzel (Hg.): *Raumwissenschaften*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Hanke, Christine (2003): Rasterungen der physischen Anthropologie um 1900, in: Tanja Nusser & Elisabeth Strowick (Hg.): *Rasterfahndungen*. Bielefeld, transcript.
- Harley, J.B.(2004): Deconstructing the Map, in: Nigel Thrift & Sarah Whatmore (Hg.): *Cultural Geography. Critical Concepts in the Social Sciences*, Vol. 1: Mapping Culture. Oxon, Routledge, (1. Auflage 1989).
- Harmon, Katharine (Hg. 2004): *Personal Geographies and other Maps of Imagination*. New York, Princeton Architectural Press.

- Harvey, Miles (2002): *The Island of lost Maps. A True Story of Cartographic Crime*. London, Phoenix.
- Haustein, Heinz-Dieter (2007): *Universalgeschichte des Messens*. Berlin, Digitale Bibliothek.
- Helten, Frank & Fischer, Bernd (2004): *What Do People Think About CCTV? Findings from a Berlin Survey*. Urban Eye Working Paper 13, http://www.urbaneye.net/results/ue_wp13.pdf.
- Hempel, Leon & Alisch, Christian (2006): *Evaluation der 24-Stunden-Videoaufzeichnung in U-Bahnstation der Berliner Verkehrsbetriebe (BVG), Zwischenbericht*, 3. Version. Berlin, 10. Oktober 2006.
- Hempel, Leon & Metelmann, Jörg (2005): *Bild-Raum-Kontrolle. Videoüberwachung als Zeichen gesellschaftlichen Wandels*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Hempel, Leon (2007): Zur Evaluation von Videoüberwachung. In: Nils Zurawski (Hg.): *Surveillance Studies. Perspektiven eines Forschungsfeldes*. Opladen, Budrich.
- Hénaff, Marcel (2009): *Der Preis der Wahrheit. Gabe, Geld und Philosophie*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Henatsch, Martin (2007): Kunst im Spannungsfeld von Sicherheit und Freiheit, in: Nils Zurawski (Hg.): *Surveillance Studies. Perspektiven eines Forschungsfeldes*. Opladen, Budrich.
- Hengartner, Thomas (1998): Technik – Kultur – Alltag, in: Thomas Hengartner & Johanna Rolshoven: *Technik – Kultur. Formen der Veralltäglicung von Technik – Technisches als Alltag*. Zürich, Chronos.
- Hengartner, Thomas (1999): *Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkswissenschaftlichen Erforschung städtischer Lebensformen*. Berlin/Hamburg, Reimer.
- Hengartner, Thomas (Hg. 2012): *Kulturwissenschaftliche Technikforschung*, im Erscheinen.
- Herva, Vesa-Pekka (2010): Maps and Magic in Renaissance Europe, in: *Journal of Material Culture* 15 (3), S. 323-343.
- Hess, Henner (1983): Probleme der sozialen Kontrolle, in: Hans-Jürgen Kerner, Hans Goeppinger & Franz Streng (Hg.): *Kriminologie – Psychiatrie – Strafrecht. Festschrift für Heinz Leferenz zum 70. Geburtstag*. Heidelberg: C. F. Müller.
- Hobsbawm, Eric J. (1996): Nationen und Nationalismus. München, dtv.
- Hochmuth, Christian & Rau, Susanne (Hg. 2006): *Machträume der frühneuzeitlichen Stadt*. Konstanz, UVK.
- Hölscher, Michael (2003): Sicherheitsgefühl und Überwachung. Eine empirische Studie zu Einstellungen der Bürger zur Videoüberwachung und ihrer Erklärung, in: *Kriminologisches Journal* 35, S. 42-56.
- Hubbard, Phil et al. (2002): *Thinking Geographically. Space, Theory and Contemporary Human Geography*. London, Continuum.
- Huey, Laura (2010): False security or greater social inclusion? Exploring perceptions of CCTV use in public and private spaces accessed by the homeless, in: *The British Journal of Sociology*, Volume 61 Issue 1, S. 63-82.
- Jameson, Fredric (1992): *Postmodernism, or the Cultural Logic of Late Capitalism*. Durham, Duke Univ. Press.
- Jameson, Fredric (1995): *The Geopolitical Aesthetic. Cinema and Space in the World System*. London, BFI.

- Jarman, Neil (1997): *Material Cultures. Parades and Visual Displays in Northern Ireland*. Oxford, Berg.
- Jessen, Jens (2006): Nicht mehr Herr im eigenen Haus, in: *Die ZEIT* 5 (26. Januar 2006), S. 45.
- Jiménez, Alberto Corsín (2003): On Space as a Capacity, in: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 9, S. 137-153.
- Johnson, Stephen (1997): *Interface Culture. How New Technology Transforms the Way We Create and Communicate*. New York, Harper Collins.
- Kafka, Franz (1989): In der Strafkolonie, in: *Gesammelte Erzählungen*. Frankfurt a. Main, Fischer.
- Kammerer, Dietmar (2007): Welches Gesicht hat das Verbrechen? Die „bestimmte Individualität“ von Alphonse Bertillon's „Verbrecherphotographie“, in: Nils Zurawski (Hg.): *Sicherheitsdiskurse. Angst, Kontrolle und Sicherheit in einer „gefährlichen“ Welt*. Frankfurt a. Main, Peter Lang.
- Kammerer, Dietmar (2008): *Bilder der Überwachung*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Kammerer, Dietmar (2011): Das Werden der „Kontrolle“. Herkunft und Umfang eines Deleuze'schen Begriffs, in: Nils Zurawski (Hg.): *Überwachungspraxen – Praktiken der Überwachung. Analysen zum Verhältnis von Alltag, Technik und Kontrolle*. Opladen, Budrich UniPress.
- Kapferer, Bruce (1997): *The Feast of the Sorcerer. Practices of Consciousness and Power*. Chicago, Univ. of Chicago Press.
- Kapuciński, Ryszard (2003): *Die Welt im Notizbuch*. Frankfurt a. Main, Fischer.
- Kath, Roaxana & Rieger, Anna-Katharina (Hg. 2009): *Raum-Landschaft-Territorium. Zur Konstruktion physischer Räume als nomadischer und sesshafter Lebensraum*. Wiesbaden, Reichert.
- Kearney, Michael (1984): *World View*. Novato (CA), Chandler & Sharp.
- Keményfi, Robert (2007): Karten machen – Macht der Farben. Zur Frage der Visualisierung des ungarischen nationalen Raumes, in: Sabine Tzschaschel, Holger Wild & Sebastian Lentz (Hg.): *Visualisierung des Raumes. Karten machen – die Macht der Karten* (= Forum IfL 6). Leipzig: IfL, S. 55-65.
- Kevin Lynch (1965): *Das Bild der Stadt*. Berlin, Ullstein.
- King, Richard (2004): Cartographies of the Imagination, Legacies of Colonialism. The Discourse of Religion and the Mapping of Indic Tradition, in: *Evam. Forum on Indian Representations* 3 (1/2), S. 272-289.
- Kirsch, Guy: Jedes Zeitalter schafft sich seine Hexen, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* (22. Januar 2012), S. 34.
- Kitchin, Rob & Blades, Mark (2002): *The Cognition of Geographic Space*. London, I.B. Tauris.
- Kitchin, Rob & Freundschuh, Scott (Hg. 2001): *Cognitive Mapping. Past, Present and Future*. London, Routledge.
- Kitchin, Rob (2001): Collecting and Analysing Cognitive Mapping Data, in: Rob Kitchin & Scott Freundschuh (Hg.): *Cognitive Mapping. Past, Present and Future*. London, Routledge.
- Kitchin, Rob / Perkins, Chris & Dodge, Martin (2009): *Rethinking Maps. New Frontiers in Cartographic Theory*. London, Routledge.

- Klauser, Francisco (2004): A Comparison of the Impact of Protective and Preservative Video Surveillance on Urban Territoriality. The Case of Switzerland, in: *Surveillance & Society* 2 (2/3), S. 145-160.
- Klauser, Francisco (2005): Raum = Energie + Information. Videoüberwachung als Raumanneignung?, in: Leon Hempel & Jörg Metelmann (Hg.): *Bild-Raum-Kontrolle*. Frankfurt, Suhrkamp.
- Klauser, Francisco (2006): *Die Videoüberwachung öffentlicher Räume. Zur Ambivalenz eines Instrumentes sozialer Kontrolle*. Frankfurt a. Main, Campus.
- Klauser, Francisco (2007): Beschränkte Nachhaltigkeit der Videoüberwachung als präventives Instrument der Revitalisierung von Problemräumen, in: Nils Zurawski (Hg.): *Sicherheitsdiskurse. Angst, Kontrolle und Sicherheit in einer „gefährlichen“ Welt*. Frankfurt a. Main, Peter Lang.
- Klein, Inga (2011): Überwachte Sicherheit oder sichere Überwachung? Kulturelle Deutungsmuster im Diskurs um den biometrischen Reisepass, in: Nils Zurawski (Hg.): *Überwachungspraxen – Praktiken der Überwachung. Analysen zum Verhältnis von Alltag, Technik und Kontrolle*. Opladen, Budrich UniPress.
- Kleinen, Michael (2006): Die (Wieder-)Entdeckung des Raumes im 11. Jahrhundert, in: Britta Krause et al. (Hg.): *Chronotopographien. Agency in Zeiträumen*. Frankfurt a. Main, Peter Lang.
- Kleinspahn, Thomas (1989): *Der flüchtige Blick. Sehen und Identität in der Kultur der Neuzeit*. Reinbek, Rowohlt.
- Klocke, Gabriele & Studiengruppe (2001): Das Hintertürchen des Nichtwissens. Was Regensburger BürgerInnen über die Videoüberwachung in ihrer Stadt wissen und denken, in: *Bürgerrechte & Polizei / CILIP* 69 (2), S. 88-93.
- Kluge, Friedrich (2002): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, bearbeitet von Elmar Seebold, 24. überarb. und erw. Auflage, Berlin/New York, de Gruyter.
- Kohlstock, Peter (2004): *Kartographie*. Paderborn, Schönigh UTB.
- Kohn, Margret (2004): *Brave New Neighborhoods. The Privatization of Public Space*. New York/London, Routledge.
- Kokot, Waltraut (2007): Culture and Space. Anthropological Approaches, in: *Ethno-scripts* 9 (1), S. 10-23.
- Kominko, Maja (2008): New Perspectives on Paradise – the Levels of Reality in Byzantine and Latin Medieval Maps, in: Richard J. A. Talbot & Richard W. Unger (Hg.): *Cartography in Antiquity and the Middle Ages. Fresh Perspectives, New Methods*. Leiden, Brill.
- Koskela, Hille (2002): Video Surveillance, Gender, and the Safety of Public Urban Space. „Peeping Tom“ Goes High Tech?, in: *Urban Geography* 23 (3), S. 257-278.
- Krasmann, Susanne (2003): *Die Kriminalität der Gesellschaft. Zur Gouvernementalität der Gegenwart*. Konstanz, Universitätsverlag Konstanz.
- Krause, Markus (2008): *Die Realität des Messens*, in: Nicolas Pethes et al. (Hg.): *Menschenversuche – Eine Anthologie 1750-2000*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Kreissl, Reinhard & Steinert, Heinz (2008): Für einen gesellschaftstheoretisch aufgeklärten Materialismus, in: *Kriminologisches Journal* 40 (4), S. 269-283.
- Krygier, John & Wood, Denis (2005): *Making Maps. A Visual Guide to Map Design for GIS*. New York, Guilford.

- Krysmanski, Hans Jürgen (2001): *Popular Science. Medien, Wissenschaft und Macht in der Postmoderne*. Münster, Waxmann.
- Krysmanski, Hans Jürgen (2001a): C. Wright Mills. Kritik der soziologischen Denkweise, in: Georg Oesterdieckhoff (Hg.): *Lexikon der soziologischen Werke*. Opladen, Leske Budrich.
- Kuhn, Thomas (1973): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Kupčák, Ivan (1980): *Alte Landkarten. Von der Antike bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*. Prag, Artia.
- Kuusisto, Anna (2001): Territoriality, Symbolism and the Challenge, in: *Peace Review* 13 (1), S. 59-66.
- Ladstätter, Peter (2009): Postmoderne Geodäsie, in: *arcaktuell*. Das Fachmagazin von ESRI 1, S. 13.
- Laidlaw, Zoë (2006): Das Empire in Rot. Karten als Ausdruck des britischen Imperialismus, in: Christoph Dipper & Ute Schneider (Hg.): *Kartenwelten. Der Raum und seine Repräsentation in der Neuzeit*. Darmstadt, Primus.
- Lakoff, Andrew (2006): Techniques of Preparedness, in: Torin Monahan (Hg.): *Surveillance and Security. Technological Politics and Power in Everyday Life*. London/New York, Routledge.
- Lamnek, Siegfried (1995): *Qualitative Sozialforschung*. Weinheim, Beltz.
- Latour, Bruno (1987): *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers Through Society*. Cambridge, Harvard Univ. Press.
- Lautmann, Rüdiger (2008): Von der ‚Sozio-Neuro-Wissenschaft‘ zur ‚Zivilisierung der Natur‘, in: *Kriminologisches Journal*, 40 (4), S. 294-298.
- Lefèbvre, Henri (1974): *La production de l'espace*. Paris, Edition Anthropos.
- Lefèbvre, Henri (1968): *Le droit à la ville*. Paris, Edition Anthropos.
- Lentz, Sebastian & Ormeling, Ferjan (Hg. 2008): *Die Verräumlichung des Weltbildes. Petermanns Geographische Mitteilungen zwischen „explorativer Geographie“ und der „Vermessenheit“ europäischer Raumphantasien*. Stuttgart, Franz Steiner.
- Ley, David & Cybriwsky, Roman (1974): Urban Graffiti as Territorial Markes, in: *Annals of the Association of American Geographers* 64 (4), S. 491-505.
- Los, Maria (2006): Looking into the Future. Surveillance, Globalization and the Totalitarian Potential, in: David Lyon (Hg.): *Theorizing Surveillance. The Panopticon and Beyond*. Cullompton, Willan.
- Low, Setha M. (2003): Embodied Space(s). Anthropological Theories of Body, Space, and Culture, in: *Space and Culture* 6 (1), S. 9-18.
- Löw, Martina (2008): *Soziologie der Städte*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Lyon, David (2001): *Surveillance Society. Monitoring Everyday Life*. Buckingham/Philadelphia, Open University Press.
- Lyon, David (2002): Editorial. Surveillance Studies: Understanding Visibility, Mobility and the Phenetic Fix, in: *Surveillance & Society* 1 (1), S. 1-7.
- Lyon, David (2003): *Surveillance after September 11*. Cambridge, Polity.
- Lyon, David (Hg. 2006): *Theorizing Surveillance. The Panopticon and Beyond*. Cullompton, Willan.
- Lyon, David (2007): *Surveillance Studies. An Overview*. Cambridge, Polity.

- Lyon, David & Bennett, Colin J. (Hg. 2008): *Playing the Identity Card*. London/New York, Routledge.
- MacEachren, Alan M. (2004): *How Maps Work. Representation, Visualization, and Design*. New York, Guilford Press.
- MacLaughlin Jim (2001): *Reimagining the Nation-State. The Contested Terrains of Nation-building*. London, Pluto.
- Marx, Gary T. (2002): What's New About the "New Surveillance"? Classifying for Change and Continuity, in: *Surveillance & Society*, 1 (1), S. 9-29.
- Marx, Gary T. (2005): Surveillance and Society, in: George Ritzer (Hg.): *Encyclopedia of Social Theory*. Thousand Oaks/London, Sage.
- Marx, Gary T. (2006): Varieties of Personal Information as Influences on Attitudes Toward Surveillance, in: Kevin D. Haggerty & Richard Ericson (Hg.): *The New Politics of Surveillance and Visibility*. Toronto, Toronto Univ. Press.
- Maurer, Michael (2008): Sehnsucht. Zur Archäologie eines Reisemotivs, in: Hermann Arnold (Hg.): *Orte der Sehnsucht. Mit Künstlern auf Reisen*. Münster/Regensburg, LWL/Steiner&Steiner.
- Mauss, Marcel (1989): *Soziologie und Anthropologie*, Band 2. Frankfurt a. Main, Fischer Wissenschaft.
- McCahill, Mike (2002): *The Surveillance Web. The Rise of Visual Surveillance in an English City*. Cullompton, Willan.
- Mead, George Herbert (1993): *Geist, Identität und Gesellschaft aus Sicht des Sozialbehaviourismus*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Metelmann, Jörg (2005): Kontroll-Raum. In-der-Medienwelt-Sein und die Topologien der Videoüberwachung, in: Leon Hempel & Jörg Metelmann (Hg.): *Bild-Raum-Kontrolle*. Frankfurt, Suhrkamp.
- Miller, Daniel (2003): The Virtual Moment, in: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 9, S. 57-75.
- Miller, Daniel (Hg. 2005): *Materiality*. Durham, Duke Univ. Press.
- Mills, C. Wright (1959): *The Sociological Imagination*. London, Oxford Univ. Press.
- Mogel, Lize & Bhagat, Alexis (2008): *An Atlas of Radical Cartography*. Los Angeles, Journal of Aesthetics and Protest Press.
- Monmonier, Mark (1997): *Cartographies of Danger. Mapping Hazards in America*. Chicago, Chicago Univ. Press.
- Monmonier, Mark (2002): *Spying with Maps. Surveillance Technologies and the Future of Privacy*. Chicago, Chicago Univ. Press.
- Morley, David & Robins, Kevin (1995): *Spaces of Identity. Global Media, Electronic Landscapes and Cultural Boundaries*. London/New York, Routledge.
- Musik, Christoph (2009): *Die Sehnsucht, das Innere des Menschen in seinem Äußeren zu erkennen. Von der Physiognomik zur automatischen Gesichtsausdruckserkennung*. Unveröffentlichte Magisterarbeit, Universität Wien.
- Müller, Christoph & Boos, Daniel (2004): Zurich Main Railway Station: A Typology of Public CCTV Systems, in: *Surveillance & Society* 2 (2/3), S. 161-176.
- Newburn, Tim & Hayman, Stephanie (2002): *Policing, Surveillance and Social Control*. Cullompton, Willan.
- Neyland, Daniel (2009): Who's Who? The Biometric Future and the Politics of Identity, in: *European Journal of Criminology* 6, S. 135-155.

- Norris, Clive (2007): The Intensification and Bifurcation of Surveillance, in: *European Journal on Criminal Policy and Research* 13, S. 139-158.
- Norris, Clive & Armstrong, Gary (1999): *The Maximum Surveillance Society. The Rise of CCTV*. Oxford, Berg.
- Norris, Clive & McCahill, Mike (2006): CCTV. Beyond Penal Modernism, in: *British Journal of Criminology* 46, S. 97-118.
- Nusser, Tanja & Strowick, Elisabeth (2003): *Rasterfahndungen. Darstellungstechniken. Normierungsverfahren. Wahrnehmungskonstitution*. Bielfeld, transcript.
- Ogura, Toshimaru (2006): Electronic Government and Surveillance-oriented Society, in: David Lyon (Hg.): *Theorizing Surveillance. The Panopticon and Beyond*. Cullompton, Willan.
- Orleans, Peter (1973): Differential Cognition of Urban Residents. Effects of Social Scale on Mapping, in: Roger M. Downs & David Shea (Hg.): *Image and Environment. Cognitive Mapping and Spatial Behavior*. Chicago, Aldine.
- Pacho, Julián (2006): Von virtueller Erfahrung zum virtuellen Weltbild? Kognitive Aspekte virtueller Realität, in: Andreas Metzner & Ursua Lezaun Nicanor (Hg.): *Netzbasierende Kommunikation und das Verhältnis von Identität und Gemeinschaft*. Cottbus, trafo.
- Perkins, Matthew (2006): *The Use of GIS for the Weed and Seed Crime Reduction Program*, in: Vortrag auf der Konferenz Crime, Justice and Surveillance. Sheffield 6. April 2006. (eine Referenz kann u.a. im Web hier eingesehen werden: http://www.weedandseed.info/docs/studies_other/jrsa-performance-measures-final.pdf)
- Piatti, Barbara (2008): *Die Geographie der Literatur. Schauplätze, Handlungsräume, Raumphantasien*. Göttingen, Wallstein.
- Popitz, Heinrich, et al. (1957): *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie*. Tübingen, Mohr.
- Popitz, Heinrich (1992): *Phänomene der Macht*. Tübingen, Mohr.
- Popitz, Heinrich (2006): *Soziale Normen*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Poster, Mark (1995): *The Second Media Age*. Cambridge, Polity.
- Präg, Patrick & Thiel, Stefanie (2008): Marschieren ohne Beine, in: *Kriminologisches Journal* 40 (4), S. 290-293.
- Quante, Michael (1997): Macht und Ohnmacht der Menschenbilder. Medizin zwischen Medien und Moral, in: Jutta Phillips-Krug & Cecilia Hausheer (Hg.): *Frankensteins Kinder. Film und Medizin*. Zürich, Cantz.
- Quillier, Olivier (2006): Neurowissenschaften im Dienst des Antiterrorkampfes, in: *Le Monde Diplomatique* (Januar 2006), S. 5.
- Raab, Jürgen (2008): *Erving Goffman*. Konstanz, UVK.
- Raffestin, Claude (1980): *Pour une géographie du pouvoir*. Paris, Litec.
- Reuband, Karl-Heinz (2001): Videoüberwachung. Was die Bürger von der Überwachung halten, in: *Neue Kriminalpolitik* 2, S. 5-9.

- Rilling, Rainer (2006): *Kartographien der Macht*, Vortrag auf der Attac- Sommerakademie in Karlsruhe am 5.8.2006, <http://www.rainer-rilling.de/texte/Kartographien%20der%20Macht.pdf>.
- Rogers, Richard (2009): *The End of the Virtual. Digital Methods*. Amsterdam, Vossiuspers UvA.
- Rolfes, Manfred (2007): „Da gehe ich nicht so gerne lang ...“. Über die Verwendung räumlicher Semantiken bei der Konstruktion (un-)sicherer Räume, in: Nils Zurawski (Hg.): *Sicherheitsdiskurse. Angst, Kontrolle und Sicherheit in einer „gefährlichen“ Welt*. Frankfurt a. Main, Peter Lang.
- Rose, Steven (2006): We Are Moving Ever Closer to the Era of Mind Control. The Military Interest in New Brain-scanning Technology is Beginning to Show a Sinister Side, in: *The Guardian* 5. Februar 2006, <http://observer.guardian.co.uk/comment/story/0,,1702525,00.html>.
- Rossmo, Kim D. et al. (2008): Geographic Patterns and Profiling of Illegal Crossings of the Southern U.S. Border, in: *Security Journal* 21, S. 29-57.
- Rötzer, Florian (2007): Bildbereinigung durch Google Earth, in: *Telepolis* (21.01.2007), <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/24/24483/1.html>.
- Rule, James B. (1974): *Private Lives and Public Surveillance. Social Control in the Computer Age*. New York, Schocken Books.
- Rüschmeyer, Georg (2009): Die Illusion der Einsicht, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* (10. Mai 2009), S. 64.
- Samatas, Minas (2004): *Surveillance in Greece. From Anticomunist to Consumer Surveillance*. New York, Pella Publishing Co.
- Sand, Shlomo (2008): Wie das jüdische Volk erfunden wurde. Erkenntnisse, die nicht in eine lineare Wahrnehmung der Vergangenheit passen, in: *Le Monde Diplomatique* (August 2008), S. 3.
- Sandmeyer, Peter (2008): Eine wegweisende Erfindung, in: *Mare. Eine Zeitschrift der Meere*, 70 (Okt./Nov. 2008), S. 126-130.
- Sassen, Saskia (1991): *The Global City. New York, London, Tokyo*. Princeton, Princeton Univ. Press.
- Scheerer, Sebastian (2000): Soziale Kontrolle – ein schöner Begriff für böse Dinge?, in: Helge Peters (Hg.): *Soziale Kontrolle. Zum Problem der Nonkonformität in der Gesellschaft*. Opladen, Leske & Budrich.
- Schlieder, Christoph (2003): Euclide moralisé. Kognitive Räume in informatischen Verarbeitungszusammenhängen, in: Christiane Funken & Martina Löw (Hg.): *Raum-Zeit-Medialität. Interdisziplinäre Studien zu neuen Kommunikationstechnologien*. Opladen, Leske & Budrich.
- Schlögel, Karl (2003): *Im Raume lesen wir die Zeit*. Frankfurt a. Main, Fischer.
- Schmidt, Henrike / Teubener, Katy & Zurawski, Nils (2006): Virtual (Re)Unification? Diasporic Cultures on the Russian Internet, in: dies. (Hg.): *Control & Shift. Public and Private Usages of the Russian Internet*. Hamburg, BOD-Verlag.
- Schmuhl, Hans-Walter (2008): *Senfkorn und Sauerteig. Die Geschichte des Rauhen Hauses zu Hamburg 1833-2008*. Hamburg, Agentur.
- Schnabel, Ulrich & Uehlecke, Jens (2009): Sind die Gedanken noch frei?, in: *Die Zeit* 28 (2. Juli 2009), S. 29.

- Schneider, Birgit (2003): Raster, Druck und Kolonialismus. Rasterungen im 19. Jahrhundert, in: Tanja Nusser & Elisabeth Strowick (Hg.): *Rasterfahrungen*. Bielefeld, transcript.
- Schneider, Ute (2006): *Die Macht der Karten. Eine Geschichte der Kartographie vom Mittelalter bis heute*. Darmstadt, Primus.
- Schroer, Markus (2006): *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Schultz, Hans-Dietrich (2007): Im Norden liegt..., im Osten fließt... Vom Lesenlernen des Kartenbildes, in: Christoph Dipper & Ute Schneider (Hg.): *Kartenwelten. Der Raum und seine Repräsentation in der Neuzeit*. Darmstadt, Primus.
- Schuurman, Nadine & Pratt, Geraldine (2004): Care of the Subject. Feminism and Critiques of GIS, in: Nigel Thrift & Sarah Whatmore (Hg.): *Cultural Geography. Critical Concepts in the Social Sciences*, Vol. 1: Mapping Culture. Oxon, Routledge (1. Auflage 2002).
- Scott-Heron, Gil (1975): A Talk: Bluesology/Black history/Jaws/The Revolution Will not Be Televised, in: *Midnight Band, The First Minute of a New Day*. Brouhana Music Inc, re-release 1998 Rumal-Gia Ltd.
- Searle, John R. (1995): *The Construction of Social Reality*. London, Penguin.
- Sessar, Klaus et al. (2004): *Insecurities in European Cities. Crime-Related Fear Within the Context of New Anxieties and Community-Based Crime Prevention*. Final Report. [http://www.tuharburg.de/stadtplanung/html/ab/ab_106/ag_2/down loads/InSec%20Final%20Report.pdf](http://www.tuharburg.de/stadtplanung/html/ab/ab_106/ag_2/downloads/InSec%20Final%20Report.pdf)
- Shirlow, Peter (2006): *Belfast. Segregation, Violence and the City*. London, Pluto.
- Short, John Rennie (2003): *The World Through Maps. A History of Cartography*. Oxford, Firefly Books.
- Sigrist, Christian (1989): Akephale Stämme und ihr Rebellionspotential, in: Christian Sigrist & Rainer Neu (Hg.): *Ethnologische Texte zum alten Testament*, Band 1: Vor- und Frühgeschichte Israels. Neukirchen-Vluyn, Neukirchner Verlag.
- Sigrist, Christian (1991): Ritus II, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Band 8. Basel, Schwabe, S. 1053-1058.
- Sigrist, Christian (1994): *Regulierte Anarchie. Untersuchungen zum Fehlen und Entstehung politischer Herrschaft in segmentären Gesellschaften Afrikas*. Hamburg, EVA.
- Singelstein, Tobias & Stolle, Peer (2008): *Die Sicherheitsgesellschaft. Soziale Kontrolle im 21. Jahrhundert*. Wiesbaden, VS (2. überarbeitete Auflage).
- Smith, Anthony D. (1995): *Nations and Nationalisms in a Global Era*. Cambridge, Polity.
- Smith, Gavin (2004): Behind the Screens: Examining Constructions of Deviance and Informal Practices among CCTV Control Room Operators in the UK, in: *Surveillance & Society* 2 (2/3), S. 376-395.
- Soeffner, Georg (1992): *Die Ordnung des Rituals*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Soeffner, Georg (2004): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, in: Uwe Flick (Hg.): *Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch*. Reinbek, Rowohlt.
- Soja, Edward W. (1989): *Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social Theory*. London, Verso.
- Soja, Edward W. (1996): *Thirdspace. Journeys to Los Angeles and Other Real-imagined Places*. Malden/Oxford, Blackwell.

- Stang, Michael (2009): Zwei blaue Vergissmeinnicht..., in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* (15. März 2009), S. 72.
- Staples, William (1997): *The Culture of Surveillance. Discipline and Social Control in the United States*. New York, St. Martin's Press.
- Struck, Bernhard (2006): Farben, Sprachen, Territorien. Die deutsch-polnische Grenzregion auf Karten des 19. Jahrhunderts, in: Christoph Dipper & Ute Schneider (Hg.): *Kartenwelten. Der Raum und seine Repräsentation in der Neuzeit*. Darmstadt, Primus.
- Sturm, Gabriele (2003): Der virtuelle Raum als Double – oder: Zur Persistenz hierarchischer Gesellschaftsstruktur im Netz, in: Christiane Funken & Martina Löw (Hg.): *Raum-Zeit-Medialität. Interdisziplinäre Studien zu neuen Kommunikationstechnologien*. Opladen, Leske & Budrich.
- Svenonius, Ola (2011): *Sensitising Urban Transport Security*, Stockholm University Press.
- Thome, Helmut (2008): Muss Kriminalätiologie (neuro-)biologisch identifizierte Einflussfaktoren in ihren Erklärungsmodellen berücksichtigen?, in: *Kriminologisches Journal* 40 (4), S. 284-289.
- Thrift, Nigel (2006): Space, in: *Theory, Culture and Society* 23 (2/3), S. 139-155.
- Ticktin, Miriam (2005): Policing and Humanitarianism in France. Immigration and the Turn to Law as State of Exception, in: *Interventions* 7 (3), S. 346-368.
- Tiedemann, Axel & Beschnitt, Christopher (2008): Datenschützer warnt vor Video-"Wildwuchs", in: *Hamburger Abendblatt* (15. April 2008).
- Tolman, Edward C. (1948): Cognitive Maps in Rats and Men, in: *The Psychological Review* 55 (4), S. 189-208.
- Töpfer, Eric (2005): Die polizeiliche Videoüberwachung des öffentlichen Raums. Entwicklung und Perspektiven, in: *DANA. Datenschutznachrichten* 2, S. 5-9.
- Töpfer, Eric (2007): Videoüberwachung – eine Risikotechnologie zwischen Sicherheitsversprechen und Kontrolldystopien, in: Nils Zurawski (Hg.): *Surveillance Studies. Perspektiven eines Forschungsfeldes*. Opladen, Barbara Budrich.
- Töpfer, Eric (2008): Videoüberwachung in Europa. Entwicklung, Perspektiven und Probleme, in: Hans-Jörg Kreowski (Hg.): *Informatik und Gesellschaft. Verflechtungen und Perspektiven*, Münster, LIT.
- Töpfer, Eric (2008a): Daten, Karten, Lagebilder. Mit dem „spatial turn“ in der Polizeiarbeit schreitet auch ihre Geoinformatisierung voran, in: *Telepolis* (23.04.2008).
- Töpfer, Eric (2009): Videoüberwachung als Kriminalprävention? Plädoyer für einen Blickwechsel, in: *Kriminologisches Journal* 4, S. 272-282.
- Töpfer, Eric / Eick, Volker & Sambale, Jens (2007): Business Improvement Districts – neues Instrument für Containment und Ausgrenzung? Erfahrungen aus Nordamerika und Großbritannien, in: *PROKLA* 149 37 (4), 511-528.

Urbaneye working papers, 2001-2006 (www.urbaneye.net).

- van der Ploeg, Irma (1999): The Illegal Body. „Eurodac“ and the Politics of Biometric Identification, in: *Ethics and Information Technology* 1, S. 295-302.
- van der Ploeg, Irma (2006): Borderline Identities. The Enrollment of Bodies in the Technological Reconstruction of Borders, in: Torin Monahan (Hg.): *Surveillance*

- and Security. *Technological Politics and Power in Everyday Life*. New York/London, Routledge.
- van Gennepe, Arnold (1986): *Übergangsriten*. Frankfurt a. Main, Campus.
- Vergunst, Jo, Andrew Whitehouse, Nicolas Ellison & Arnar Arnason (2013): Introduction, in dies (Hrsg): *Landscape beyond Land. Routes, Aesthetics, Narratives*. New York/Oxford, Berghahn.
- Virilio, Paul (1989): *Krieg und Kino. Logistik der Wahrnehmung*. Frankfurt a. Main, Fischer.
- Virilio, Paul (2006): Die Auflösung des Stadtbildes, in: Jörg Dünne & Stephan Günzel (Hg.): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaft*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp (1. Auflage 1984).
- Wagner, Thomas (2005): *Irokesen und Demokratie. Ein Beitrag zur Soziologie interkultureller Kommunikation*. Münster, Lit.
- Wassmann, Jürg & Dasen, Pierre R. (1998): Balinese Spatial Orientation. Some Evidence for Moderate Linguistic Relativity, in: *The Journal of the Royal Anthropological Society (Man)* 4 (4), S. 689-711.
- Wassmann, Jürg (1993): The Yupno as Post-Newtonian Scientists. The Question of What is Natural in Spatial Descriptions, in: *The Journal of the Royal Anthropological Society (Man)* 29 (3), S. 645-666.
- Wehrheim, Jan (2006): *Die überwachte Stadt. Sicherheit- Segregation und Ausgrenzung*. Opladen, Budrich (2. überarbeitete Auflage).
- West, Rebecca (2002): *Schwarzes Lamm und grauer Falke. Eine Reise durch Jugoslawien*. Berlin, Edition Thiamat.
- Weizmann, Eyal (2008): *Sperrzonen. Israels Architektur der Besatzung*. Hamburg, Edition Nautilus.
- Wells, Karen (2007): The Material and Visual Cultures of Cities, in: *Space and Culture* 10, S. 136-144.
- Welsh, Brandon C. & Farrington, David P. (2002): *Crime Prevention Effects of Closed Circuit Television. A Systematic Review* (Home Office Research Study 252). London, Home Office Research, Development and Statistics Directorate.
- Werlen, Georg (2009): Geographie/Sozialgeographie, in: Stephan Günzel (Hg.): *Raumwissenschaften*. Frankfurt a. Main, Suhrkamp.
- Widmann, Arno (2009): Che und der Mond, in: *Frankfurter Rundschau* (20. Juli 2009), S. 11.
- Wilhelmy Herbert (1981): *Kartographie in Stichworten*. Kiel, Ferdinand Hirth.
- Wood, David Murakami (2009): Situating Surveillance Studies, in: *Surveillance & Society* 19, S. 52-61.
- Wood, Denis (with John Fels, 1993): *The Power of Maps*. London, Routledge.
- Wuhrer, Pit (2000): *Die Trommeln von Drumcree. Nordirland am Rande des Friedens*. Zürich, Rotpunktverlag.
- Zec, Peter (2002): *Orientierung im Raum*. Essen, red dot edition.
- Zurawski, Nils (2000): *Virtuelle Ethnizität. Studien zu Identität, Kultur und Internet*. Frankfurt a. Main, Peter Lang.
- Zurawski, Nils (2004): „Because it's Important and out There“. From Real Life Identities to Virtual Ethnicities, in: Mía Consalvo et al. (Hg.): *Internet Research*

- Annual, Vol. 1: Selected Papers from the Association of Internet Researchers Conferences 2000-2002*. New York, Peter Lang.
- Zurawski, Nils (2005): „I know where you live!“ – Aspects of watching, surveillance and social control in a conflict zone (Northern Ireland), in: *Surveillance & Society* 2 (4), S. 498-512.
- Zurawski, Nils (2006): Mit Karten die Welt(en) verstehen, in: *Telepolis* (29. 07. 2006), <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/23/23190/1.html>.
- Zurawski, Nils (2006a): Karten, Bilder, Kontrolle. Cognitive Mapping und Überwachung“, in: Dietmar Fricke et al. (Hg.): *Chronotopographien. Agency in ZeitRäumen*. Frankfurt a. Main, Peter Lang.
- Zurawski, Nils (2007): Video Surveillance and Everyday Life. Assessments of CCTV and the Cartography of Socio-spatial Imaginations.“, in: *International Criminal Justice Review* 17 (4), S. 269-288.
- Zurawski, Nils (2007a): Vom öffentlichen Raum zu dessen Phantasie. Cognitive Mapping und die Überwachung öffentlicher Räume, in: Arne Winkelmann & Yorck Förster (Hg.): *Gewahrsam. Räume der Überwachung*. Heidelberg, Kehler.
- Zurawski, Nils (2007b): Plattdeutsch digital – Formen der Sprach- und Identitätskonstruktion im Internet, in: *Schriftenreihe des Instituts für Niederdeutsche Sprache (Dokumentationen), Sonderheft zum 100-jährigen Jubiläum des Quickborn Vereinigung für Niederdeutsche Sprache*. Bremen, Schuster Leer.
- Zurawski, Nils (Hg. 2007c): *Surveillance Studies. Perspektiven eines Forschungsfeldes*. Opladen, Barbara Budrich.
- Zurawski, Nils (2007d): *Abschlussbericht*, Hamburg, universitätsinterne Veröffentlichung.
- Zurawski, Nils (2010): ‚It is All About Perceptions‘. CCTV, Feelings of Safety and Perceptions of Space – What the People Say, in: *Security Journal* 23 (4), S. 259-275.
- Zurawski, Nils (2012): From crime prevention to urban development. Politics and resistance concerning CCTV cameras in a plaza in central Hamburg, *Information Polity* special issue, Volume 17, Number 1/2012
- Zurawski, Nils (2013): Divided by Design. On cognitive maps and material culture in the Northern Ireland conflict. in: Yana Milev (Hg.): *Design Anthropology*, Berlin.
- Zureik, Elia (2010): Colonialism, Surveillance, and Population Control. Israel/Palestine, in: Elia Zureik, David Lyon & Yasmeen Abu-Laban (Hg. 2010): *Surveillance and Control in Israel/Palestine*. Population, Territory and Power. London, Routledge.